

Rudolf von Jhering in briefen an eine freunde

Rudolf von Jhering, Frau Helene Jhering Ehrenberg






Digitized by Google

Rudolf von Jhering

in Briefen

an seine Freunde

Mit zwei Abbildungen



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel

1913



Rud Jhering

Gießen.

Rudolf von Jhering

in Briefen

an seine Freunde

Mit 2 Abbildungen



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel

1913

Vorwort.

Bei Gelegenheit des 400-jährigen Jubiläums der Universität Gießen wurden Auszüge aus Briefen meines Vaters an Karl Friedrich von Gerber veröffentlicht, und da sie das Interesse weiterer Kreise erregten, wurde mir von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen, eine größere Auswahl zu veranstalten. Was ich hier — dank dem Entgegenkommen der Empfänger oder ihrer Angehörigen — darbieten kann, gehört fast ausschließlich der Gießener, Wiener und Göttinger Zeit an. Aus meines Vaters jüngeren Jahren scheinen nur wenige Briefe erhalten zu sein, aber das Bild seiner Persönlichkeit tritt, wie ich glaube, auch aus den hier vorliegenden in charakteristischer Schärfe hervor. Als Ergänzung füge ich eine kleine Skizze bei, in der mein ältester Bruder Dr. Hermann von Ihering, Direktor des Staatsmuseums zu Sao Paulo in Brasilien, persönliche Erinnerungen an unseren Vater niedergelegt hat.

Auch dem Wunsche, den so charakteristischen Dankbrief an Bismarck für dessen Glückwunschschreiben zum 70. Geburtstag (er wurde zuerst in Hardens „Zukunft" veröffentlicht) durch erneuten Abdruck der Vergessenheit zu entreißen, habe ich gern entsprochen.

Leipzig, Dezember 1912.

Helene Ehrenberg,
geb. von Ihering.

1.

An die Firma Breitkopf und Härtel, Leipzig.

Berlin, 5. April 1844.

Ew. Wohlgeboren

erlaube ich mir eine Sammlung römisch-rechtlicher Abhandlungen zum Verlage anzubieten. Sie besteht aus 5 größeren und 2 bis 3 kleineren Abhandlungen, die alle zusammen nicht über 15 Druckbogen füllen würden, und für die ich als Honorar einen Friedrichsdor in Anspruch nehme. Sie sind größtenteils den Mitgliedern der hiesigen juristischen Fakultät bekannt, und es würde Ihnen also ein leichtes sein, über ihren Wert das Urteil kompetenter Richter zu erfahren. Der Geh. Justizrat und Professor Puchta hat mich unaufgefordert autorisiert, Ihnen gegenüber seine Empfehlung geltend zu machen, und sich bereit erklärt, Ihnen auf Verlangen die gewünschten Aufschlüsse zu geben. Ich habe, um jene Sammlung einer größeren Verbreitung fähig zu machen, nur solche Abhandlungen aufgenommen, die ein praktisches Interesse haben. Indem ich mich zur Übersendung des Manuskriptes bereit erkläre und Sie höflich um baldige Antwort bitte, verharre

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Dr. jur. Ihering,
Privatdozent an der hiesigen Universität.

2.

Aus einem Brief an Rudolf Gneist.

Rostock, 13. Sept. 1846.

Mein lieber Gneist!

Es war mir eine sehr angenehme Überraschung, von Ihnen einmal einige Zeilen zu erhalten, wenngleich dieselben ihrem Hauptzweck nach bestimmt waren, mich aus meiner Bequemlichkeit und Behaglichkeit aufzuschrecken und mich zu einer Arbeit zu veranlassen, die ich mir bisher aus dem einfachen Grunde, weil ich mir nicht die nötige Fähigkeit dazu zutraue, vom Halse gehalten hatte. Sie wissen selbst, daß ich nicht imstande bin, die letzte Abhandlung Ihres Werkes zu beurteilen, und was Sie weniger wissen, aber ich selbst am besten, ist das, daß ich mich zum Kritiker nicht eigne, indem es mir schwer wird, mich ganz in fremde Ideen hineinzuversetzen, ein ganzes Werk mit einem Male zu übersehen und in seiner Totalität zu beurteilen; indem ich es ferner nicht liebe, mit kritischer Nase überall herumzuspüren, ob es nicht irgendwo im Text oder in den Noten stinke und ein Stückchen vermeintlichen Dreckes sich auffinden lasse, den der Autor in der Eile hat fallen lassen, und den man dann dem Publikum mit großem Geschrei vorzeigen könnte. Obgleich ich mir dies nun selbst sage, so will ich doch dem Antrage, den Sie mir machen, und der mir als ein Zeichen Ihres Vertrauens zu mir sehr lieb ist, so gut ich kann zu entsprechen suchen; Sie haben es sich aber selbst zuzuschreiben, wenn Sie eins der Opfer sind, an dem sich meine Unfähigkeit zu rezensieren, d. h. den Autor ein Langes und Breites über dies und das zur Rede zu stellen, betätigen wird. Anstandshalber werde ich aber, weil ein Kritikus es einmal so muß und das Lob sonst keinen Effekt hat, einige Punkte zu finden suchen, an denen ich meine Rezensentenpolemik auslasse; Sie werden aber mit mir zufrieden sein.

3.

An den Advokaten Frölich[1] in Schleswig.

Kiel, 7. Mai 1849.

Mein lieber Reisegefährte und Freund.

Zwischen meinem letzten Briefe und dem gegenwärtigen liegt für uns beide eine inhaltsschwere Zeit, eine Zeit herber Verluste und großer Veränderungen. Sie kennen den furchtbaren Schlag, der mich getroffen hat[2], und ich kenne den Ihrigen, ebenso wissen Sie, daß ich jetzt Kiel mit Rostock vertauscht habe und Ihnen damit so nahe gekommen bin, wie dies nur irgend möglich ist. Schon seit längerer Zeit hätte ich Ihnen schreiben sollen, allein durch den Tod meiner Frau ist meine Korrespondenz selbst mit meinen intimsten Freunden erlahmt, alle Lust schriftlicher Mitteilung geschwunden, und erst jetzt von Kiel aus werde ich meine Korrespondenz allmählich wieder anzuknüpfen suchen. Der Nächste sind Sie mir, und so sollen Sie auch der Erste sein, an den ich von hier aus schreibe.

Wie seltsam hat es sich gefügt, daß ein Wunsch, den wir vor 4 Jahren äußerten, so bald erfüllt ist und ich Professor in Kiel geworden bin. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich darüber freue, und wie lieb es mir namentlich ist, damit zugleich Ihr nächster Nachbar geworden zu sein. Ich lebe jetzt der frohen Aussicht, Sie und Ihre verehrte Familie von Zeit zu Zeit sei es in Kiel, sei es in Schleswig zu sehen, und werde meinerseits nächstens mit meinem Besuche bei Ihnen den Anfang machen. Bis jetzt war ich noch durch meine Antrittsbesuche und die mancherlei Geschäfte, die ein Umzug mit sich bringt, daran verhindert, allein die Haupt-

[1] Der Vater von Jherings zweiter Frau.

[2] Tod der ersten Frau.

sachen sind jetzt beseitigt, einer kleinen Tour nach Schleswig steht nichts mehr im Wege, und so können Sie sich darauf versehen, daß nächstens Ihr Reisegefährte aus der Schweiz und Oberitalien sich Ihnen präsentiert. Mein Versprechen, mich in demselben malerischen Kostüm zu produzieren, mittelst dessen ich vor 4 Jahren die Inkognito-Rolle als Vagabund oder Räuber so glücklich durchführte, kann ich leider nicht erfüllen. Bei meinem zweimaligen Umzuge sind mir die Hauptstücke dieses kostbaren Inventariums abhanden gekommen, und ich bin jetzt gezwungen, in dem äußeren Aufzuge eines anständigen Mannes vor Ihnen zu erscheinen, was möglicherweise eine Wiedererkennung von Ihrer Seite gefährden wird.

Zu meinem innigen Leidwesen habe ich von Prof. Olshausen gehört, daß es sich mit Ihrem Gehöre so sehr verschlimmert hat, andererseits hat er zu meiner Freude hinzugefügt, daß dies auf Ihre Stimmung keinen Einfluß geäußert hat — und dies ist in der Tat ein seltenes Glück. Eine Art der Unterhaltung zwischen uns beiden, die wir bereits bei unserm ersten Zusammensein benutzten, soll uns jetzt gute Dienste leisten, nämlich das Schachspiel. Ich werde meine ganze Geschicklichkeit zusammennehmen, um nicht zu früh vor Ihnen das Gewehr zu strecken, aber mir bangt sehr, daß Sie mich diesmal tüchtig schlagen werden. Sollten Sie — woran ich nicht zweifle — Whistspieler sein, so halte ich mich gleichfalls zu einer Partie Whist rekommandiert.

Fast hätte ich Lust, meinen Brief schon wieder zu schließen, da ich ja vielleicht schon in den nächsten Tagen die Aussicht habe, Sie zu sehen. Allein da ich doch auch im persönlichen Verkehr mit Ihnen schriftlich werde kommunizieren müssen, so will ich Ihnen gleich hier noch einen kurzen Bericht über die letzten Jahre hinzufügen. Von Rostock aus schrieb ich Ihnen zuletzt in der Fülle meines Glücks. Sie glauben nicht, wie namenlos, wie unendlich glücklich ich war. Meine Frau war

ganz für mich geschaffen, und wir liebten einander mit einer unaussprechlichen Liebe. Und dabei waren unsere äußeren Verhältnisse, unser Umgang, meine amtliche Stellung ganz, wie wir sie nur wünschen konnten, wer uns sah, mußte unser Glück auf unseren Gesichtern lesen. Am 24. Dez. 1846 kam meine Frau mit Zwillingen nieder, die in der Geburt starben; die Niederkunft war um 2 Monate zu früh. Bei ihrer vortrefflichen Konstitution erholte sie sich rasch wieder, und wir verlebten abermals eine herrliche Zeit. Im Oktober des folgenden Jahres eröffnete sich mir die Aussicht, nach Kiel zu kommen, und meine Frau und ich schwelgten schon in Gedanken in der reizenden Gegend. Ich nahm den Ruf an, und zwar zu Michaelis 48. Welche Pläne machten wir für die Zukunft, wie herrlich ließ sich alles an, namentlich da wir wieder die Aussicht auf die Geburt eines Kindes bekommen hatten. Am 3. April kam meine Frau mit einem Knaben nieder, gerade an demselben Tage und zu derselben Stunde, wo wir 2 Jahre früher vor den Traualtar traten. Dies war der Gipfelpunkt meines Glücks. Der Zustand meiner Frau wie der des Kindes waren gleich befriedigend, und weder der Arzt, noch wir selbst dachten an irgendeine Gefahr. Am 11. April kam ich abends gegen 7 Uhr von einem Spaziergange zurück und fand meine Frau ganz frisch und heiter vor. Am folgenden Tage sollte sie zum erstenmal das Bett verlassen, und wir malten uns dieses Fest aus. Ich ging darauf in mein Arbeitszimmer. Kaum war ich dort, als die Wartefrau atemlos hereinstürzte und mich aufforderte, rasch einen Arzt zu holen, weil meine Frau plötzlich bei dem Versuch, sich im Bett aufzurichten, in Ohnmacht gefallen sei. Es war aber keine Ohnmacht, es war der Tod selbst, es war eine Stockung des Blutumlaufs eingetreten. Noch im Mai starb auch das Kind. —

So ward ich vom Gipfel des Glücks in der kürzesten

Zeit in das tiefste Elend gestürzt, und alles, alles, was mir bis dahin wert und teuer war, hatte seinen Wert für mich verloren. Die Poesie des Lebens ist für mich dahin; ich mag meine Ruhe wieder gewinnen und äußerlich glücklich erscheinen, meine Gedanken werden stets bei meiner Frau weilen, und eine Existenz ohne sie wird für mich nüchtern und wertlos sein. Der Abstand meines jetzigen von dem früheren Leben ist ein furchtbarer, und mein Geist möchte unter dem Druck der Herzenseinsamkeit erliegen. Aber man muß das Leben ja fortführen, solange es Gott gefällt.

Meine Übersiedlung nach Kiel hat mich zwar körperlich, aber nicht geistig von dem Schauplatz meines früheren Glückes getrennt. Ob sie wohltätige Folgen auf meinen Gemütszustand äußern wird, wie manche hoffen, steht dahin; die äußere Ruhe mag immerhin sich wieder einstellen, der innere Frieden schwerlich.

Nun leben Sie wohl, mein lieber Freund, und grüßen Sie die Ihrigen vielmals. In einigen Tagen kann ich vielleicht schon bei Ihnen sein. In dieser freudigen Aussicht empfiehlt sich Ihnen

Ihr aufrichtiger Freund

Dr. Ihering.

4.

An Dr. Härtel in Leipzig.

Kiel, 27. April 1851.

Hochzuverehrender Herr Doktor!

Anbei erhalten Sie

1. den Kontrakt von mir unterschrieben, leider aber, da Ihr Exemplar ohne meine Schuld beschmutzt war, abgeschrieben zurück,

sodann

2. das Manuskript der Einleitung, dem ich in einigen Wochen das des ersten Buchs nachsenden werde[1]. Den größten Teil dieses letzteren könnte ich sofort beilegen, allein da der Setzer zunächst für 4—5 Druckbogen haben wird, so schien mir dies nicht nötig und behalte ich mein Manuskript, um in nächster Zeit das ganze erste Buch einer Generalrevision zu unterwerfen.

In Erwiderung auf Ihren letzten Brief bemerke ich, daß ich meinerseits, nachdem mein Brief vom September unbeantwortet geblieben, keine weiteren Schritte tun konnte, mich aber freue, daß die Sache jetzt wieder in Ordnung gebracht ist. Daß der Druck diesen Winter nicht begonnen, hat freilich die Ausarbeitung des Manuskriptes verzögert, wird aber doch dem Werke selbst zum Vorteil gereichen, und insofern bedauere ich den Verzug durchaus nicht. Das erste Buch ist dadurch unter meinen Händen weit mehr angeschwollen, als ich erst beabsichtigte, und auf den Umfang des ganzen Werks wird dies einen nicht unbedeutenden Einfluß ausüben. Ich bedauere sehr, daß ich Ihnen den Umfang nicht genau angeben kann, aber es ist mir dies völlig unmöglich, indem in meinem Manuskript teils reichhaltige Materialien befindlich sind, die bei der Ausarbeitung zu wenigen kurzen Resultaten zusammengedrängt werden sollen, teils aber Andeutungen enthalten sind, die ich demnächst weiter auszuführen habe. Es ist mir dies darum sehr unangenehm, weil ich weiß, wie sehr Ihnen vom buchhändlerischen Gesichtspunkt aus daran liegen muß, den Umfang wenigstens einigermaßen vorauszusehen, und weil Sie die Hoffnung ausgesprochen haben, daß das Werk die Grenzen eines Bandes nicht überschreiten würde. Letzteres hoffe auch ich, aber es ist leicht möglich, daß der Band auf 40 bis

[1] Es handelt sich um den „Geist des römischen Rechts".

50 Druckbogen steigt, und ich kann nicht beurteilen, inwiefern es zweckmäßiger ist, einen oder zwei Bände zu machen. Ich fühle, daß die Sachlage für Sie in doppelter Beziehung eine wenig angenehme ist, einmal nämlich wegen dieser Ungewißheit des Umfanges und sodann, weil das Manuskript noch erst ausgearbeitet werden soll. Ich erkenne das Vertrauen, welches Sie mir schenken, vollkommen an und hoffe, daß der Wert meines Buches dasselbe hinterher rechtfertigen werde. Es ist mir mit diesem Buche eigen gegangen. Seit 1841 trage ich die Idee dazu in mir herum, 1842 arbeitete ich die ersten Ideen für mich aus, 1843 las ich ein Publikum darüber, 1846 abermals in Rostock und 1849 in Kiel — niemals habe ich mein Buch aus den Augen verloren, stets etwas ausgearbeitet und — — jetzt, wo ich drucken lassen soll, zittere ich, möchte noch aufschieben und immer aufschieben. Der Grund liegt in der Beschaffenheit des Gegenstandes, denn er gehört zu denen, mit denen man nie fertig ist, und hinsichtlich dessen namentlich in bezug auf systematische Anordnung eine wahrhaft unselige Möglichkeit an Variationen stattfindet, unter der ich ehrlich gelitten habe. Der Neuheit meiner Methode und Auffassung, der Richtigkeit und Importanz der meisten meiner Resultate bin ich mir bewußt, aber ebensosehr, daß ich das Buch noch 20 Jahre liegen lassen könnte. Ich habe es mir einmal vorgenommen, das Möglichste aus meinem Buche zu machen, und daher kommt denn jetzt, wo ich drucken lassen soll, meine Ängstlichkeit und Unentschlossenheit. Die Einleitung trägt die Spuren davon an sich, sie ist mir jetzt so zuwider geworden, daß ich sie gar nicht mehr ansehen mag und mich freuen werde, wenn sie erst glücklich in Ihren Händen ist, damit ich nicht mehr daran ändern kann. Mehrmals habe ich in einem Moment vernichtet, was ich späterhin wieder aufnehmen mußte. Wegen der pedantischen Kritik, die ich übe, wird es ein wahres Glück für mich sein, wenn ich erst

in den **Händen** Ihres Setzers bin und dadurch gegen jenen Fehler **geschützt** werde. Ich werde dann rascher und vielleicht auch **besser** arbeiten, denn was ich jetzt noch zu arbeiten habe, betrifft **fast nur** die Redaktion, und hinsichtlich ihrer ist eine zu **große Langsamkeit** eher nachteilig als förderlich.

Einer geneigten Antwort von Ihrer Seite demnächst entgegen**sehend** verharre ich mit

ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster Prof. Ihering.

5.

An Karl Friedrich v. Gerber.

Kiel, 8. August 1851.

Mein lieber Gerber[1]!

Ich freue mich sehr, daß Sie umgehend geantwortet haben, denn sonst hätte ich Ihren Brief nicht mehr erhalten, da ich bereits morgen verreisen werde und zwar nach Gießen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage wie Sie, ich möchte nämlich gleichfalls mich gerne wieder von Gießen freimachen, vorausgesetzt, daß die ungünstige Schilderung, die man mir von Gießen und den dortigen Verhältnissen entworfen hat, sich mir bestätigen sollte. Moralisch bin ich gebunden den Ruf anzunehmen, und werde dies tun, selbst wenn Gießen eine Hölle wäre und man mich in Darmstadt meines Wortes nicht entbinden sollte. Nachdem es hier bekannt wurde, daß ich einen Ruf nach Gießen habe, wußte man mir von allen Seiten so viel Ungünstiges zu sagen, beeiferte sich so, mir Gießen zu verleiden und meine dorthin gegebene Zusage als

[1] Professor des deutschen Rechts in Jena, Tübingen, Leipzig, später sächsischer Kultusminister.

eine Übereilung zu bezeichnen, daß ich es für meine Pflicht gegen meine Frau und mich selbst hielt, der Sache auf den Grund zu kommen. Zu dem Zweck werde ich morgen mit meiner Frau über Köln und Frankfurt nach Gießen gehen und mir die Personen, Gegend, Verhältnisse usw. ansehen. Finde ich, daß Gießen eine Hölle ist, so werde ich Birnbaum[1] bitten „und erlöse uns vom Übel", wahrscheinlich aber wird es sich ausweisen, daß die Leute hier am Ort, von denen keiner aus eigener Erfahrung spricht, sehr übertrieben haben, und dann kann ich wenigstens mit einiger Gemütsruhe der Zukunft entgegensehen. Der Hauptpunkt, den ich bei meiner Inspektionsreise im Auge habe, ist der, ob sich unter meinen zukünftigen Kollegen nicht einige umgangsfähige und -bedürftige Individuen beiderlei Geschlechts finden, und sodann, ob die dortige Gegend uns in einsamen Stunden für manche Entbehrungen zu entschädigen vermag.

In beiderlei Beziehung befinde ich mich hier wie im Himmel, und es würde mir unendlich schwer werden, beide Artikel zu entbehren, selbst wenn ich noch so viele Einnahmen haben sollte. Ich kann mir in der Tat aber auch nicht denken, daß Gott der Herr gerade bloß Lumpengesindel nach Gießen sollte geworfen haben, und daß nicht ein bis zwei Gerechte sich sollten finden. Nun, das wird sich ja finden! Den größten Teil der kommenden Woche habe ich für Gießen und Darmstadt bestimmt, nämlich vom 12.—16., und werde dann nach Göttingen gehen, um meinen lieben Thöl[2] und einige andere Freunde aufzusuchen und mit einem derselben, Professor Hanssen[3] und Frau, eine Harzreise zu machen. Ich teile Ihnen dies mit für den Fall, daß Sie vielleicht auf die Idee kommen sollten, Ihr Anliegen bei Birnbaum persönlich

[1] Kanzler der Universität Gießen.

[2] Professor des Rechts, Iherings Lehrer und späterer Kollege.

[3] Professor der Volkswirtschaftslehre.

durchzusetzen, obgleich ich freilich nicht daran glaube, daß Sie dies für nötig halten sollten. In omnem eventum aber will ich es doch mitgeteilt haben. Der Zustand, in dem Sie, mein lieber Gerber, sich befinden, muß in äußerstem Grade unbehaglich sein, und ich will hoffen, daß er bei Eintreffen dieses Briefes bereits sein Ende gefunden hat. Meine Hoffnung, daß Sie nach Gießen kommen würden, habe ich aufgegeben, denn daß Ihre Bitte in Darmstadt erfüllt werden muß, liegt auf der Hand, durch abschlägige Bescheidung hätte man weiter nichts gewonnen, als daß Sie auf ein halbes Jahr nach Gießen gingen und sofort Ihr Gesuch um Entlassung einreichten, was ja ganz in der Ordnung wäre. Das Argument, welches ich als ein mögliches gegen die Annahme des Tübinger Rufes geltend machte, hat, wie ich bereits fürchtete, gar nicht bestanden. Übrigens danke ich Ihnen sehr, daß Sie mir die Geltendmachung desselben nicht übelgenommen und mich über dasselbe vollständig beruhigt haben. Wenn ich mich nicht seit zwei Jahren völlig von allem, was Politik heißt und darnach schmeckt, zurückgezogen hätte, so würde ich vielleicht selbst gewußt haben, daß Reyscher mit Recht suspendiert oder removiert ist. Aber ich weiß von der Politik und allen ihren Helden so viel wie ein Kind und hörte neulich erst durch Zufall von der Reyscherschen Angelegenheit. Daß Sie unendlich viel lieber nach Tübingen als nach Gießen gehen, ist begreiflich, und Sie werden und müssen den Tübinger Ruf annehmen. Niemand kann zwar mehr als ich selbst bedauern, daß mir dadurch die schöne Aussicht auf ein Zusammenleben mit Ihnen verloren geht, allein bei der Annahme und Ablehnung von Vokationen darf man sich nicht durch Rücksicht auf Personen bestimmen lassen, denn diese Personen können jeden Augenblick wechseln. Wir beide sind noch auf Reisen begriffen, Sie jedenfalls, und Tübingen ist eine von den Stationen, die Sie durchzumachen haben, um an

der letzten anzukommen. Vielleicht treffe ich dort mit Ihnen zusammen und dann lebenslänglich, während unser Zusammentreffen in Gießen doch mehr ein vorübergehendes gewesen wäre. Was mich betrifft, so schäme ich mich immer über die günstige Meinung, die Sie über mich haben, nicht, als ob ich nicht hoffte, mit der Zeit noch etwas zu leisten, aber was ich bisher getan, ist in der Tat zu unbedeutend, als daß Sie und ich darauf die Hoffnung bauen könnten, daß mir eine glänzende Laufbahn bevorstände. Mein Glück hat vor meinen Leistungen einen ungeheuren Vorsprung genommen, ich selbst habe den besten Willen und die Hoffnung, meine Schulden etwas zu verringern und hinterher zu leisten, was andere pränumerando tun müssen, aber wer kann sagen, ob mir dies gelingen wird? Mit großem Bangen werde ich dem Urteil des Publikums über mein Buch entgegensehen, es ist für mich eine Lebensfrage. Gelingt mir dieser Wurf, dann allerdings werde ich mich der Hoffnung hingeben, Sie an einer größeren Universität wiederzutreffen, gelingt er nicht, so muß ich mich darein ergeben, lebenslänglich in Gießen zu bleiben. Gern plauderte ich noch ein wenig mit Ihnen, allein die Sorgen der Reise drängen. Wenn mein Schicksal entschieden ist, werde ich Ihnen Nachricht geben. Mit den besten Grüßen an Ihre Frau der Ihrige

R. Jhering.

6.

Aus einem Brief an C. G. von Wächter.

Kiel, 6. Januar 1852.

In früheren Zeiten, als ich zuerst den Plan zu meinem Werk faßte und dafür die Materialien sammelte, hatte ich mir die Zeit der Ausarbeitung als eine sehr freudenreiche gedacht und sie kaum erwarten können. Jetzt hingegen be-

dauere ich fast nichts mehr, als daß ich mich so viele Jahre mit diesem Gegenstand beschäftigt, denn ich fühle beständig, daß er meine Kräfte übersteigt, daß die Ausführung gar zu weit hinter meinem Ideal zurückbleibt. Ich möchte gern etwas recht Tüchtiges leisten, nicht bloß aus persönlichem Ehrgeiz, sondern weil es nach dem äußeren Sukzeß, den die Zeitverhältnisse mir verschafft haben, eine Ehrensache für mich ist, und ich darf auch hinzufügen, aus Begeisterung für meine Aufgabe. Hätte der Druck nicht begonnen, ich würde die Ausarbeitung auf bessere Zeiten verschieben, vielleicht ad calendas graecas. So aber bin ich gezwungen, Partien, die mich nicht befriedigen, nachdem ich sie ohne Nutzen zwei und dreimal umgearbeitet habe, dem Druck zu übergeben, muß nachher mich der Tortur unterwerfen, sie im Korrekturbogen gedruckt vor mir zu sehen, ohne sie verbessern zu können.

Daß ich zu Ostern nach Gießen gehe, werden Sie erfahren haben. Gerber, mit dem ich persönlich befreundet bin, bestimmte mich, den Ruf anzunehmen; als ich mich gebunden hatte, ließ er mich im Stich. Jetzt sucht das unglückliche Gießen in der ganzen Welt nach einem Germanisten und kann, so zahlreich auch die Germanistenversammlungen besucht waren, keinen finden. Wüßten doch die guten Germanisten, wie sehr wir Romanisten nach ihnen die Finger ausstrecken und gern zwei von uns für einen von ihnen gäben! Auch hier in Kiel suchen wir seit 1½ Jahren, unser Heißhunger wird immer dringender, und es kann eine Zeit kommen, wo wir ausrufen: „Ein Königreich für einen Germanisten!" Das Königreich Dänemark gäbe hier jeder gleich dafür hin und die Zivilkommissäre in den Kauf zu.

7.

An K. F. von Gerber.

Gießen, 17. Juli 1852.

Mein lieber Gerber!

Erst vor zwei Tagen habe ich Ihre „öffentlichen Rechte" erhalten und sofort durchgelesen. Verdaut habe ich Ihre Ideen noch nicht, sie sind mir so neu, daß ich sie erst längere Zeit in mir wachsen und aufgehen lassen muß.

Und doch kann ich Ihnen schon jetzt mein Urteil über Ihre Schrift aussprechen. Hätte ich nicht schon früher gewußt, daß Sie ein Mitkämpfer von mir sind, so würde mir diese Schrift dies auf jeder Seite gezeigt haben. Es ist dasselbe hier am Staatsrecht vorgenommen, was ich an meinem römischen Rechte erstrebe — eine naturwissenschaftliche Untersuchung, eine chemische Analyse des Objektes, und ich unterschreibe aus vollem Herzen die Äußerung Ihres Briefes über die Ähnlichkeit unseres Denkens und Strebens. Es gab vor noch nicht langer Zeit eine Weise des naturwissenschaftlichen Studiums, die mit der noch heutzutage üblichen Methode des juristischen die größte Ähnlichkeit hatte — man studierte die Natur nicht aus sich selbst, sondern aus Aristoteles Plinius, das Recht nicht aus sich selbst, sondern aus Ulpian und Paulus. Die Naturwissenschaft hat sich von dieser Verirrung und geistigen Sklaverei frei gemacht, für unsere Jurisprudenz steht die Zeit des Umschwunges bevor, und wenn ich selbst in mir den Beruf fühle, für diesen großen Zweck mitzuwirken, so erhebt es meinen Mut und meine Freude am Werke, wenn ich solche rüstige Kämpfer, wie Sie und Thöl, mir zur Seite finde. Eine solche Schrift von hundert Seiten, wie die Ihrige, und von weniger als 100 Seiten, wie Thöls Einleitung ins Privatrecht, ist mehr wert als 100 Folianten vom bisherigen

Schlage. Durch diese Schriften wird der Kreis des Wissens wahrhaft vermehrt (die bisherige Methode pflegte in der Regel nur das bereits Vorhandene aus einem Gefäß ins andere zu schütten) — und, was noch wichtiger ist, das selbständige Denken wird im Publikum angeregt. Thöl hat leider nicht die Gabe einer leichten und gefälligen Darstellung, für eine neuauftretende Richtung ist es aber von größter Wichtigkeit, daß sie sich in ein anziehendes Gewand zu kleiden versteht, die Medizin, die sie gibt, geht leichter herunter, wenn sie zugleich wohlschmeckend ist. Sie, mein teurer Freund, haben zugleich im höchsten Grade dieses Formtalent, und darum sind Sie uns für die Regeneration der Jurisprudenz sehr wichtig. Ihre neueste Schrift ist wieder vortrefflich geschrieben, ich verstehe darunter nicht bloß den Klang der Darstellung, sondern die Anschaulichkeit, die Fähigkeit, den Leser zu spannen, anzuregen, ihn zu gewinnen für die neuen Ideen, ihn so zu fesseln, daß, wenn er nur einmal angefangen hat zu lesen, er nicht wieder loskommen kann, während man leider bei Thöl sich oft zusammennehmen muß, um nicht müde zu werden. Von den Grundgedanken Ihrer Schrift bin ich gleichsehr überrascht wie überzeugt. Sie haben die juristische Person in meinen Augen für immer vom Gebiet des Staatsrechtes vertrieben und mit Ihrem aus dem Organismus des Staates resultierenden und in ihm ruhenden Individualrecht einen sehr glücklichen Griff getan. Ihr Individualrecht wird in meinem zweiten Bande eine Rolle spielen, und wie Sie mir mit Ihren Ideen in die Hände arbeiten, werde ich vielleicht dasselbe Ihnen tun können. In meinem zweiten Bande kommt eine ziemlich eingehende Untersuchung über die subjektive Verbindung der Rechte mit der Person vor, und bei der Gelegenheit werde ich des Gegensatzes wegen unsere moderne Verknüpfung von Rechten mit einer persona incerta (d. i. dem jeweiligen Inhaber) hervorheben. Ihre Bemerkung, daß in

staatsrechtlicher Beziehung die Fixierung der politischen Rechte auf dauernde Personen (Familien, Korporationen usw.) diese Rechte gegen Verletzung ungleich sicherer stelle, als die heutzutage so beliebte Art ihrer abstrakten, unpersönlichen Existenz, ist außerordentlich treffend. Der Zug unserer Zeit geht aber leider, sowohl in staatsrechtlicher als privatrechtlicher Beziehung, darauf hinaus, das Band des Rechts mit der persona certa zu lockern; in letzterer Beziehung halte ich dies für einen Fortschritt, in ersterer für einen Verlust. Ich nenne diese Tendenz die nach Objektivität der Rechte — freilich ein Ausdruck, der erst einer ausführlichen Erläuterung bedarf. Bei jenem Kapitel in meinem Buche möchte ich Sie bei mir haben, der Gegensatz des römischen Rechtes führt mich dort auf einen Fortschritt der heutigen Rechtsbildung, der von den Germanisten noch nicht recht bewertet ist. Doch ich müßte viel schreiben, wenn ich Ihnen meine Ideen klarmachen wollte, und lasse es lieber ganz. Nehmen Sie für Ihre Gabe meinen besten Dank, sie hat mir nicht bloß vorübergehenden Genuß bereitet, sondern wird mir noch viel zu denken geben, und nach einem halben Jahr, wenn Ihre Ideen erst recht von mir ausgetragen sind, nehme ich die Schrift noch einmal vor. Sie fragen mich, ob Sie mir die zweite Ausgabe Ihres Privatrechts geschickt haben? Nein, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir die dritte zukommen lassen wollten. — Sie sind einer der wenigen, die mir bisher über den Eindruck meines Buches[1]) berichtet haben. Der Erste, der es getan hat, war Dirksen in Berlin, und der hat mich recht heruntergemacht. Er warnt mich vor dem Abwege, den ich eingeschlagen, hofft, daß ich jetzt umkehren und die Wege des Fleisches wieder betreten werde, wirft mir vor, daß ich bei meiner Kritik Überfluß an Phan-

[1] Geist des römischen Rechts.

tasie bei sichtbarem Mangel an Methode gezeigt habe usw. Kurz, wenn ich nicht selbst mir ein Urteil über den Wert meiner Schrift bilden könnte, ich hätte glauben müssen, eine wahre Mißgeburt zutage gefördert zu haben. So wie Dirksen, der mir persönlich sehr wohl will, werden viele urteilen, und weit schlimmer noch. Gottlob war ich darauf gefaßt. Meine Bemerkung in der Vorrede, daß ich mit Ruhe dem Spruch der Kritik entgegensehen würde, bezieht sich nur auf den Vorwurf der Oberflächlichkeit und Arbeitsscheu. Nur in dieser Beziehung fühlte ich mich beruhigt, ich fürchtete nicht, daß man mir vorwerfen würde: Der Mann hat sich dies Thema nur gewählt, um in den Tag hinein schwatzen zu können, um nicht nötig zu haben, sich anzustrengen. Im übrigen aber bin ich gar nicht sehr beruhigt, ich erwarte im Gegenteil mit großer Spannung und Besorgnis die öffentliche Beurteilung meines Buches. Wenn einer meiner Freunde, wie Dirksen, mir privatim solche Dinge sagt, was wird erst ein Rezensent, namentlich ein übelwollender, mir am Zeuge flicken. Ich werde die Leute ruhig gewähren lassen. Ich habe nicht des Beifalls wegen geschrieben, wenngleich derselbe mir keineswegs gleichgültig ist, sondern aus innerem Bedürfnis, und dieser innere Trieb ist stark genug, um nicht nachzulassen, selbst wenn ich noch so sehr gestoßen, gewarnt, geprügelt usw. würde. Das zweite und dritte Buch wird übrigens manchen versöhnen, der mir auf den glatten Boden des ersten Buches nicht hat folgen mögen. Nach dem Kaltwasserbade von Dirksen traf eine Erfrischung ein von einem meiner ehemaligen Zuhörer, dem außerordentlichen Professor Girtaner in Jena, und sodann die Ihrige. Außerdem haben noch zwei nähere Freunde, denen ich schon 1842 von meinem Buch erzählt hatte, die aber beide keine Juristen sind, mir über den Eindruck beberichtet, den das Buch auf sie gemacht hat. Sonst aber hat keiner etwas von sich hören lassen, und es geht daraus her-

vor, daß wenigstens die meisten sich in Verlegenheit befinden, was sie mir schreiben sollen. Es ist mir ein Trost, daß wenigstens einige mein Buch mit Genuß gelesen haben und namentlich, daß auch Sie zu dieser Zahl gehören. Der Beifall, den diese wenigen mir spenden, wird mich nicht eitel machen können, da das Mißfallen, das andere daran finden werden, ihm das Gegengewicht hält, und umgekehrt wird letzteres mich nicht entmutigen, da ich weiß, daß ich auch ein anerkennendes Publikum habe, und da ich von der Richtung, die ich einmal eingeschlagen habe, zu sehr durchdrungen bin, als daß ich viel rechts oder links schaute. Möge diese Richtung bei mir auch noch mit manchen Mängeln behaftet sein, ihr gehört die Zukunft und der Sieg; die Schlacken werden abgetan, und der Kern wird bleiben. — Haben Sie von Ihren Kollegen jemanden über mein Buch gesprochen? Ich glaube, die meisten derselben werden es nicht goutieren. Ich wollte, daß das Buch, namentlich wenn es erst ganz fertig ist, den Rechtsphilosophen in die Hände käme; ich habe namentlich für diese Leute mit geschrieben und habe sie auch bei den folgenden Büchern beständig im Auge. Soll aus der Rechtsphilosophie etwas werden, so muß sie der Jurisprudenz sich nähern und bei ihr in die Schule gehen.

Übers Jahr komme ich dann auch nach Tübingen. Nun leben Sie recht wohl, die besten Grüße an Ihre Frau Gemahlin.

Der Ihrige

R. Jhering.

8.

An Roderich Stintzing, Heidelberg[1].

Gießen, 26. Dez. 1852.

Geehrter Herr Kollege!

Nehmen Sie meinen besten Dank dafür, daß Sie in Sachen Brackenhöft kontra Jhering sich auf meine Seite gestellt haben. Es ist mir ein erfreuliches Gefühl, die Zahl der Unsrigen um einen rüstigen Kämpfer — denn als solchen glaube ich Sie nach dem, was ich von Ihnen gehört und gesehen, bezeichnen zu können, vermehrt zu sehen. Ob der Schlag, den Brackenhöft beabsichtigt hat, dadurch pariert wird, gilt mir ziemlich gleich, denn Schläge von Brackenhöft ausgeteilt schmerzen nicht, weil man sie, wie alles, was er schreibt, nicht versteht. Ich habe die Rezension noch nicht zu Gesicht bekommen, auf unserem Klub ist das Juli-Augustheft der Heidelberger Jahrbücher das letzte, welches aufliegt, und meine Bemühungen, das folgende Heft zu verschaffen, sind bis jetzt vergebens gewesen. Aber so viel möchte ich unbesehen annehmen, daß Ihre Supposition, der Herr Kritikus habe sich absichtlich dunkel ausgedrückt, für Herrn Brackenhöft eine psychische Unmöglichkeit ist; denn das würde voraussetzen die Fähigkeit, sich deutlich auszudrücken, und wer hätte bei Herrn Brackenhöft je davon gehört? Wenn die Redaktion der kritischen Zeitschrift eine Rezension meines Buches bis zum vollständigen Erscheinen desselben aufsparen wollte, was mir ganz richtig zu sein scheint, so kann ich es andererseits nur billigen, daß Sie, wenn Sie einmal gegen die Brackenhöftsche Beurteilung einen Protest einlegen wollten, sich in der Weise aussprachen, wie Sie es getan haben. Sie haben einerseits den Mut gehabt, sich

[1] Privatdozent in Heidelberg, später Professor in Erlangen und Bonn.

zu einer Sache zu bekennen, die von den Hochwürdenträgern unserer Wissenschaft proskribiert ist, und andererseits hat doch Ihre Anzeige nichts Provozierendes. Nach öffentlichem Lob dürstet meine Seele nicht. Mögen meine Gegner in Zeitschriften, Büchern und Kollegien über mich herfallen und mich abgetan zu haben glauben, meine Richtung wird im stillen sich Bahn brechen und zuletzt den Sieg davontragen. Denn so viel sehe ich schon, daß die jüngere Welt mir gehört, und ihrer ist ja das Reich der Zukunft. Sie weiß den Kern von dem unwesentlichen Beiwerk zu unterscheiden, während die ältere Generation bewußt oder unbewußt dies Beiwerk — das sind nämlich die Hypothesen des ersten Buches — zur Hauptsache macht und damit das ganze Buch gerichtet und vernichtet zu haben meint. Ich will ihnen die Freude nicht rauben, sich dies einzubilden; wenn wir 10—20 Jahre weiter sind, wird es sich zeigen, wer recht behalten hat. — Wenn Sie für mein Buch wirken wollen, so sorgen Sie mit dafür, daß es dem Publikum in die Hände kommt, für das es bestimmt ist, d. h. der empfänglichen Jugend. Für Studierende habe ich mein Buch geschrieben, die ganze Darstellungsweise ist auf sie berechnet. Hätte ich mir beim Schreiben ein Publikum von Granden und Weisen vorgestellt, die Feder wäre mir in der Hand erstarrt, und ich würde ebenso trocken und nüchtern geschrieben haben, wie jenes Publikum meiner Ansicht nach ist.

Haben Sie nicht Lust, uns nächstens in Gießen zu besuchen? Vangerow wird in diesen Ferien zu uns kommen, wenigstens hat er es versprochen. Auch Dernburg hat mir seinen Besuch in Aussicht gestellt. Gesellen Sie sich dazu, wir werden hier hoffentlich recht munter sein.

Ihr ergebenster
R. Jhering.

9.

An Ludwig Lange[1].

Gießen, 27. Jan. 1853.

Hochverehrter Herr Kollege!

Sie haben mir durch die Zusendung Ihrer Rezension meines Buches ein so angenehmes Geschenk gemacht, daß ich nicht umhin kann, Ihnen dafür meinen verbindlichsten Dank abzustatten. Mein hiesiger Kollege Ossan hatte mich schon auf Ihre Rezension aufmerksam gemacht und mir das Heft der Zeitschrift, in dem sie steht, geliehen. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchem Interesse ich dieselbe gelesen habe; es ist die erste Rezension, die wahrhaft lehrreich für mich geworden ist, denn die übrigen, von Fachgenossen abgefaßten, beschränken sich teils auf eine Relation des Inhalts, ohne eine Kritik hinzuzufügen, teils fertigen sie mich mit allgemeinen Redensarten ab. Da das Leipziger Zentralblatt, Gersdorffs Repert., die Göttinger Anzeigen, die Heidelberger Jahrbücher und unsere Heidelberger juristisch-kritische Zeitschrift bereits teils Anzeigen, teils Kritiken meines Buchs gebracht hatten, so glaubte ich, keine fernere Hoffnung auf eine wirkliche Rezension mehr hegen zu dürfen, und um so freudiger war meine Überraschung, als ich an einem Ort, wo ich es am wenigsten gesucht hätte, das fand, was ich anderwärts vermißt hatte. Allerdings habe ich mein Buch gerade auch auf Philologen und Historiker berechnet, allein ich machte mir doch von Anfang an nur schwache Hoffnung, daß es in diesen Kreis Eingang finden würde. Um so mehr danke ich Ihnen dafür, daß Sie mein Buch der Aufmerksamkeit der philologischen Welt empfohlen haben. Ihre Rezension gibt den Zweck meines Buchs so klar an, wie es mit Ausnahme der

[1] Privatdozent in Göttingen, Professor in Prag, Gießen und Leipzig.

Anzeige in den Göttinger gelehrten Anzeigen keine andere getan hat, und dieser Punkt ist gerade da von Wichtigkeit, wo es sich darum handelt, mein Buch einem Leserkreis zu empfehlen, dem dasselbe von vornherein nicht in die Hände kommt. Gern verschmerze ich es, daß ich in mehreren der oben genannten Kritiken mich selbst nicht wieder erkenne, daß der Leser nichts darüber erfährt, worauf es mir bei meinem Werk ankam, daß sogar in den Heidelberger Jahrbüchern ein als Konfusionarius seit Jahren allgemein bekannter Jurist schnöde über mein Werk den Stab gebrochen, allerhand Ausstellungen macht, von denen ich kein Wort verstehe, ohne ein Wort über die Anlage des Buchs, seine Methode usw. zu sagen, denn bei dem juristischen Publikum, für das jene Anzeigen bestimmt sind, muß sich mein Buch selbst Bahn brechen. Aber es würde mir sehr leid getan haben, wenn mein Unstern mir auch einen ähnlichen philologischen Rezensenten herbeigeführt hätte, so einen Philologen aus der alten Zeit, der sich an den „testis“ und den „com-viria“ gehalten, mich darüber zurechtgesetzt und sodann dem Buch den Rücken gekehrt hätte. Sie sprechen die Vermutung aus, daß mir mancher Gesichtspunkt aus dem Vergleich des Rechts mit der Sprache zugekommen ist, und diese Vermutung ist allerdings ganz richtig. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß meine Studien mir das Werk von Pott in die Hände brachten, ich verdanke letzterem die genußreichsten Stunden, die mir die Ausarbeitung des ersten Bandes gebracht hat, eine Anregung, wie sie bisher nur sehr, sehr wenig Bücher in meinem Leben auf mich ausgeübt haben, von dem reichen positiven Material, das ich dort fand, ganz zu schweigen. Die etymologischen Aufschlüsse, die Pott mir gewährte, wurden mir öfters sachliche Wegweiser für das älteste Recht, die Erscheinungen im Leben der Sprache führten mich auf analoge Erscheinungen innerhalb des Gebiets des Rechts, und so darf ich wohl sagen, daß kein

einziges juristisches oder historisches Werk mir so viel für meinen Zweck gegeben hat als das Pottsche. Es ist mir nachher schwer geworden, mich der Anziehungskraft des in jenem einen Buch behandelten Gegenstandes zu entziehen, wie ich es doch mußte, und sollte ich die Jurisprudenz aufgeben müssen, ich wüßte keinen Gegenstand, dem ich mich so mit ganzer Seele hingeben könnte, wie jenem. Wohl Ihnen, daß Sie ihn den Ihrigen nennen können; es ist der Schlüssel zu gewaltigen Schätzen, und die historische Forschung hat meiner Überzeugung nach noch unendlich viele Aufschlüsse von ihm zu erwarten. Es ist mir wohltuend gewesen, endlich einmal eine Stimme zu vernehmen, die meinen Versuch, die Etymologie meinem Unternehmen dienstbar zu machen, billigt. Man sollte sagen, daß die Bedeutung derselben für jenen Zweck auch dem blödesten Auge sichtbar sein müßte, allein Sie haben richtig geraten: die Juristen wollen nichts davon wissen.

Die Bemerkung über den Repräsentant des Völkerrechts ist völlig richtig, und werde ich sie mir bei einer etwaigen zweiten Auflage zunutze machen.

Die Beweiskraft des: vis populi universa ist mir nicht recht einleuchtend. Auch im Deutschen heißt es: Staatsgewalt, ohne daß ich daraus für die ursprüngliche Identität des Rechts und der Gewalt etwas folgern möchte.

Bona und divitiae. — Ein Urteil steht mir über Ihre etymologischen Berichtigungen natürlicherweise gar nicht zu, aber daß divitiae nicht, wie ich meinte, das Göttliche, sondern das Glänzende bedeutet, ist mir völlig klar geworden, ebenso Ihre Bemerkung hinsichtlich fortis und fortuna. Es hat sich mir an diesen Beispielen sowie an dem „testis“ wieder bewährt, daß ein Dilettant über etymologische Dinge gar nicht mitsprechen darf und nicht einmal eine Vermutung äußern sollte. Ich wußte wohl, wie mißlich es ist, auf eigene Hand hin eine Vermutung zu wagen, und habe mich möglichst darnach ge-

richtet, aber selbst in den wenigen Ausnahmefällen, wo **Pott** mich im Stich ließ, ist die verdiente Strafe meiner Kühnheit nicht ausgeblieben.

Daß mich die Achtung, mit der Sie von meinem Versuch gesprochen, und die Anerkennung, die Sie mir haben zuteil werden lassen, im hohen Grade erfreut hat, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen. Wenn ich von dem Lobe, das einige Freunde mir gespendet haben, um so mehr Veranlassung habe, ein gewisses Quantum abzuziehen, als ich ja weiß, daß mein Buch bei manchen namhaften Juristen, die dasselbe nicht mit Freundesauge lasen, wenig Glück gemacht hat, so eigne ich mir die Anerkennung, die mir von unbefangenen, mir völlig fremden Personen widerfährt, gerne zu ihrem ganzen Betrage an, um so mehr sie mir für die Fortsetzung meines Werkes von großem Nutzen ist. Sie ist das Gegengewicht gegen den nachteiligen Einfluß, den die ungünstigen Urteile — ich will es nicht leugnen — in nicht geringem Grade auf meinen Mut und meine Stimmung ausgeübt haben. Es schreibt sich schlecht an einer Fortsetzung, wenn einem von jenen Urteilen noch die Ohren klingen!

Wenn ich nach Göttingen komme, werde ich mir erlauben, Ihnen meinen Besuch zu machen, und ebenso bitte ich um Ihren Besuch, wenn Sie einmal Gießen passieren. In Göttingen habe ich manche liebe Freunde, namentlich Thöl, Hanssen, Ribbentropp, Lantius-Beninga (ein Landsmann und Schulkamerad von mir) u. a. Sollten Sie zufälligerweise Gelegenheit haben, ihnen einen Gruß von mir zu bestellen, so bitte ich darum.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster

Dr. Jhering.

10.

An Bernhard Windscheid[1].

Gießen, 29. Januar 1853.

Geehrtester Herr Kollege.

Ich habe mich schon lange darauf gefreut, Ihnen für Ihren inhaltreichen Brief danken zu können, aber seit längerer Zeit habe ich an einer Unpäßlichkeit gelitten, die mich zwang, mich auf das Notwendigste d. h. die Vorlesungen zu beschränken und alle inzwischen eingegangenen Briefe unbeantwortet liegen zu lassen. Jetzt bin ich gottlob wieder hergestellt und will die Ausführung meines Wunsches nicht länger aufschieben.

Wie sehr freue ich mich, Ihnen mein Buch zugeschickt zu haben, weil ich diesem Umstande Ihren Brief verdanke, der mir durch näheres Eingehen auf den Inhalt meines Buchs eine große Freude gemacht hat. Bei meinen persönlichen Bekannten und Freunden habe ich wenig Glück gehabt, bei den meisten hat mir die Zusendung des Buchs nicht einmal eine Antwort eingetragen, nur Sie und Bachofen sind näher eingegangen. Ich könnte noch den alten Dirksen nennen, der mir sonst sehr wohl will, mich aber diesmal, wie ich nicht anders erwarten konnte, sehr unsanft mitgenommen und mich auf bessere Wege verwiesen hat. Wäre ich nicht fest entschlossen, trotz allen Teufeln meinen Weg weiter fortzugehen, die zweifelhafte Aufnahme, die mein Buch gefunden, könnte mich stutzig und wohl gar mutlos machen. Aber den Gefallen werde ich meinen Gegnern nicht tun, daß sie mit der Fortsetzung verschont blieben, sondern hat der erste Band sie geärgert, so sollen die folgenden Bücher es gleichfalls tun.

---

[1] Damals Professor in Greifswald, früher in Basel, später in München, Heidelberg, Leipzig.

Sie haben den wesentlichen Punkt bei Ihrer Beurteilung fest im Auge behalten, das ist der der Methode und Behandlungsweise. Auf meine Hypothesen und Behauptungen kommt es nicht an, sondern darauf, das römische Recht in seinen Prinzipien zu erfassen. Nur vermittelst einer solchen auf die letzten Gründe eingehenden Betrachtungsweise ist es möglich, ein Urteil über das römische Recht zu gewinnen und zu bestimmen, was daran spezifisch römisch ist und heutigentags, wenn es noch nicht begraben ist, beerdigt werden muß. Stimmen wir beide in der Notwendigkeit einer solchen Betrachtungsweise überein, so sind wir Verbündete, wenn Sie im übrigen auch alle meine Hypothesen zurückweisen und meinen Behauptungen Einseitigkeit vorwerfen. Die meisten meiner Fachgenossen werden sich an diese Einzelheiten halten und sich der Einwirkung der Methode selbst entziehen. Aber ich habe meine Hoffnung auf die jüngere Generation gesetzt, und ich habe wenigstens die Freude gehabt zu erfahren, daß manche jüngere Leute sich durch das Buch angeregt gefühlt haben. Das erachte ich aber schon für einen großen Gewinn. Der fertige Romanist braucht nicht mehr angeregt zu werden, aber für den Studierenden ist dies allerdings ein Bedürfnis. Ehe man dahin gelangt, das römische Recht schätzen und lieben zu lernen, gehen manche Jahre dahin, und die Beharrlichkeit des Studierenden wird oft auf die Probe gestellt. Wie habe ich als Student gedürstet nach einem anregenden Werk über das römische Recht; Puchtas Institutionen und Savignys System waren damals noch nicht erschienen, und ich mußte mich mit Büchern wie Hugos, Zimmerns Rechtsgeschichte usw. behelfen. Der Widerwille, den diese Bücher in mir erregten, ist so dauernd gewesen, daß ich vielleicht der heutigen Wissenschaft, die über jenen Standpunkt hinauszugehen strebt, Unrecht getan und meine Gegner nach Hugo und Zimmern zugeschnitten habe. Jene Tendenz, den Stu-

dierenden anzuregen, ihn zum eigenen Denken zu veranlassen, ihn zu begeistern für seine Aufgabe, hat, wie Sie gleich gefühlt haben werden, die ganze Darstellung des ersten Bandes bestimmt. Es ist vieles darin, was der Student für das römische Recht nicht gebrauchen kann, aber was ihn in seiner ganzen Anschauung fördern soll. Hörten unsere Studierenden überall Rechtsphilosophie, hätten sie überall Gelegenheit, sie in anregender Weise vortragen zu hören, wie z. B. bei Stahl in Berlin, ich hätte mir eine Menge von Betrachtungen und Bemerkungen sparen können. Die meisten Leute haben freilich für das didaktische Element einer Schrift keinen Sinn, es kommt ihnen nur auf die Resultate an. Für die objektive Erweiterung der Wissenschaft ist dieser Maßstab der richtige, aber was nützt uns der objektive Reichtum der Wissenschaft, wenn nicht in der Masse der Heißhunger erregt wird, sich dieser Schätze zu bemächtigen? Von meinem didaktischen Standpunkt aus halte ich ein für die Studierenden bestimmtes Buch, das zwar manches Gewagte und Unrichtige enthält, aber zündet, für besser, als jene trockenen Kompendien, die kein unwahres Wort enthalten, aber den Leser auch völlig kalt lassen. Wie selten sind solche zündenden Bücher in unserer juristischen Literatur. Eins der besten ist ganz vergessen, es ist die Enzyklopädie von Wenk, freilich in ihrer Auffassung auch antiquiert. Solche Bücher aus neuerer Zeit sind Kierulff und Puchtas Institutionen. Aber eine innere Rechtsgeschichte von diesem Schlage haben wir doch bis dato nicht, und diesen Mangel wollte ich in gewisser Weise ersetzen.

Sie haben die Güte gehabt, auf Einzelheiten einzugehen; es tut mir sehr leid, daß dies nicht mündlich hat geschehen können, denn in Briefen ist es immer ein mißliches Ding. Mancher Einwand ließe sich vielleicht gleich beseitigen, Rede und Gegenrede würde die eigentliche Differenz gleich von vornherein feststellen, während letztere auf brieflichem Wege

erst nach und nach zum Vorschein kommt. So glaube ich z. B., daß wir in einem Punkt gar nicht differieren, von dem Sie dies annehmen. Das ist die Auffassung des römischen Volkscharakters. Es sei fern von mir, zu meinen, die Römer hätten die Götter bloß darum geehrt, weil sie sie gebrauchten, dem Staat bloß darum sich hingegeben, weil er ihnen unentbehrlich war für ihre Zwecke. Ich verweise auf S. 294, 297, 300. Aber wenn ich von der subjektiven Gemütsstimmung des Einzelnen absehe und das Volk als Ganzes ins Auge fasse, so finde ich, daß nur die Tugenden gedeihen, die den römischen Zwecken brauchbar sind. Allerdings „erkennt der Römer im Staat das Höhere oder Absolute", aber diese ganze Auffassungsweise ist ihm ohne sein Wissen und Wollen durch die Bestimmung der römischen Welt aufgedrängt. Es handelt sich bei dieser Frage nur um den Standpunkt, den der Betrachter einnimmt; faßt er die Individuen ins Auge, so kommt er zu Ihrer Ansicht, die übrigens (von diesem Standpunkt aus) auch die meinige ist, faßt er das Volk als Totalität ins Auge, das objektive System der Tugenden und Eigenschaften, so glaube ich, daß man meiner Auffassung kaum entgehen kann. — Es ist keine Entartung hinsichtlich der Religion, die ich dem römischen Volk zur Last lege, sondern ich behaupte nur, daß bei den Vorfahren der Römer — also bevor mein Subjekt, das römische Volk, existierte — die Religion eine wahrhaft innerlich bestimmende und herrschende Macht gewesen. Das römische Volk war anders prädisponiert, es behält von dem ererbten religiösen Stoff das Äußerliche bei, es war ein anderes Subjekt, gebildet nicht bloß aus dem religiösen Teige jenes einen Urvolks, sondern auch aus anderen Elementen, namentlich politischen. Ist es denn nicht historisch wahr, daß schon in alter Zeit die Religion in Rom eine Rolle spielte, wie es bei einem wahrhaft innerlich religiösen Volk nicht möglich

ist? (S. 317 not. 237.) Ich berufe mich hier namentlich auf Ambrosch, der jetzt vielleicht der erste Kenner des römischen Religionswesens ist. — Eine Degeneration kann übrigens nach einer Seite hin stattfinden, während nach der anderen Seite hin ein Fortschritt eintritt, und gerade dieser Fortschritt kann der Grund sein, warum jene Degeneration eintrat, eintreten mußte. Gerade weil das römische Volk sich mit ganzer Kraft dem Staat hingab, mußte es der Religion einen Teil dieser Kraft entziehen. — Unterordnung des Subjekts unter den Staat. Die wahre Unterordnung besteht darin, daß jemand gehorchen muß und sich durch Lossagung rechtlich von der Strafe nicht freimachen kann: dies ist die direkte Unterordnung (in der wir heutzutage zur Staatsgewalt stehen). Ihr gegenüber steht eine indirekte, die sich mit der Koordination verträgt und z. B. in jedem geselligen Verein, Klub usw. stattfindet. Entweder du fügst dich unseren Beschlüssen, oder du trittst aus. Der Römer kann ins Exil gehen, damit hat er sich von der Verbindung losgesagt, und folglich kann auch keine Strafe mehr über ihn erkannt werden. Im praktischen Resultate steht diese Unterordnung der direkten ziemlich nahe (S. 176), aber in der juristischen Struktur sind beide verschieden. — Über den Gegensatz der öffentlich garantierten und nicht garantierten Rechte müßte ich sehr ausführlich werden, ich komme im zweiten Band darauf zurück. — Hinsichtlich der Stellung des Prätors zu den Parteien und den Richtern verkenne ich nicht, daß meine Ansicht viel Bedenkliches hat; ich bin jedoch noch nicht so weit, daß ich eine andere positive ihr substituieren könnte, aber gewiß ist dies der schwächste Punkt in meiner ganzen Rekonstruktion des ältesten Rechts.

Denken Sie an: jetzt liegt dieser Brief, der in den Weihnachtsferien angefangen ward, seit Wochen! Ich wollte Ihnen ausführlicher schreiben, allein Spruchfakultätssachen

sind mir dazwischen gekommen, und ich muß auf eine ausführlichere Erörterung so mancher Punkte, die Sie angeregt haben, verzichten, sonst bleibt der Brief gar bis zu den Osterferien liegen. — Der Verbindung des römischen und deutschen Rechts zu einer Vorlesung werden Vorarbeiten von gleicher Tendenz für die einzelnen Hauptmaterien vorausgehen müssen; gewiß muß es dazu kommen, nur nicht in der Weise von Roßhirt und Schmidt. Schon seit mehreren Jahren haben Thöl, Gerber und ich uns zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigt, die diesem Zweck in die Hände arbeiten soll. Wenn ich mein Buch fertig habe, werden wir ernstlich daran gehen, und dann werden Sie uns auch wohl nicht fehlen. Eine meiner ersten Abhandlungen (deren Quintessenz Sie in dem zweiten Buch meines Werkes finden werden) soll dann einer Idee gelten, durch die wir unter anderem aus unserem heutigen Recht die hereditas jacens als vermögensrechtliche Persönlichkeit loswerden. Für das römische Recht betrachte ich sie als notwendige Konsequenz der ganzen römischen Auffassung; werde übrigens auf das römische Recht nicht zurückkommen, denn für mich hat dieser Gegenstand sein Interesse längst eingebüßt, und ich lasse daher Scheurl und Schirmer gern das letzte Wort.

Wenn Sie meinen zweiten Band gelesen haben (der freilich noch eine geraume Zeit auf sich warten lassen wird), schreiben Sie wohl einmal wieder! Ich betrachte mich noch als Ihren Schuldner, und bei gelegener Zeit trage ich meine Schuld ab.

Ganz der Ihrige

R. Ihering.

11.

An K. F. von Gerber.

Gießen, den 19. September 1853.

Mein bester Gerber!

Was denken Sie wohl von mir, daß ich Ihnen erst jetzt schreibe, ob Sie den wahren Grund wohl erraten haben? Sie erinnern sich, daß meine Zahnschmerzen mich früher, als ich anfänglich beabsichtigt habe, nach Hause trieben. Ich fürchtete damals, daß das Übel sich steigern werde, und leider ist diese Besorgnis nur zu sehr in Erfüllung gegangen. Ich habe eine recht, recht böse Zeit durchmachen müssen. Durch frugale Diät, eine Kissinger Kur und viele Motion habe ich es jetzt dahin gebracht, daß ich mich wieder ganz wohl fühle, aber leider muß ich ein schweres Opfer bringen, nämlich um ganz der Gesundheit zu leben mich aller Anstrengung der Arbeit enthalten. Aus dieser Unpäßlichkeit habe ich übrigens den Gewinn gezogen und sie mir dadurch bezahlt gemacht, daß ich einen Entschluß gefaßt, gegen den ich mich lange gesträubt habe, mich nämlich in allen materiellen Genüssen auf ein geringes Maß herabzusetzen und Wein in der Regel nur mit Wasser vermischt zu trinken. Meine Weinflaschen sehen mich jetzt mit vorwurfsvollem Blicke an, sie sind es nicht gewohnt, daß sie eine ganze Woche und darüber bei Tisch erscheinen müssen, ohne zur Ruhe zu kommen. Eine langweilige Existenz für eine Flasche, wenn sie es früher besser gekannt hat! Und eine Tasse Kaffee oder Tee von jetzt gegen eine solche von ehemals — welch ein Abstand! Um mich einigermaßen in diese Veränderung zu finden, gegen die meine materielle Natur fast beständig Protest einlegt, suche ich in mir eine Anschauungsweise zu entwickeln, vermöge deren Wein, Kaffee, Tee, Rebhühner, Hasenbraten usw. mir als Giftstoffe erscheinen, und wenn ich mich mittags zum Essen hinsetze, Reb-

hühner vor mir, Wein neben mir, so bilde ich mir ein, daß ein böser Feind mir Gift in wohlschmeckender Form vorgesetzt hat, daß der Braten, Wein usw., wenn man sie ihrer trügerischen Außenseite entkleidet = Zahnschmerzen, Gicht, Podagra, Schlagfluß sind, und im ersten Moment überfällt mich dann ein solcher Widerwille, daß ich alles aus dem Fenster werfen möchte. Leider hält diese Stimmung nicht in dem Maße an, und nicht selten ertappe ich mich darauf, daß ich diese Giftfiktion total vergessen habe. Darauf ist nun von jetzt an mein Hauptstreben gerichtet, mich in diesem Giftgedanken recht zu befestigen, das Hauptobjekt meiner bisherigen geistigen Arbeit! Ich hoffe aber, daß diese Beschäftigung ihre Früchte tragen wird. Länger als bis zur nächsten Woche kann ich übrigens diesen Gesundheitskultus nicht ertragen; mich dürstet wahrhaft nach geistiger Speise, woran auch Sie mit schuld sind. Mit welchem Heißhunger kehrte ich von Ihnen zurück, wie gärte und kochte es in mir, wie mächtig hatten Sie mich angeregt! Schade, daß ich nicht sofort in der ganzen Frische der Begeisterung ans Werk gehen konnte, gewiß würde mir die Arbeit gut gelungen sein. Mein körperlicher Zustand machte mir anfänglich den Nachgenuß der Tübinger Reise unmöglich, aber jetzt bin ich wieder so weit, um dies nachzuholen, und auf meinen einsamen Spaziergängen ist es meine liebste Beschäftigung, von jenen Reminiszenzen zu zehren. Wie außerordentlich lohnend ist doch für mich jener Besuch in Tübingen geworden, habe ich dadurch doch erst Sie und Ihre Frau recht kennen gelernt, eine deutliche Anschauung Ihrer Lage gewonnen und eine mächtige geistige Anregung erhalten. Der nähere Verkehr mit Ihnen hat mir das Urteil, das ich mir bereits früher über Sie gebildet hatte, nur bestätigt. Das Gefühl eines erlaubten Neides, mit dem ich schon damals sie betrachtete, nicht bloß wieder erweckt, sondern gesteigert. Machte mich doch das

Gefühl, wie sehr Sie mir an Raschheit der Auffassung, Leichtigkeit und wahrhafter Eleganz der Darstellung überlegen sind, nicht selten verlegen, ich fühlte einen zu großen Abstand zwischen uns beiden, als daß nicht eben dies Gefühl selbst mir mitunter hätte hinderlich sein müssen. Es ist dies meine aufrichtige Meinung, und ich konnte nicht umhin, in der ersten Stunde, nachdem Sie uns in Friedrichshafen verlassen, mich gegen Doktor Siegel in dieser Weise auszusprechen. Sie sind wirklich ein beneidenswerter Mensch, mein bester Gerber, wie mir wenige vorgekommen sind, und ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn Sie mir nur einen Teil Ihres herrlichen Talentes abgeben könnten! Was ich mühsam und langsam suchen muß, haben Sie beim ersten Anlauf, jeder Gedanke, der bei Ihnen auftaucht, kommt gleich in einer künstlerisch schönen Form zur Welt, während er bei mir nicht selten wie ein Wechselbalg aussieht, den ich erst lange waschen, kämmen und zurichten muß! Ich habe zuviel Schönheitssinn, um nach Art mancher deutscher Gelehrten, namentlich der Stockjuristen, ein solches Zustutzen ganz unterlassen zu können, es ist mir kaum denkbar, daß ich etwas drucken lassen könnte, was der Form nach unsauber oder ungehobelt wäre, aber es wäre vielleicht besser für mich, wenn ich diese Eigenschaft nicht hätte, ich würde bereits viel mehr geleistet haben. Schön sprechen und schreiben ist ja nichts als schön denken, und die Schönheit ist in meinen Augen bei jeder geistigen Produktion ebenso notwendig als die Wahrheit. So wenig wie der bloße Marmor hat auch das bloße Material des Wissens einen anderen Wert als den, daß der Künstler daraus ein Kunstwerk schafft. Erst dadurch, daß er diesen Stoff individuell gestaltet, wird er sein eigen, hört er auf, bloße Masse zu sein, und in demselben Maße, in dem ihm dies gelingt, wird auch das Produkt Dauer haben. So sehr ich das Verdienst derer anerkenne, die neuen Stoff heraufholen, und so wenig

ich selbst mich darauf beschränken möchte, fremdes Erz in meine Formen zu gießen, so wenig kann ich doch auch meiner Individualität nach mich bescheiden, ein bloßer Bergmann zu sein, sondern das Erz, das ich selbst gefunden, muß ich selbst künstlerisch gestalten, und dies macht mir in der Regel mehr Mühe als jenes Suchen des Stoffes. Vielleicht habe ich früher dies künstlerische Moment zu sehr außer acht gelassen, vielleicht mich zu sehr auf trockene juristische Sachen beschränkt, kurz, woran es auch liegt, ich fühle stets das Mißverhältnis meiner Intentionen und meiner Kräfte, und gerade bei Ihnen ist mir dies wieder so recht klar geworden. Sie haben die echte künstlerische Natur in sich, wie ich sie auch bei dem Mann der Wissenschaft verlange; jene Weihe der Produktivität, die zugleich mit der Sache die Form trifft, und die den Künstler vom Handwerker unterscheidet. Es war mir oft ein wahrer Genuß, Sie anzuhören und in Ihrer Virtuosität zu beobachten, und selbst das beschämende Gefühl, wie tief ich in dieser Beziehung unter Ihnen stehe, wurde durch diesen Genuß zum Schweigen gebracht. Möchte mir die Wiederholung dieses Genusses doch noch recht oft zuteil werden. Doch um Sie nicht schamrot zu machen, will ich weiter nichts hinzufügen, möge es Ihnen genug sein, zu wissen, daß der Eindruck, den Sie bei unserer ersten Begegnung auf mich gemacht haben, sich in gesteigerter Weise wiederholt hat, und daß ich die kurze Zeit, die ich mit Ihnen verlebt habe, als das Schönste betrachte, das mir das gegenwärtige Jahr gebracht hat. Ich wollte versprochenermaßen Ihnen meinen Vortrag über das Nationalitätsprinzip in der antiken und modernen Rechtsbildung beilegen, allein ich müßte dann diesen Brief, mit dem ich ohnehin schon weit mehr in Rückstand gekommen bin, als Sie erwartet haben werden, noch liegen lassen, denn jenen Vortrag soll ich noch revidieren und teilweise fertig machen. Ich werde aber in nächster Zeit darangehen. Meine Frau

läßt Sie beide aufs herzlichste grüßen und Ihnen danken, daß Sie ihrem Mann einen so großen Genuß bereitet haben, wünscht aber das nächste Jahr die Zusammenkunft so eingerichtet, daß auch sie mit daran partizipieren kann, d. h. zu Pfingsten eine gemeinschaftliche Tour in den Schwarzwald. Nun, mein bester Gerber, nehmen Sie nochmals meinen besten Dank, und erhalten Sie mir stets die Gesinnung, die ich auch diesmal wieder bei Ihnen bewährt gefunden habe. Mit den herzlichsten Grüßen an Ihre Frau und die kleine Welt, die sich hoffentlich ganz wohl befinden wird,

Ihr R. Jhering.

12.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 21. Dez. 1853.

Hochverehrter Herr Kollege.

Ich habe soeben Ihre Abhandlung über die hereditas jacens im zweiten Heft der Überschau gelesen und kann nicht umhin, Ihnen meinen aufrichtigen Beifall darüber auszudrücken. Der Gegenstand ist für mich fast ein völlig fremder geworden, ich habe meine Abhandlung seit ihrem Erscheinen nie wieder angesehen, und selbst Scheurls Angriffe haben mich nicht veranlassen können, dieselbe einmal wieder zu lesen. Insofern kann ich sagen, daß ich eine gewisse Unbefangenheit besitze. Bei der ganzen Frage unterscheide ich nun zweierlei, einmal die rein historische Frage, wie haben die Römer sich das Verhältnis juristisch konstruiert, und sodann, wie hat die heutige Jurisprudenz es zu tun. Schon seit längerer Zeit bin ich davon zurückgekommen, daß die römische Behandlungsweise für uns eine andere als eine historische Bedeutung habe; gerade die Einsicht in das spezifisch Römische derselben, die ich erst bei Gelegenheit meiner Arbeiten für den Geist des

R. R. gewonnen habe, hat mich dazu gebracht, die moderne Auffassung, die der Sache nach in unserem Leben sich längst geltend gemacht hat, in ihrer ganzen Ausdehnung zu begreifen und zu verfolgen. Eine kurze Andeutung habe ich bereits B. I. S. 187, Note 99 gegeben, im zweiten Bande werde ich die Differenz der römischen und modernen Anschauung prinzipiell zu begründen und in dieser ihrer Ausdehnung nachzuweisen versuchen. Mit einem Worte angegeben ist es der Gegensatz in der Auffassung des Rechts im subj. Sinne, nämlich 1. Auffassung: Recht ist eine Eigenschaft, Qualität der Person, also als accidens abhängig von letzterer, 2. Auffassung: Recht ist ein Objekt (das augenblicklich jemand hat oder nicht hat), also selbständiger Existenz fähig. Dieser Gegensatz ist von der ungeheuersten Tragweite, die ich Ihnen, der Sie sich mit mir ganz auf demselben Wege befinden, nicht erst zu entwickeln brauche. Was Sie S. 190 über die juristische Person sagen, ist fast wörtlich meine Ansicht. Die juristische Person ist nur eine Form der objektiven Existenz von Rechten ohne exklusive Beziehung zu bestimmten Subjekten. Was in dem Verhältnis abgetan werden soll, ist die subjektive Richtung und Seite des Rechts, die Form, zu der das römische Recht greift und bei seiner Auffassung des Rechts greifen muß, ist die künstliche Aufstellung eines leeren, toten Subjekts. Der Zweck ist: Benutzung des Vermögens für einen bestimmten Zweck, für eine unbestimmte Vielheit jeweilig berufener Subjekte — eine spezifisch römische Konstruktion dafür ist die juristische Person. — Unsere moderne Auffassung aber wird nicht bloß bei den beiden berührten Verhältnissen den Sieg davontragen müssen, sondern mit weit leichterer Mühe läßt sie sich in einer Reihe anderer Verhältnisse als die richtige und notwendige nachweisen.

Solange aber der Gegensatz nicht in seiner ganzen Totalität erkannt und aufgefaßt ist — was wir beide freilich

nicht erleben werden, denn zu dem Zweck muß erst ein ungeheures Stück römischen Rechts über Bord geworfen werden, und das geschieht nicht so leicht — so lange wird es auch für die hereditas jacens schwer werden, die richtige Ansicht in Kurs zu bringen, aber mit jedem weiteren Fußbreit Grund und Boden, den wir erkämpfen, wird auch hier die Wahrheit leichteres Spiel gewinnen. Ich kann nicht voraussetzen, daß unsere starr romanistisch geschulten Kollegen bei diesem einen Punkt bereits die ihnen in Fleisch und Blut übergegangene römische Auffassung sollten verleugnen können. Und für das römische Recht kann ich einmal nicht von der Überzeugung lassen, daß die hereditas domina ein gedachtes Subjekt bedeuten soll; ob dasselbe mit dem defunctus zu identifizieren usw., ist mir völlig gleichgültig, kurz, das römische Recht sucht noch — wenn auch nur aus technischem Interesse, der bloßen Konstruktion halber — nach einem Subjekt, während wir heutzutage ein solches von vornherein für überflüssig erklären sollen. Diesen Gegensatz kann ich nicht aufgeben; ich würde es als eine Inkonsequenz des R. R. betrachten müssen, wenn es bei dieser Gelegenheit das Bedürfnis einer Subjektivierung nicht gefühlt hätte. Das Ganze hatte aber nur ein theoretisches Interesse und nur für das tempus vacuum der hereditas jacens, die kuriose Fortdauer der hereditas im Erben, Erbes-Erben usw., kurz, dies abenteuerliche Einschachtelungssystem von einer Person in die andere bis Adam hinauf ist mir von jeher unverständlich gewesen, es erscheint mir nicht besser, als wenn man eine Brücke, die man nötig hatte, um über das Wasser zu kommen, lebenslänglich auch auf dem Lande mit sich führen wollte. Ich freue mich, daß auch Sie sich gegen diese abenteuerliche Idee erklärt haben. Ob ich im übrigen die Berichtigungen meiner Ansicht in allen Punkten annehmen soll, weiß ich selbst nicht, denn ich müßte mich in die Sache wieder hineinstudieren, und dazu habe ich weder

Zeit noch Lust. So viel aber weiß ich, daß Sie sich ein großes Verdienst erworben haben, daß Sie einmal in diesem Gewirre spitzfindiger und überschlagender Deduktionen ein einfaches, gesundes Wort haben ertönen lassen, und der ganze Zweck dieses Briefes geht nur dahin, Ihnen darüber meine Freude auszudrücken. Sie scheinen sich einen ganz bestimmten Lebenszweck gesetzt zu haben, wie mir immer klarer wird, die Befreiung der heutigen Jurisprudenz von spezifisch-römischen Gesichtspunkten, und Sie werden später finden, daß Sie in dieser Beziehung an mir einen treuen Verbündeten haben. Meine Aufgabe besteht zunächst darin, das spezifisch Römische aufzudecken; wenn dies vollbracht ist, werde ich nach alter Verabredung mit Gerber und Thöl eine Zeitschrift für die heutige Jurisprudenz gründen, für die Richtung, der Sie vor allem angehören, und für die Sie dann hoffentlich uns Ihre Mitwirkung nicht versagen werden.

Den zweiten Band meines Werkes werden Sie im Laufe des nächsten Sommers erhalten; seit Februar ist er im Druck, d. h. alle paar Monate einige Bogen. Gott gebe seinen Segen und mir baldige Erlösung.

Mit den besten Neujahrswünschen empfiehlt sich Ihnen

Ihr ergebenster

R. Ihering.

13.

An K. F. von Gerber.

Gießen, 12. Februar 1854.

Mein bester Gerber!

Deine beiden Abhandlungen sind ausgezeichnet, es ist wieder ein vortrefflicher Wurf, den Du getan hast. Wasserschleben und Siegel, die sie gelesen haben, sind gleich mir ganz entzückt davon, obgleich mir der Gegenstand der Ab-

handlungen über Lehnsschulden fremd ist, so kann ich doch schon nach dem, was Du über die herrschende Lehre mitteilst, einsehen, daß Du hier einen wahren Augiasstall vorgefunden und gereinigt hast. Und mit wie wenig Worten, mit wie einfachem Mittel! Wer nicht ganz verstockt und vernagelt ist, muß sich von der Richtigkeit deiner Ansicht sofort überzeugen und Dir Dank wissen, daß Du den rechten Schlüssel gefunden. Hinsichtlich der zweiten Abhandlung stimme ich Dir im Resultat ebenfalls bei; die Autonomie gehört zu den Rechtsgeschäften, nicht zu den Rechtsquellen. Vom Standpunkt des römischen Rechtes aus gesehen, war freilich die entgegengesetzte Ansicht eine Notwendigkeit, und das römische Recht selbst hat bei Gelegenheit der Testamente den Gesichtspunkt eines Gesetzes geltend gemacht, weil es sich die eigentümlichen Wirkungen des Testamentes auf andere Weise nicht zu konstruieren vermochte. In noch höherem Grade würde dieser römische Gesichtspunkt für unsere heutigen testamentarischen Verfügungen in personam incertam zutreffen, wenn eben die beschränkte Anschauungsweise des römischen Rechts uns bände. Du hast Dich hier aber als wahren Germanisten betätigt, indem Du uns von diesem spezifisch römischen Gesichtspunkt frei gemacht hast. So bröckelt ein Stück des Romanismus nach dem anderen von uns ab! Es kommt nur darauf an, daß man das spezifisch Römische erkennt, und damit ist seine Macht, sein Zauber über uns gebrochen. — Jene Rechtsgeschäfte in incertam personam, derentwegen man bisher die Autonomie als Rechtsquelle auffaßte, haben allerdings etwas ganz Charakteristisches, das ihnen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Gesetzen gibt, wie Du ja selbst hervorgehoben hast, und um gegen die Verwechslung mit letzteren für immer zu sichern, sollte man im System dieser Eigentümlichkeit ihr Recht widerfahren lassen, ja es wäre wünschenswert, wenn man eine eigene Bezeichnung dafür auffände. Es wäre damit der Ge-

fahr eines Rückfalls in den alten Irrtum an sichersten vorgebeugt. Als ich Deine Abhandlung über Autonomie erhielt, bekam ich gleichzeitig einen Korrekturbogen, worin eine Darstellung des römischen Systems der Autonomie enthalten ist. Deine Abhandlung hat mich veranlaßt, eine Entschuldigung hinzuzufügen, daß ich mich hier des Ausdrucks im vulgären Sinn (für Dispositionsfreiheit) bedient habe; ich konnte aus Rücksichten der Darstellung jenen Ausdruck nicht gut entbehren, Du verzeihst mir also wohl seinen Gebrauch, in der Sache selbst habe ich mich dort zu Dir bekannt. — Höchst frappant war es mir, welche Anklänge an eigene Ideen ich in Deiner Abhandlung gefunden habe. Du erinnerst Dich vielleicht, daß Du mir nach der Lektüre meines Buches schriebst, es sei Dir dasselbe gar nicht als etwas Fremdes erschienen, habe Dir vielmehr ganz den Eindruck des Bekannten gemacht. Daran wurde ich lebhaft erinnert, denn es kommen in Deiner Abhandlung Ideen vor, die ich auch dem Ausdruck nach für die meinen halten könnte, so namentlich Deine Ansicht über die Sitte und das Gesetz. Auch Siegel, der meine Korrekturbogen mit korrigiert, war überrascht über dies Zusammentreffen. Und es sind Punkte, über die wir beide uns gar nicht besprochen haben, die keiner von dem anderen kennen kann. Es beweist dies nur, daß unsere Köpfe sehr gleichartig organisiert sein müssen, und daß gewisse Ideen so sehr in der Luft liegen, daß man sich ihnen gar nicht entziehen kann. Auch Dir wird es interessant sein, in meinem Buch die weitere Ausführung dessen zu lesen, was Dir dem wesentlichen Kern nach bereits zum Bewußtsein gekommen war. Bei anderen Schriftstellern passiert es mir auch mitunter, daß ich schwache Anklänge an eigene Ideen finde, und ich bin überzeugt, daß beim Erscheinen des zweiten Bandes mancher ausrufen wird: auf demselben Wege bin ich auch bereits gewesen, noch einen Schritt weiter, und ich hätte auch dasselbe Resultat erreicht.

Mir, der derartige Ideen seit Jahren durchdacht hat, ist es höchst interessant zu sehen, wie ein anderer so nahe am Ziel vorbeistreift, jene längere Beschäftigung mit dem Gegenstande hat mich die rechten Wege und die Abwege kennen lernen, und so bin ich oft imstande gewesen, besser zu beurteilen als der Autor selbst, was ihn gehindert hat, den rechten Punkt zu treffen. An derartigen Erfahrungen überzeuge ich mich immer mehr, wie nötig es war, mit meinem Buch bald hervorzutreten und dasselbe nicht noch ein Jahrzehnt nachreifen zu lassen, wie ich wohl gewünscht hätte; es würde mir wenig übriggeblieben sein! Ich habe gestern den Druckbogen 12 zurückgeschickt und habe jetzt die Hälfte des zweiten Bandes bald hinter mir. Diese letzte Zeit habe ich wieder lange bei einem Punkt vor Anker gelegen, einem Gegenstand, den die römische Altertumswissenschaft billigerweise längst hätte erledigen müssen, aber noch nicht erledigt hat: die sogen. soziale Frage in Rom. Dann kommen noch zwei weniger erfreuliche Paragraphen, und sodann habe ich mehrere Monate hindurch nur dankbare und ergiebige Stoffe. Nächstens fängt unser Examen an; das ist jedesmal eine scheußliche Zeit, bei der man sein Fleisch kreuzigen muß, eine Marterzeit, bei der ich ungeduldig Stunden und Tage zähle und mich freue über jeden Zeitteil, der verfließt, während ich sonst umgekehrt nichts mehr bedauere als den raschen Flug der Zeit. In der Literatur ist jetzt ja gottlob eine Ebbe eingetreten, und man kann einigermaßen daran denken, die alten Reste abzuarbeiten. Ich stehe augenblicklich bei Dernburgs Kompensation, in der sich einige lesenswerte Partien befinden. Der Mann ist sehr rührig, er sollte sich nur mehr Zeit lassen. — Den Bucher in Erlangen haben sie jetzt ja glücklich unter die Erde gebracht, die Ruhe wird ihm nicht schwer werden, das einzige, was er vermissen könnte, wäre, daß es keine Schöppli mehr gibt.

Dein R. Jhering.

14.

An K. F. von Gerber.

Gießen, 26. März 1854.

Mein bester Gerber!

Ich sollte Dir eigentlich noch nicht schreiben, so paradox es klingt, da ich bereits lange genug habe warten lassen. Mir fehlt nämlich zurzeit noch das Beste, die Stimmung zum Schreiben. Ich bin wieder einmal einige Wochen hindurch unwohl gewesen und geistig und moralisch so lahm, daß mich die Feder anwidert und ich aller und jeder geistigen Tätigkeit, die nicht unmittelbar geboten war, aus dem Wege gehe. In der zweiten Hälfte des Februar bekam ich wieder meinen Semestralanfall; und noch jetzt — einige Wochen später — fühle ich mich körperlich und geistig so matt und müde, daß ich, wie gesagt, eine wahre Antipathie gegen jede, namentlich geistige Arbeit empfinde. Für diesen Winter kann ich mir das Zeugnis geben, daß ich sehr mäßig gelebt habe, nur in einer Beziehung allerdings habe ich mir mehr geboten als früher, nämlich was die Arbeit anbetrifft. Früher holte mich meine Frau um 9½ Uhr abends von den Büchern und duldete nicht, daß ich nach dem Abendessen mich wieder zur Arbeit setzte. In dem ganzen letzten Semester war dies infolge des Zustandes meiner Frau anders, ich blieb mir selbst überlassen, und so arbeitete ich in der Regel noch bis 12½ oder 1 Uhr nachts. Es wäre mir sehr heilsam gewesen, wenn die Geselligkeit mich mehr der Arbeit entzogen hätte, allein seitdem ich mich von der eigentlichen Kneipwirtschaft grundsätzlich zurückgezogen hatte, ward mir von dieser Seite auch nicht einmal eine Einladung zu einem frugalen Whistabend zuteil, und die Geselligkeit der übrigen Kreise besteht in der üblichen einzigen Gesellschaft im ganzen Jahr. Dazu waren auch

meine Musikabende hinweggefallen, da die Musik meine Frau angriff, kurz, ich war meiner früheren Zerstreuungen beraubt, und selbst von meiner Frau hatte ich sehr wenig, so daß ich im Grunde den ganzen Winter ein so einförmiges und angreifendes Junggesellenleben geführt habe, wie früher als Privatdozent. Das kann man aber nicht mehr aushalten, wie mir jetzt ad oculos demonstriert wird. Dazu kam noch, um das Maß voll zu machen, das verwünschte Examen, das hier an das Ende des Semesters fällt und mir jedesmal den Todesstoß gibt. Seit Donnerstag habe ich von neun Uhr bis gegen 2 Uhr und nachmittags von 4 bis gegen 9 Uhr im Examen sitzen müssen, und der Kopf schwirrt mir vor lauter Fragen und Antworten. Morgen mittag bin ich frei, ich kann aber kaum sagen, daß ich mich darauf freue, denn was fange ich mit meiner Freiheit an, Vergnügen und Arbeit ist mir gleich zuwider, wäre die Jahreszeit besser, so würde ich eine Fußreise machen und mich dadurch erquicken können, aber bei diesem Wetter ist dies ja ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist sehr schmerzlich, daß wieder ein Teil meiner Ferien für mein Buch verloren geht, das nagt förmlich an mir und macht mich noch mißmutiger, als ich es durch mein körperliches Befinden schon bin. Dein letzter Brief ist sehr inhaltreich und berührt namentlich einen Gegenstand, an dem wir beide uns in der Wissenschaft gefunden haben, und um den unsere beiderseitige wissenschaftliche Aufgabe sich mehr oder minder dreht: Die juristische Konstruktion des Rechtes. Daß der Sinn und das Verständnis dafür vielfach noch so gering ist, kann uns nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, wie jung noch die Richtung ist, habe ich doch noch die Pandekten gehört, ohne von meinem Lehrer, Thibaut, auch nur eine Spur von dem zu erhalten, worauf es bei der ganzen Jurisprudenz ankommt, und erst nach und nach ist mir durch Selbststudium, namentlich durch Lektüre der Quellen, ein Licht auf-

gegangen. Ein großer Teil der jetzt lebenden älteren Juristen ist noch in der alten Schule gebildet, und der Tod muß noch recht aufräumen, ehe der Boden völlig empfänglich und fruchtbar geworden ist. Wie weit sind selbst manche Romanisten noch hinter Puchta zurück, verlange daher nicht von den Germanisten, daß sie voraus sein sollen, freue Dich vielmehr, daß es Dir beschieden ist, eine so beneidenswerte Aufgabe innerhalb Deiner Spezialwissenschaft zu lösen. Gerade der Widerstand, den Du findest, muß Dir lieb sein. Denn was hat ein müheloser Sieg für einen Wert, und welch unschätzbaren Dienst erweisen uns unsere Gegner dadurch, daß sie unsere Angriffskraft steigern und spannen. Auch der Neid, der sich an Deine Ferse haftet, kann Dir das Leben nicht verbittern, nach dem eigenen Glück ist mir, möchte ich sagen, am Glück der Neid das Liebste, und ich möchte dies Gewürz des Glückes für mich gar nicht entbehren. Das einzige, was einen bei einer wichtigen Aufgabe verstimmen kann, ist meiner Meinung nach nur das Mißverhältnis der eigenen Kraft zu der gestellten Aufgabe, aber Mangel an Anerkennung und Überfluß an Gegnern, Neid, Haß usw., alles das muß an dem Gefühl der eigenen Kraft und der höheren Bestimmung machtlos abgleiten, wenn es einen auch vorübergehend ärgern kann. Du hast eine frische Jugendkraft in Dir, die der Aufgabe gewachsen ist, und die noch lange vorhalten wird, das ist das Entscheidende und das, worum ich Dich beneiden möchte. Ich leider Gottes werde einmal die Idee nicht los, daß meine geistige Kraft geschwächt ist, die wahre Frische, Leichtigkeit, Elastizität ist entwichen, und bei der Aufgabe, die ich mir gesetzt, sind mir doch diese Eigenschaften unentbehrlich, daher die Verstimmung und der Mißmut, an dem ich leide und augenblicklich wieder mehr leide als je. Hätte ich nicht ein bedeutendes Quantum ostfriesischer Zähigkeit, ich würde mich durch dies Gefühl vom dem Mißverhältnis zwischen

meinen Kräften und meiner Aufgabe vielleicht schon längst von der Verfolgung der letzteren haben abhalten lassen, aber solange noch ein Funken von Geist in mir ist, arbeite ich damit fort, und durch unverdrossene, wenn auch noch so langsame und schwerfällige Tätigkeit gelingt es mir dann doch, von Zeit zu Zeit ein Stückchen fertigzumachen, das ein anderer in zehnmal so kurzer Zeit absolviert haben würde. Wenn mein Buch, wie ich ja glaube, einen Wert hat, so besteht er für mich selbst am meisten in der moralischen Anstrengung, von der es freilich nicht dritten Personen, aber mir selbst Zeugnis gibt; manch anderer hätte hundertmal die Hände sinken lassen, wenn er eine solche Steifheit und Ungelenkigkeit in ihnen verspürt hätte wie ich. Deine Mitteilungen über Geib und Köstlin haben mich recht ergriffen, vergiß nicht, mir zu melden, wie es mit beiden steht. Der Verlust von Geib würde ein recht schwerer für Euere Universität sein. Wo gibt es jetzt noch einen vokablen Kriminalisten? Mein früherer Kollege Christiansen in Kiel, dessen Tod in dieser Zeit zu erwarten stand, ist kürzlich gestorben; ewig schade um diesen genialen, mit Talenten aller Art in seltenster Weise ausgestatteten Menschen, er hatte das Zeug, das Allerbedeutendste zu leisten, nur eins fehlte ihm, die Ausdauer und das Maß. Sein Schicksal hat mich tief erschüttert. Seit Puchta ist kein Romanist gestorben, an dem die Wissenschaft so viel verloren hat, oder der wenigstens ihr so viel hätte sein können, wenn er gewollt hätte. Er litt leider nur an der Überfülle von Talent und Begabung, etwas weniger, und er wäre der Erste geworden, während er jetzt bald vergessen sein wird. In Ermanglung ernsterer Arbeit habe ich augenblicklich die römische Geschichte von Gerlach und Bachofen unter Händen, ein wunderliches Buch, an dem man sich stellenweise recht amüsieren kann. Es bezeichnet die Hyperorthodoxie auf dem Gebiet der römischen Geschichte, und man möchte glauben,

daß Niebuhr nie gelebt und gewirkt habe, wenn man hier den Romulus und Numa als Personen aus der Gegenwart behandelt sieht. Dabei der süßliche, schönrednerische Brei von Herrn Gerlach, pfui! pfui! Wenn das Ding Dir in die Hände kommt, wirf mal einen Blick hinein, namentlich auf Romulus und Numa (. . . Bürger trugen seine Leiche, Kinder, Greise, Frauen, Bräute weinten usw.). Ich hoffe Dir nächstens wieder schreiben und dann die Nachricht hinzufügen zu können, daß ich mich etwas erholt habe, vielleicht gehe ich in der nächsten Zeit zur Blumenausstellung nach Bieberich und treibe mich in Mainz und Darmstadt herum, um mich etwas zu zerstreuen. Mit den besten Grüßen von meiner Frau und mir an Dich und Deine Frau

Dein

R. Jhering.

15.

An K. F. von Gerber.

Gießen, den 2. Dezember 1854.

Mein bester Gerber!

Deinem letzten Brief zufolge wirst Du jetzt in Stuttgart sein, und ich werde diesen Brief dorthin adressieren dürfen. Deine Mitteilungen haben mich recht interessiert. Wie gelegen ist Dir doch Eichhorn gestorben! Du hättest kein passenderes Thema finden können, gerade für Tübingen eignete es sich mehr als für irgendeine andere Universität. Ich wünsche Dir, daß die noch lebenden Juristen, die Du zu einem gleichen Zweck verwenden könntest, wenn sie einmal sterben wollen, dieselbe Rücksicht in der Wahl des Zeitpunktes beobachten mögen; Savigny wäre ein fetter Bissen, ich gönne ihm übrigens Methusalems Alter, mehr freilich für ihn selbst, als für die Wissenschaft, denn für letztere verspreche ich mir wenig

mehr von ihm, seine letzten Leistungen sind sehr schwach. Auf Deine Abhandlung über Genossenschaft bin ich unendlich gespannt, der Gegenstand selbst interessiert mich im höchsten Grade, er greift in Ideen von mir über andere Dinge tief ein. Denke Dir, daß ich mich mit der Idee trage, zwei germanistische Abhandlungen über die juristische Konstruktion einer Giro-Bank und über Billette au porteur (als bisher nicht beachtete Spezies der Papiere au porteur) zu schreiben.

4. Dezember.

Vorigen Sonntag hatte ich diesen Brief angefangen, aber während der ganzen letzten Woche war es mir nicht möglich, auch nur einen Federstrich an diesem Briefe zu tun. Abgesehen davon, daß die Vorlesungen mich in diesem Semester in Anspruch nehmen wie noch nie, so kamen diese Woche auch einige ungewöhnliche Störungen hinzu, Gesellschaften und reisende Künstler, die an mich adressiert waren (so z. B. eine Violinistin Bierlich aus Jena mit ihrem Vater — eine unglückliche Person, die mir den Eindruck eines abgerichteten Tieres machte und das moderne Kunststück, ohne allen Sinn für Musik den Virtuosen zu spielen, zum hundertsten Male aufführte). Der Grund, warum die Vorlesungen mir diesmal so viel zu schaffen machen, liegt teils darin, daß ich manche Unterlassungssünden aus früherer Zeit nachzuholen habe, teils darin, daß ich meine Zuhörer schriftliche Arbeiten anfertigen lasse. Neben den Pandekten halte ich noch ein Exegetikum, und in beiden Vorlesungen gebe ich Aufgaben auf, deren Korrektur mir ziemlich viel zu schaffen macht und mich umbringen würde, wenn alle Zuhörer sie bearbeiteten. In den Pandekten habe ich jetzt 25 Meldungen, im Exegetikum 29, ich habe aber noch einige Leute bemerkt, die sich, wie die Unsitte hier einmal ist, noch nicht gemeldet haben. Den Pandektisten gebe ich nun noch unentgeltlich eine Extrastunde zum Zwecke der Repetition und,

um letztere fruchtbarer zu machen, Aufgaben zur schriftlichen Ausarbeitung — etwa 4 bis 6 die Woche — und Du kannst Dir denken, daß es eben kein sehr angenehmes onus ist, das ich mir damit aufgeladen. Da aber meine Zuhörer in den Pandekten außerordentlich fleißig und eifrig sind, so habe ich geglaubt, noch ein übriges tun zu müssen, und ich will jetzt einmal versuchen, ob ich nicht in zwei Semestern bessere Romanisten ziehen kann als die meisten von unseren Rechtskandidaten am Ende ihrer Studienzeit. Das Exegetikum ist ein Privatum, und ich hatte es anfänglich schon abgekündigt, da die Zahl der eingegangenen Meldungen, 12 bis 14, mir für den besonderen Zweck der Vorlesung nicht genügend erschien. Hinterher kamen dann noch verschiedene Leute, die es auch hatten hören wollen — (ich hatte mir gleich von vornherein mein mutmaßliches Auditorium auf etwa 25 berechnet, wußte auch, daß noch manche kommen würden, allein ich wollte den Leuten einmal die Lehre geben, sich rechtzeitig zu melden) — und so ließ ich mich bestimmen, es noch zu halten. Ich lasse die Zuhörer selbst übersetzen, teils mündlich, teils schriftlich. Ich habe meine Leute jetzt gut im Gange. Während früher ein corpus juris in den Händen eines Studenten die Ausnahme bildete, ist es jetzt die Regel, und es ist mir ein ganz erbaulicher Anblick, 20 bis 30 corpora juris vor mir zu sehen. — Die Antiquare segnen mich! Die mündliche Exegese benutze ich als eine Gelegenheit zur Repetition und zur Entwicklung der juristischen Bildung, es ist ein unausgesetztes Fragen und Antworten. Da ich diesen Winter nur den Studenten leben will, so habe ich noch ein übriges getan und neben den drei Nachmittagen, die mir durch das Pandekten-Repetitor und Exegetikum entzogen werden, noch einen vierten geopfert, nämlich die besseren und tüchtigeren Leute unter meinen Zuhörern ein für allemal auf Sonnabend nachmittag zum Kaffee eingeladen, und wenn die Zahl derer, die sich einfinden, auch

nicht groß ist (etwa 6 bis 8 an einem Nachmittag), so ist doch der Nachmittag verloren und die Mühe der Konversation für mich keine geringere. Auf diese Weise bleiben mir von den Wochentagen nur 2 Nachmittage für mich. Die Morgenstunden bis 10 habe ich zur Präparation nötig, von 10 bis $12^1/_2$ lese ich Pandekten, — für eigentlich-wissenschaftliche Arbeiten bleibt also nicht viel übrig, namentlich wenn Du bedenkst, daß die Abendstunden (wo ich eine volle Stunde lese) für einen Menschen, der bereits seine $2^1/_2$ Stunden Pandekten gelesen, doppelt angreifend sind. Für lange möchte ich ein solches Leben nicht führen — wo bliebe da die eigene Produktion — aber für diesen Winter habe ich einmal meinen Kopf darauf gesetzt, ein ganzer Lehrer zu sein, und die Früchte, die die Ausführung dieses Vorsatzes tragen wird, sollen mich für die Opfer, die ich bringe, trösten. Hiermit habe ich Dir das Programm des Winters gegeben. Du wirst daraus entnehmen, daß die Aussichten für die Fortsetzung meines Buches für dieses Semester sehr schwach sind, und Du selbst wirst das am wenigsten anders wünschen, da Du mir ja früher selbst angeraten, das Buch eine Weile ruhen zu lassen. Ich fühle übrigens, wie wohl mir diese Ruhe tut, wenngleich andererseits nicht selten eine große Sehnsucht nach eigener produktiver Arbeit in mir auftaucht und es mich eine gewisse Selbstüberwindung kostet, die — ich darf sagen — schöne und reiche Ernte, die für die zweite Abteilung des zweiten Bandes bevorsteht, auf dem Felde liegen zu lassen. Könntest Du mir für zwei Monate die Raschheit Deines Geistes und Deine Leichtigkeit der Form borgen — die zweite Abteilung wäre fertig —, es fehlt nur die Redaktion und öfters nur die letzte Feile. In diesen Tagen erhielt ich das erste Urteil über mein Buch. Es war auch diesmal Dirksen, der sich zuerst vernehmen ließ und zwar ungefähr in derselben Weise wie das erstemal. Ich bin nicht recht klug geworden aus

dem, was er will, aber so viel ist mir klar, daß ich es ihm auch diesmal nicht recht gemacht habe, daß er meinen Weg, den ich eingeschlagen, für einen Holzweg hält. Ich dachte wunder, wie ich diesmal auch die alten Zöpfe wenigstens stellenweise befriedigen würde — — aber nein! gottlob, daß ich es nicht darauf zugestellt habe, ihren Beifall zu erwerben, es wäre ein sauberer Lohn, um den ich mich abgequält hätte! — Die Versendung des Buches hatte sich noch einige Zeit verzögert, ich denke, es wird jetzt in Deinen Händen sein. Am Ende der Ferien habe ich mich mit dem Entwurf einiger dogmatischer Abhandlungen beschäftigt (worunter auch die beiden oben genannten), und es würde mir ein wahrer Genuß sein, sie in Muße auszuarbeiten, allein zunächst sehe ich noch keine Möglichkeit vor mir. Die Papiere au porteur haben mein größtes Interesse erregt, ich wollte, abgesehen von der dogmatischen Konstruktion des Verhältnisses, auf die vielen Arten, die uns im Leben umgeben, aufmerksam machen (z. B. Theater — Eisenbahn — Billette — usw.). In letzter Beziehung ist mir Thöl in der neuesten Auflage seines Handelsrechts zuvorgekommen; ich bin sehr gespannt auf die Lektüre dieses Buches und werde darangehen, sobald ich es vom Buchbinder zurückerhalte. Außerdem ist noch ein Buch erschienen, das ich gleichfalls mit größtem Interesse und Eifer durchnehmen werde — „die Lehre vom Interesse“ von Mommsen in Göttingen —. Ich verspreche mir sehr viel von dem Buch, der Verfasser war früher Obergerichtsrat in Schleswig, sogar einige Zeit hindurch Justizminister und im ganzen Lande als einer der gediegensten, scharfsinnigsten und kenntnisreichsten Juristen bekannt. Eine tüchtige Aquisition für die Wissenschaft. In meinem Hause steht es aufs beste, es geht alles seinen gewohnten Gang, und nur die Anwesenheit des Violinspielers Gulomy, mit dem wir beide in einem innigen freundschaftlichen Verhältnis stehen,

brachte eine große Abwechslung in die Einförmigkeit unseres Lebens. Wenn er nach Stuttgart kommen sollte, versäume ja nicht, nicht bloß sein Konzert zu besuchen, sondern auch seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er ist ein sehr feiner, gebildeter und durch und durch gescheiter Mensch und brauchte nicht die Violine zu spielen, um einer unserer liebsten Hausfreunde zu sein. Hier, wie in Kiel war er tagelang bei uns — und es waren seit Deinem Besuche die angenehmsten Stunden, die wir verlebt haben. Fortsetzung folgt nächstens. Vorläufig genüge Dir dies. Mit den besten Grüßen von meiner Frau und mir an Deine verehrte Frau und Dich

Dein treuer

R. Jhering.

16.

An K. F. von Gerber.

Gießen, den 2. Januar 1855.

Bester Gerber

Deine Abhandlung, die ich Dir anbei zurücksende, hat als Mahnung gewirkt, ich würde Dich sonst noch einige Zeit auf eine Antwort haben warten lassen, da ich sehr viele andere Briefschulden abzutragen habe, darunter einige, die seit sehr langer Zeit stehen, allein die Übersendung Deiner Abhandlung erschien mir als ein Gruß zum neuen Jahr, die ich nicht unerwidert lassen will. Über die Abhandlung selbst bemerke ich zum Überfluß, daß sie ganz in meinem Sinn geschrieben ist, es kommen einzelne Bemerkungen darin vor, die ich fast mit denselben Worten in meinen Vorlesungen gemacht habe, namentlich über das Verhältnis des faktischen (ethischen, sozialen usw.) Zwecks zu dem juristischen Element im Bau der juristischen Person. Ich habe es meinen Zu-

hörern in der Weise veranschaulicht, daß ich ihnen an einer Vergleichung verschiedener juristischer Personen, so einer Bibelgesellschaft mit einer Handelsgesellschaft zeigte, wie verschieden ihr rein juristischer Gehalt sei, wie bei der einen das Juristische an dem Verhältnis sich auf ein Minimum beschränke (gegenüber dem Hauptzweck), bei der anderen das Juristische mit dem Zweck nahezu koinzidiere. Es ist dies eine Lieblingsidee von mir, auf den juristischen Prozentgehalt in den verschiedenen Instituten aufmerksam zu machen. Bei der Ehe, der väterlichen Gewalt usw. hebe ich es gleichfalls hervor, ohne aber mit Dir die Ehe bloß als einen Tatbestand zu bezeichnen, an den rechtliche Wirkungen geknüpft sind. — Das scheint mir zu weit gegangen zu sein. In meiner Technik, deren Ausarbeitung ich mit dem heutigen Tage begonnen habe, wirst Du auch denselben Satz ausgesprochen und erläutert finden, den Du bei Deiner Arbeit zur Anwendung bringst, nämlich daß etwas, was sich der natürlichen Auffassung als ein Institut darstellt, juristisch als eine Vielheit einzelner juristischer (und auch sittlicher usw.) Verhältnisse aufzufassen ist. Dein Beispiel, mir bereits bekannt, ist recht schlagend. — Je länger ich Dich in Deiner schriftstellerischen Tätigkeit verfolge, um so mehr finde ich, daß die Gesetze meiner juristischen Technik von Dir nicht bloß, wie jeder gute Jurist es tut, unbewußt zur Anwendung gebracht, sondern mit dem Bewußtsein erfaßt werden, und es wird für mich die höchste Zeit, meine Technik zu publizieren, wenn Du mir nicht alles vorwegnehmen sollst. Zu manchem meiner Sätze könnte ich Dich als lebendes Beispiel aufführen, und ich würde es tun, wenn dies nicht von dem Publikum, das unser Verhältnis kennt, mißdeutet werden könnte; an einer Stelle aber soll Dein Verdienst jedenfalls gebührend gewürdigt werden. — Daß mein Kapitel über die Technik das bedeutendste im ganzen Werk werden wird, wie ich Dir schon früher sagte

wird mir je länger, je mehr klar. Ich selbst erblicke darin den ersten Versuch, die Jurisprudenz zum Bewußtsein ihrer selbst zu bringen, und wenn alles andere von mir vergessen und beseitigt sein sollte, so meine ich, muß dieses Kapitel meinen Namen wenigstens noch so lange erhalten, als die Jurisprudenz nicht das, was ich hier gebe, sich vollständig zu eigen gemacht hat. Dann wird es nicht schwer sein, über mich hinauszukommen und durch etwas Besseres meinen ersten Versuch in Vergessenheit zu bringen. Es gärt jetzt seit einiger Zeit so sehr in mir, an alten und neuen Ideen, an Stoff zu allerhand Abhandlungen, daß ich mit Macht an die Realisierung unseres Planes der Herausgabe einer juristischen Zeitschrift denke. Für das gegenwärtige Jahr könnte ich drei bis vier größere Abhandlungen und manche kleine beisteuern. Hast Du nun Lust, so bin ich bereit. Ich kann es nicht länger ertragen, daß mir einer nach dem anderen zuvorkommt, und in den jüngst erschienenen Schriften habe ich so manche Anklänge (und mehr als das) an eigene Ideen gefunden, daß ich mich nicht mehr bezwingen kann. Meinen Geist werde ich dabei nicht aus dem Auge lassen, und sollte ich arbeiten wie ein Kutschpferd. Bist Du also bereit, so machen wir zum nächsten Sommer das erste Heft fertig. Titel überlasse ich Dir (etwa: Zeitschrift für das heutige römische und deutsche Privatrecht? oder was Du sonst willst). Den Verlag übernimmt vielleicht Härtel, mit dem ich früher bereits gesprochen. Da ich einmal beim literarischen Kapitel stehe, so will ich Dir mitteilen, daß ich Thöls Handelsrecht gelesen. Die Abhandlung über Papiere au porteur halte ich, abgesehen von einigen trefflichen Bemerkungen, für durchaus verfehlt. Welch unglückliche und verzweifelte Wendungen, bloß um nicht der neuen Rechtsbildung eine Konzession gegenüber dem römischen Recht zu machen. Diese echt romanistische Zähigkeit hat sich bitter an ihm gerächt! —

Eine Schrift von Mommsen über das Interesse ist teilweise recht gelungen, aber er steckt noch zu sehr in einem Vorurteil fest, von dem ich mich längst frei gemacht habe (ich habe das Material und Gerippe zu einer Lehre vom Interesse seit Jahren liegen, und nur der „Geist" hat mich verhindert, die Sache zu publizieren), nämlich daß der Kausalnexus ausreiche — einem Irrtum, den das römische Recht zwar nicht ausdrücklich ausschließt, der aber zu den absurdesten Konsequenzen führt.

Jetzt endlich meine Gratulation zum neuen Jahre. Möge das neue Jahr Dir den ungetrübten Genuß des Glückes erhalten, in dessen Besitz es Dich findet. Du hast gelernt, Dein Glück nicht außer dem Hause, der Familie und der Studierstube zu suchen, und es wird Dich also auch nicht unglücklich machen, wenn die Außenwelt Dir in dieser Beziehung wenig bietet. Möge Dein Glücksstern Dich nur bald aus dem unerquicklichen Lärm einer Ständekammer in den stillen Frieden der Studierstube zurückführen und Du dort in der Wonne des Schaffens die Befriedigung finden, die Dir Deine augenblickliche Beschäftigung unmöglich gewähren kann — trotz des Aufsehens, das Deine neuliche Rede erregt hat, und dessen Kunde die Augsburger Zeitung auch zu mir getragen hat. Mir und den Meinigen geht es ganz nach Wunsch. Die letzte Zeit hat mir manche Anerkennung für meine Tätigkeit als Dozent und Schriftsteller gebracht, meine Pandekten-Vorlesung nimmt immer noch zu, mein Exegetikum, zu dem sich bis jetzt 30 gemeldet, wird mit größtem Eifer besucht, und ich bin durch den Beifall der Zuhörer für die Arbeit, die ich mir aufgeladen, mehr als belohnt. Über meinen Geist laufen jetzt auch andere Urteile ein als das erste von Dirksen, das ich Dir der Merkwürdigkeit wegen einmal mitteilen werde, und außer der Freude, die mir der Beifall macht, den ich finde, hat derselbe den praktisch vorteilhafteren und wich-

tigeren Nutzen, daß er mir neuen Mut für die Arbeit des neuen Jahres gibt. — sowohl für die Vorlesungen wie für die schriftstellerische Tätigkeit. Ich fühle mich ganz gekräftigt, und ich denke unter dem Einfluß dieser Stimmung etwas Ordentliches zuwege zu bringen. Für diesmal genug, die herzlichsten Grüße und Neujahrsgratulationen von meiner Frau und mir an Dich und die Deinige.

Ganz Dein
R. Ihering.

17.

An K. F. von Gerber.

Gießen, den 4. Februar 1855.

Mein bester Gerber!

Dein Ernst „Mahner" wirkt, wie Du siehst; ich setze mich sofort nach Empfang desselben hin, um meine inzwischen aufs Duplum gestiegene Schuld abzutragen — wenigstens einen Teil derselben, denn gern bekenne ich Dir, daß ich in Deiner Schuld bleibe. Den Grund meines Schweigens hast Du doch nicht ganz erraten. Du sprichst von einer reichen und wirksamen Tätigkeit, allein wäre ich so glücklich gewesen, die Arbeit der letzten Wochen so bezeichnen zu können, Du hättest schon längst einen Brief. Die Mitteilung des Passus aus Scheurls Brief, welcher mein Buch betrifft, hat mich unendlich erfreut, nicht bloß wegen des Urteils, das Scheurl hier fällt, und das meine kühnsten Erwartungen weit übertrifft, sondern namentlich auch darum, weil es mir zeigt, wie es Dir ein Bedürfnis ist, mir eine Freude zu machen. Ein Zug an Deinem Charakter, den ich schon öfter wahrgenommen, und der nie seinen Eindruck auf mich verfehlt hat. Scheurl hatte mir übrigens bereits geschrieben, und ich kann sagen, daß kein Brief mir eine solche Freude bereitet hat wie der seinige.

Du weißt, warum ich auf seine Zustimmung und Anerkennung ein so hohes Gewicht lege, und hast den rechten Gesichtspunkt selbst ausgesprochen. Jetzt teilst Du mir von Wächter mit, daß auch er sich beifällig über den zweiten Band geäußert, es genügt mir schon, wenn er hinsichtlich meines Buches zunächst nur etwas umgestimmt ist, denn mit dem ersten Bande war er gar nicht zufrieden (was ich auch nicht anders erwartet hatte). Aber ich hoffe, ihn durch einige Partien der 2. Abteilung noch völlig zu gewinnen, und über einen Sünder, der bekehrt ist, wird bei mir mehr Freude sein als über 99 Gerechte! Zu der neuen Auflage rufe ich Dir ein freudiges Glückauf zu. Daß Du Deine Gegner nicht schonen wirst, weiß ich im voraus. Es wäre auch kein Grund dazu vorhanden. Herr Wächter hat nach allem, was ich vernehme, eine derbe Abfertigung vollkommen verdient; es muß sie nur ein anderer erteilen als ein solcher Pinsel wie Brackenhöft, der auch über Walter sich in den Heidelberger Jahrbüchern einmal wieder hat vernehmen lassen. Beiläufig habe ich wieder eine germanistische Entdeckung gemacht, die im ersten Heft unserer Zeitschrift figurieren soll, und von deren Wahrheit ich vollkommen überzeugt bin. Ich lege sie Dir zur Prüfung und, wenn Du willst, zur Benutzung vor, Du kannst ja gleich auf meinen Aufsatz verweisen. Alle bisherigen Versuche, den Übergang des Eigentums an der Ware durch Übertragung des Konnossements juristisch zu rechtfertigen, sind meiner Ansicht nach unhaltbar (... der neueste in der Münchener Zeitschrift ist wirklich unter aller Kritik, und man begreift nicht, wie die Redaktion eine solche Sudelarbeit aufnehmen konnte). Sie mußten notwendig mißlingen, weil man, wenn man einmal den Übergang des Besitzes und Eigentums an der Ware annimmt, dies mit den Grundsätzen des römischen Rechts nicht vereinigen kann, möge man sich drehen und wenden, wie man will. Jene Annahme ist aber keineswegs nötig, es gibt einen

anderen Weg, der ganz normal zum Ziele führt. In Verhältnissen, wo der Eigentümer das Eigentum auf einen anderen übertragen will oder soll, ohne doch dazu, weil ihm der Besitz fehlt, imstande zu sein, schlägt das römische Recht den Weg einer Zession der reivindicatio ein. Seit Jahren habe ich nun meine Zuhörer auf die Brauchbarkeit dieses Mittels als eines Surrogats für die Tradition aufmerksam gemacht (. . . ich führte namentlich an den Fall einer plötzlichen Flucht, die zur Versilberung des ganzen Vermögens zwingt, eines Vermögens, von dem einzelne Stücke sich in fremdem Besitz befinden), und ich hatte mir bereits das Thema „Über die Zession der reivindicatio und die reivind. utilis als Surrogate der Eigentumsübertragung und Mittel zur Bewerkstelligung derselben" für unsere Zeitschrift längst zurückgelegt aber vergessen, davon eine Anwendung auf das Konnossement (welches hiernach also als Zessionsdokument der reivindicatio aufzufassen) zu machen, weil mir das Verhältnis selbst fernlag, bis ich dann neulich bei der Lektüre jener elenden Abhandlung zum Bewußtsein kam, daß ich das meiner Ansicht nach allein richtige Mittel zur juristischen Konstruktion desselben seit Jahren in Händen habe, ohne es zu ahnen. Ich kann mir kaum denken, daß ich hierin irren sollte, bitte Dich aber, mir Deine Ansicht mitzuteilen. Nun zu unserer Zeitschrift. Ich freue mich sehr, daß Du den Vorschlag aufgegriffen und bereits einiges in petto hast; auch bei mir ist viel Material vorhanden. Vor nächstem Herbst wird es freilich wohl nichts werden, aber dann, denke ich, tritt die Sache ins Leben. Ich werde nächstens an Härtel schreiben. Was ist Deine definitive Ansicht über den Namen, den das Kind führen soll? Zeitschrift für deutsches und römisches Recht der Gegenwart? Wenn Du Scheurl gegenüber noch nicht gebunden bist, so meine ich, wir beiden konstituieren uns allein als Redaktion. Auch würde ich es richtig finden, wenn wir anfangs

die alleinigen Mitarbeiter blieben, solange nämlich die Tendenz der Zeitschrift noch erst zu bestimmen ist; sonst kommen uns im Anfang Aufsätze zu, die in unseren Kram nicht passen. Überhaupt meine ich, so wenig wie möglich Mitarbeiter auch späterhin, wir sind stark genug, uns selbst vor den Wagen zu spannen. Hast Du aber Scheurl gegenüber Dich gebunden, so versteht es sich von selbst, daß wir ihn auffordern müssen, dann müßte ich dasselbe aber auch mit Thöl tun, mit dem ich bereits vor Jahren den Plan beredet hatte, den ich aber ebenfalls nicht gern aufnähme, weil der Redakteure nicht zu viele sein dürfen. Das neueste Heft der Münchener Zeitschrift ist sehr schwach. Der Herr Maurer hat gar nicht begriffen, was Du eigentlich gewollt hast. Und der pp. Kuntze macht mir sogar einen Vorwurf daraus, daß ich nicht gleich Lenz und ihm darauflos konstruiert habe; ich dachte, ich hätte schon genug darin getan, aber den beiden Leuten noch immer nicht genug. Man kann die Leute ruhig gewähren lassen, sie haben zwar ein großes Maul, aber stumpfe Zähne. Es freut mich sehr, daß der König Dir das „Vize" vor Deinem Titel weggenommen hat, daß es keine andere als Titulaturänderung ist, weiß ich, aber mir ist es lieb, daß der Zusatz fehlt. — Du siehst, daß ich kaum mehr Platz habe, Dir meinen Dank für Deinen Brief und die besten Wünsche für Dein und der Deinigen Wohlergehen zu sagen, also von dem übrigen ein anderes Mal.

Dein treuer

R. Jhering.

18.

An K. F. von Gerber.

Gießen, den 27. Jan. 1856.

Bester Gerber!

Soeben geht die Sendung nach Jena ab, und damit erhalte ich wieder freies Herz und freie Zeit, Dir zu schreiben. Bisher unter dem Druck der Geburtswehen war es mir unmöglich, ich bin später fertig geworden, als ich gehofft hatte, was namentlich darin seinen Grund hat, daß mir von den 14 Tagen der Weihnachtsferien nicht viel übrigblieb, indem teils das Fest, teils eine kleine Unpäßlichkeit mich abhielt, mit voller Dampfkraft zu arbeiten. Die Ferien bekommen mir einmal nicht; um meinen Körper und Geist aufrecht zu erhalten, habe ich die tägliche Motion von 2½ Pandektenstunden nötig. Es ist ganz wunderbar, wie diese Medizin auf mich wirkt! Als ich nach Neujahr die Vorlesung wieder begann, glaubte ich kaum so viel Kräfte zu besitzen, um sie zu halten, und während ich las, fühlte ich schon, wie belebend und kräftigend die Pandektenmedizin auf mich wirkte. Also jetzt das, was Dich am meisten diesmal interessieren wird: Die Zeitschrift. Ich habe als Namen vorgeschlagen, vorbehältlich Deiner Genehmigung: Jahrbücher für die Dogmatik des römischen und deutschen Rechts von Gerber und Ihering. (Beiläufig: warum nimmst Du Anstand, Dein „von" zu gegebrauchen? Ein Kanzler von Tübingen muß einmal ein Mann „von" sein, und Wächter nennt sich ja auch „von". Ich habe Deinem Namen auf dem Titel das Prädikat vorgesetzt, Du kannst es ja weglassen, wenn es Dir mißfällt.) Auf dem *Titel* stelle ich Deinen Namen nach Ordnung des Alphabetes voran, wie es einmal in der Beziehung hergebracht ist. *Inhalt:* 1. Abhandlung von mir als Programm der Zeitschrift,

überschrieben: Unsere Aufgabe (früher hatte ich die Überschrift gewählt: Die Aufgabe der Jurisprudenz der Gegenwart; was gefällt Dir besser?). Inhalt: Produktiver Beruf der Jurisprudenz — Juristische Konstruktion — Was gibt's für sie zu tun im römischen und deutschen Recht? — Orthodoxe Behandlungsweise des römischen Rechts — Scheinleben des römischen Rechts in manchen Partien — Deutsches Recht: das angebliche Romanisieren — Die Vereinigung des römischen und deutschen Rechts zur wahren inneren Einheit. Umfang ungefähr 3 bis 4 Druckbogen, soweit ich es jetzt taxieren kann. 2. Deine Abhandlung über die F. F.[1] Ich taxiere sie auf etwa 3 bis 4 Druckbogen. 3. Meine Abhandlung über die Übertragung der reivindicatio auf andere Personen, nebst Anwendung von Konnossement (ungefähr ebenso stark). — Ich glaube nun kaum, daß bei der projektierten Stärke eines Heftes (10 Bogen) Deine zweite Abhandlung (die ich mit großer Freude gelesen, und die wieder manches ganz Vortreffliche enthält — eine physiologische Untersuchung in meiner Sprachweise) noch Platz finden wird, bin aber sehr gern bereit, Dir den Platz 3 abzutreten und meine Abhandlung für das nächste Heft zurückzulegen — um so eher, als ich an dieser zweiten Abhandlung noch die letzte Hand anzulegen habe, ich habe sie darum noch zurückbehalten. Der Setzer hat vorläufig genug, und ich wollte Dir die Entscheidung anheimstellen. Herrn Mauke habe ich aufgegeben, von der Korrektur meiner ersten Abhandlung gleichzeitig an Dich und mich ein Exemplar zu schicken, nicht damit Du die Revision der Korrektur mit besorgen solltest, sondern damit Du Gelegenheit hast, das etwaige Anstößige, was darin vorkommt, zu ändern. Es ist unser gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis, und Du sollst Dich nicht anders dazu bekennen, als wenn Du es gelesen

[1] Beiträge zur Lehre vom deutschen Familienfideikommis.

und gebilligt hast. Du kannst mir nun Deine Freundschaft, auf die ich stolz bin, nicht besser beweisen, als wenn Du unbarmherzig alles streichst, was Dir nicht gefällt — sei es in der Sache, sei es in der Form, namentlich mag letztere hie und da etwas nachlässig sein, da ich die Abhandlung nicht mit meiner gewohnten Behaglichkeit und Sorgsamkeit, sondern mit einer gewissen Hast habe niederschreiben müssen. Einige Partien, die mir besonders am Herzen lagen, habe ich mit Sorgfalt und ganzem Fleiß gearbeitet, dagegen die Nebenpunkte ungleich nachlässiger. Also korrigiere nur, als wenn Du einen Aufsatz von Dir selbst vor Dir hättest. Ich habe Mauke instruiert, Deine Änderungen als meine eigenen zu betrachten. Ein zweiter Punkt, über den ich ihm geschrieben, betrifft das Honorar der Mitarbeiter. Wenn unsere Zeitschrift im Laufe der Jahre eine reiche Zahl an Mitarbeitern gewinnt, woran ich nicht zweifle, so erwachsen aus der Redaktion für uns ebensowohl Kosten wie mancherlei Mühe, und ich finde es daher nicht mehr wie billig, daß uns dafür eine kleine Entschädigung gewährt wird. Dies ist am besten in der Weise möglich, daß wir das Honorar der Mitarbeiter auf 8 Taler festsetzen und von jeder Abhandlung, die in Dein oder mein Fach schlägt, derjenige von uns, der die Durchsicht, Korrespondenz usw. besorgt hat, zwei Taler als Redaktionsgebühr bekommt. Bei den meisten Zeitschriften sind die Redaktionsgebühren ungleich höher, ja es gibt z. B. naturwissenschaftliche, bei denen der Redakteur alles erhält und die Mitarbeiter also auf die bloße Ehre angewiesen sind. Die hiesige Zeitschrift gewährt ebenfalls ein nicht unbeträchtliches Redaktionshonorar. Ich hoffe, daß Du mit meinem Vorschlag einverstanden bist, und habe darum mit meiner Mitteilung an Mauke nicht erst bis zum Eintreffen einer Antwort von Dir gewartet. Die Richterschen Jahrbücher zahlten auch 8 Taler, und der Druck war dort sehr kompreß. Die Diffe-

renz des Honorars wird keinen, der sonst zu unserer Fahne sich gesellen wird, abhalten; ich hoffe, wir bringen es bald dahin, daß mancher schon mit der Ehre, eine Abhandlung von sich in unseren Jahrbüchern aufgenommen zu sehen, zufrieden sein dürfte. Möge dann das Unternehmen mit unseren besten Segenswünschen begleitet in die Welt treten. Daß es mein Werk sein sollte, muß ich entschieden ablehnen, ohne Dich wäre es vielleicht nie oder wenigstens erst nach Vollendung meines Geistes Wirklichkeit geworden. Du hast Dir dadurch die lästige Rolle eines Treibers aufgebürdet, denn daß ich getrieben werden muß, weißt Du einmal, und machst Dir hoffentlich über die kleinen Leiden, die Deiner dabei warten, keine Illusionen. Die nächste Woche geht mit meiner Abhandlung zwei darauf. Dann kommt unser schriftliches Examen, und Mitte Februar denke ich so weit zu sein, daß ich die erste Sendung meiner Schrift nach Leipzig schicke. Mit den Vorlesungen geht es ganz vortrefflich, die Leute halten höchst gewissenhaft aus, und ich erfahre so recht, wie es sich an den Zuhörern belohnt, wenn man mit Liebe liest. Mit besten Grüßen an Deine Frau und der Bitte um gelegentliche Antwort ganz

Dein

R. Jhering.

19.

An A. F. Rudorff.

Gießen, 27. Mai 1856.

Hochverehrter Herr Geh. Justizrat.

Anbei erfolgt der bewußte Geist! Könnte ein Geist wie so ein gewöhnliches Erdenkind Furcht und Bangen fühlen, gewiß würde er es verspüren, indem er in Ihre Hände kommt,

denn das wird er sich keinesfalls verhehlen, daß, wenn Sie auch sonst kein Freund von Tischrücken und Geisterklopfen sind, Ihnen doch bei dem gegenwärtigen Buch öfter die Hände jucken werden, um „den Geist zu klopfen" — und soll es einmal ein Geisterklopfen geben, so ist es auch mir selbst lieber, daß es ein passives als ein aktives ist. Übrigens haben Sie ja diesen Geist selbst beschworen und insofern schon eine gewisse Verpflichtung, etwas manierlich mit ihm umzugehen, wenn derselbe auch eine solche Behandlung, wie sein Vater neulich bei Ihnen gefunden, weder erwartet, noch erwarten kann. Letzterer, oder — ich will die dritte Person fallen lassen — ich habe mich außerordentlich gefreut, daß Sie trotz des Geisterspuks, den ich treibe, doch mir Ihr altes Wohlwollen unverändert bewahrt haben, denn — aufrichtig gesagt — ich hatte gefürchtet, daß das Mißfallen, das Sie an meinem letzten Werk finden mußten, sich auch auf meine Person übertragen würde. Indem ich der Hoffnung lebe, daß die Fortsetzung meines Geistes verhältnismäßig mehr Ihren Beifall finden wird als der erste Band, der Ihnen wie lauter Schattenspiel an der Wand oder toller Fastnachtsspuk erscheinen muß, bin ich auch darüber beruhigt, daß dieselbe in meinem persönlichen Verhältnis zu Ihnen keine Veränderung hervorrufen wird. Augenblicklich liege ich wieder einmal in Geburtswehen; hat das Kind, das ich zur Welt befördern soll, auch keinen festen Knochenbau, wie ihn eigentlich das Kind eines Ostfriesen haben müßte, sondern ist es auch nur eine weiche, elastische Masse, es macht doch Schmerzen.

Ich habe sehr bedauert, daß ich Sie vor meiner Abreise nicht noch einmal sehen konnte; die Seeräuber waren dem Domchor in die Quere gekommen, und meine und meiner Frau seemännische Natur fühlte sich durch die Aussicht auf den Anblick der See, Seetreffen usw. so mächtig angezogen, daß wir den Domchor auf das nächste Mal versparten. Dann werde

ich auch die Einladung bei Ihnen realisieren, die ich jetzt noch zu gut habe.

Mit den besten Grüßen an Ihre Frau Gemahlin, denen meine Frau die ihrigen hinzufügt, verbleibe ich

Ihr unwürdiger, aber
ergebenster Schüler
R. Jhering.

20.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 29. Juli 1856.

Hochverehrter Herr Kollege!

Ihr Brief hat mich im hohen Grade beschämt, und ganz schuldbeladen ergreife ich die Feder, um Ihnen für die große Nachsicht, die Sie mir bewiesen haben, zu danken. Seit wie langer Zeit schulde ich Ihnen bereits einen — oder richtiger mehrere Briefe, denn ich hätte nicht bloß Ihren letzten Brief beantworten sollen, sondern Ihnen auch vor dem Erscheinen meiner Zeitschrift schreiben müssen, und oft habe ich mich daran erinnert und es mir vorgenommen. Allein eine Sorge und Arbeit drängte die andere und spülte wie so viele andere projektierte Briefe so auch die an Sie hinweg. Ich wollte, daß ich Ihnen ein getreues Bild von dem Leben geben könnte, das ich in den letzten 1½ Jahren geführt habe, Sie würden es dann vielleicht begreiflich finden, daß ich mit meiner Korrespondenz in Rückstand kam und schließlich Konkurs machte. Hat man erst ein oder einige Dutzend ungeschriebene Briefe auf seinem Gewissen und daneben alle Hände vollauf zu tun, so verzweifelt man zuletzt an der Möglichkeit einer Abtragung der Schulden, das Gewissen wird stumpf, und man läßt mit der Gefühllosigkeit der Verzweiflung den Bankrott über sich

hereinbrechen. Hie und da taucht auch wohl einmal der Gedanke an einen der Gläubiger auf, man macht sich Vorwürfe, schämt sich, daß man auch ihn nicht befriedigt hat, allein die Summe der sonstigen Schulden schließt die Hoffnung auf eine vollständige Abtragung derselben ab, und damit schlägt man auch den Gedanken an ihn nieder.

So ist es mir auch mit Ihnen gegangen. Oft habe ich meiner Schuld gegen Sie gedacht, und namentlich wollte ich Sie vor Erscheinen der Zeitschrift auf letztere vorbereiten, allein, wie gesagt, es ist über den Wunsch nicht hinausgekommen. Sie haben jetzt feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich mich dies machte, wie sehr mich dies in meiner Achtung vor Ihnen bestärkt hat. Die Note in meiner Abhandlung ist allerdings herber, als Sie dieselbe nach meinem bisherigen Verhältnis zu Ihnen und selbst nach meiner Äußerung über Ihre Abhandlung erwarten konnten. Ich will Ihnen wenigstens erklären, wie ich dazu gekommen bin. Eine Anfechtung meiner Ansichten reizt mich nicht, und Sie haben die Note daher nicht als eine Erwiderung von meiner Seite auf Ihren Aufsatz zu betrachten. Ich schrieb Ihnen ja kurz nach dem Erscheinen desselben, und Sie werden gefunden haben, daß ich Ihren Widerspruch gegen meine Ansicht wie ein ganz Unbeteiligter aufgenommen hatte. Der Eindruck, den er auf mich machte, war ein doppelter. Zunächst nämlich erkannte ich gern und mit Freuden darin eine geistige Unabhängigkeit und Freiheit von den Formulierungen der römischen Jurisprudenz an, darin fühlte ich mich Ihnen verwandt, denn ich darf von mir sagen, daß ich diese Eigenschaft von meinem ersten Auftreten an in mir auszubilden und zu betätigen versucht habe, vergleichen Sie nur einmal die Vorrede zu meinen Abhandlungen aus dem röm. Recht. Mir liegt an der römischen Jurisprudenz nichts, ich erkenne es vielmehr als Recht

und Pflicht der heutigen Jurisprudenz an, über sie hinauszugehen, und jeder in dieser Beziehung unternommene haltbare Versuch kann, wenn bei irgendeinem Romanisten, bei mir auf Zustimmung und Anklang rechnen. Produktive Tätigkeit der Jurisprudenz ist die Losung meines ganzen Strebens und Wirkens, und wenn mir noch 10 Jahre verstattet sind, um meine Ideen über so viele Punkte auszusprechen, so wird dies ungleich klarer hervortreten als bis jetzt. Nach dieser Seite hin also begrüßte ich Sie mit Freuden als Gleichgesinnten, und wenn ich mir auch die Mangelhaftigkeit des positiven Resultats, das Sie in Ihrem Aufsatz gaben, nicht vorenthielt, so würdigte ich doch den Mut, daß Sie sich mit der römischen Auffassung in Widerspruch setzten, so erfreute es mich, in Ihnen jemanden zu finden, der nicht auf alles, was ein römischer Jurist sagt, als wie auf ein Evangelium schwört. Nun aber die Kehrseite! Schon damals nämlich verhehlte ich mir und Ihnen nicht, daß das, was Sie an die Stelle setzen wollten, keineswegs genügte. Das „Vermögen" ist kein juristischer Begriff, es ist nur die Summe von einzelnen Rechtsverhältnissen, und wer bei der hereditas jacens die Persönlichkeit wegwerfen will, muß vorher darüber Rede und Antwort stehen, wie er sich das Recht im subjektiven Sinne denkt, muß die Möglichkeit einer Fortdauer desselben ohne Subjekt als eine in der Natur der Rechte gelegene nachweisen, er muß also, um die Konstruktion der hereditas jacens zu ändern, die Konstruktion der Rechte ändern. Das hatten Sie nun nicht getan, und darauf hatte ich schon damals aufmerksam gemacht. Dieser Mangel ist mir nun im Verlauf von 2 Jahren, in denen ich mich ausschließlich mit der jurist. Methode oder Technik (für die Abt. 2 des 2. B.) beschäftigte, immer klarer geworden, oder richtiger, mein Urteil über die Bedeutung desselben hat sich mehr und mehr befestigt und ausgebildet und zwar dahin, daß Ihr Angriff

nicht sowohl gegen die römische Jurisprudenz, als gegen die Methode der Jurisprudenz überhaupt gerichtet sei. Je bereitwilliger ich das römische preisgebe, um so notwendiger scheint es mir, mit aller Kraft und Entschiedenheit darauf zu dringen, daß man an der juristischen Methode festhalte, und gerade in dem Programm meiner Zeitschrift, in dem ich einerseits mich von dem starren Romanismus lossage, schien es mir andererseits unerläßlich, meine Absicht an der juristischen Methode unverbrüchlich festzuhalten, energisch an den Tag zu legen. Daher die Note gegen Sie. Allerdings ist die „Energie" etwas zu scharf ausgefallen, allein versetzen Sie sich in die Lage eines Menschen, der in 14 Tagen die Abh. fertigmachen muß und durch die ausschließliche Beschäftigung mit dem Gegenstand in eine Art von Begeisterung und Fanatismus geraten ist, und Sie werden es verzeihlich finden, daß ich einen herberen Ton angeschlagen habe, als ich bei kaltem Blut getan haben würde, und daß ich der Wissenschaft glaubte einen Dienst zu erweisen, wenn ich, persönliche Rücksichten zum Opfer bringend, einem — erlauben Sie den Ausdruck! — Aufrührer mit der Keule und dem Schwert entgegentrat. Wenn ich mich längere Zeit hindurch in einen gewissen Ideenkreis hineingesponnen habe, so werde ich Fanatiker, der „Geist" kommt über mich, und da passiert es mir dann wohl, daß ich neben dem Guten, das ich einer solchen gehobenen Stimmung verdanke, auch Unheil anrichte, mich, wie man sagt, vergaloppiere. Was ich hätte tun sollen, wäre: Ihnen sofort schreiben und Sie selbst von dem Schlage, den ich auf Sie geführt, in Kenntnis setzen, allein Sie glauben nicht, in welchem Gewirr von Abhaltungen jeder Art ich damals steckte, und wie ich kaum zum Nachdenken gelangen konnte.

Vorläufig habe ich Ihnen nun jetzt nur meinen aufrichtigen Dank aussprechen wollen über die Art und Weise, wie Sie meinen Ausfall aufgenommen haben; ich werde es Ihnen

nicht vergessen. Noch in diesem Herbst hoffe ich, Gelegenheit zu haben, Sie persönlich kennen zu lernen und mich mündlich näher mit Ihnen verständigen zu können, da ich beabsichtige, der freundlichen Einladung, die Ihr Hauswirt in diesen Tagen von Kissingen aus an mich gerichtet hat, während des Jubiläums[1] bei ihm zu logieren, zu entsprechen. Ich freue mich außerordentlich auf diese Zeit. Nehmen Sie mich dann als bußfertigen Sünder zu Gnaden wieder auf.

Ihrem neuen Werke sehe ich mit großer Spannung entgegen und sage Ihnen für die gütige Zusendung desselben im voraus meinen besten Dank. Darf ich bitten, die Einlage zu besorgen und mich Ihrer Hauswirtin bestens zu empfehlen? Mit der Bitte um Erhaltung Ihrer freundlichen Gesinnung gegen mich

Ihr ganz ergebenster

R. Ihering.

21.

An Gustav Baur (Gießen).

Gießen, 7. August 1856.

Hochverehrter, hochwürdiger Kanzelredner,
auch Kindtaufender und sonstiger Prediger!

Mit Bezug auf ein früheres Anerbieten von Ew. Hochwürden teile ich hiermit die offizielle Nachricht mit, daß meine Frau am 4. hujus eines gesunden Knäbleins genesen und damit von unserer Seite alles getan ist, was zur Realisierung jenes Anerbietens nötig ist. Legen Sie sich jetzt einen Bogen, eine Feder und einen Text zurecht; ich meinerseits werde bei-

---

[1] Das 400jährige Jubiläum der Universität Greifswald.

zeiten dafür sorgen, daß alle Requisiten einer Kindtaufe, die der glückliche Vater zu stellen hat, vorhanden sein werden.

Ganz Ihr

R. Jhering.

22.

An K. F. von Gerber.

Gießen, den 29. Oktober 1856.

Teuerster Freund!

Am Sonntag bin ich von meiner Reise zurückgekehrt, und es war mir eine große Freude, daß fast gleichzeitig mit mir ein Brief von Dir eintraf, dem ich die angenehme Nachricht entnehme, daß bei Dir wieder alles nach Wunsch geht. Dein vorhergehender Brief war minder erfreulicher Art, er zerstörte mir eine liebe Hoffnung, wofür mir hoffentlich im nächsten Jahre Ersatz geleistet wird. Zwei Tage waren meine Frau und ich zu jedem Bahnzuge, der von Thüringen kam, hinausgepilgert, und mit jeder getäuschten Erwartung setzte sich die Hoffnung nur um so fester, daß der nächste Zug Euch bringen würde, bis dann Dein Brief uns eine in doppelter Beziehung unerfreuliche Nachricht brachte. Er war für mich zugleich das Signal zur Abreise; ich ging noch selbigen Tages nach Göttingen, wo ich mich den folgenden Tag — größtenteils in ausschließlichem Verkehr mit Thöl — aufhielt, um mich dann über Hamburg und Rostock, wo wiederum ein Rasttag gemacht ward, nach Greifswald zu verfügen. Über Greifswald, über das Fest sowohl, wie die mannigfachen persönlichen Anregungen, Bekanntschaften usw., die mir dort zuteil wurden, laß mich schweigen. Ich hätte gar zu viel zu erzählen und wüßte kaum, was ich, da ich doch nicht alles mitteilen kann, herausnehmen sollte; es bleibt am besten un-

serem nächsten persönlichen Zusammentreffen vorbehalten. Nur so viel bemerke ich, daß die sechs Tage, die ich dort verlebte, in jeder Beziehung zu den genußreichsten meines ganzen Lebens gehören. Das Fest war höchst gelungen. Die Gastfreiheit und das Entgegenkommen der Bevölkerung ließ nichts zu wünschen übrig, an äußerem Glanz, an opulenter Bewirtung usw. war alles geleistet, was man nur denken kann, und wenn ich noch hinzufüge, daß Wächter, Simson, Planck von unseren Juristen da waren (um einiger anderer zu geschweigen) und eine Menge von meinen alten Bekannten aus Rostock und Kiel, so wirst Du selbst begreifen können, daß ich dort in materiellen Genüssen sowohl, wie in Jurisprudenz, alten Erinnerungen usw. wahrhaft geschwelgt habe. Zu den wertvollsten Resultaten meines dortigen Aufenthaltes rechne ich meine nähere Bekanntschaft mit Windscheid, der mit mir in demselben Hause wohnte. Von allen, die ihn kennen, wird er wahrhaft verehrt und geliebt, und er verdient es auch. Er hatte mir viel zu vergeben, denn meine Note hatte ihn sehr tief geschmerzt; aber er hat es getan und sich bei dieser Gelegenheit ganz als der Charakter bewährt, wie er mir geschildert ward. Auch Beseler bin ich nähergekommen; am letzten Tage, als fast alle Gäste bereits abgereist waren und man Zeit zu einem ruhigen Gespräch fand, hatte ich eine Unterhaltung mit ihm von mehreren Stunden, und wenngleich eine wissenschaftliche Annäherung dadurch nicht erreicht wurde, so ist es doch die persönliche, und auch schon darauf lege ich Gewicht. Auch für die Zeitschrift habe ich gewirkt. Mir ist versprochen: 1. von Wächter eine kurze Mitteilung seiner Ansicht über die Möglichkeit einer Singularsukzession nach heutigem Recht. Ich glaube, Du wirst mit mir einverstanden sein, wenn ich es als eine bedeutende Akquisition betrachte, daß Wächter sich in unserer Zeitschrift ausspricht; 2. von Delbrück, der von Rügen herübergekommen war, eine Ab-

handlung über verlorene und gefundene Sachen nach römischem und deutschem Recht; 3. die Teilnahme Windscheids, die mir nach seinem neuesten Buch, in dem ich den Grundgedanken für durchaus gelungen und für einen entschiedenen Fortschritt über den historischen Romanismus hinaus halte, höchst wünschenswert erscheint; 4. die Teilnahme von Bornemann in Berlin und damit zugleich die Anknüpfung an die preußische Jurisprudenz. Um bei der Zeitschrift stehen zu bleiben, die diesmal wohl den Hauptgegenstand meiner Mitteilung bilden wird, so ist mein Wunsch und Streben, sie mehr und mehr zu einem Organ für das Gemeinsame in der Jurisprudenz aller deutschen Länder zu machen und ihr mit den preußischen und österreichischen Mitarbeitern zugleich preußische und österreichische Leser zuzuführen. An einem solchen Organ fehlt es uns, und gerade unsere Zeitschrift ist durch ihre ganze Tendenz berufen, diese Lücke auszufüllen. Wärest Du neulich gekommen, so hätte ich Dir meine Ideen vorgelegt; das Nähere erspare ich mir auf eine persönliche Zusammenkunft, vorläufig mag dies genügen. In diesem Sinne habe ich auch bereits einen österreichischen Juristen, den Doktor Berger in Wien, zur Teilnahme aufgefordert, und ich bin überzeugt, daß Du, wenn Du Dir seine „kritischen" Beiträge usw. ansiehst, meine Wahl billigen wirst; es ist ein Mann von ebenso solidem Wissen wie philosophischem Geist und kritischer Schärfe — dies geht jedenfalls aus seinem Buch hervor, wenn es gleich im übrigen einiges Verfehlte enthält. Für das nächste Heft ist mir bereits eingesandt eine Abhandlung von Scheurl, welche Bemerkungen zu meinem letzten Aufsatz gibt; sodann ist mir zu November versprochen eine Abhandlung von Bähr über Zession, von der er mir bereits vor einiger Zeit den Anfang zur Ansicht mitgeteilt hatte. Ich selbst werde höchstens den Schluß meiner Abhandlung geben, für Dich wird also immer noch Platz genug

vorhanden sein. Die Redaktionsgebühren für den Aufsatz von Roth hatte ich Dir zuschreiben lassen. Ich wußte nicht recht, ob ich sie mir zurechnen sollte, da Roth, wenn auch der Aufsatz im Grunde mehr romanistisch als germanistisch, doch selbst Germanist ist. Du siehst, daß die Zeitschrift in gutem Zuge ist, nur, glaube ich, sollten wir uns hüten, uns nicht von der Hast unseres Verlegers anstecken zu lassen. Ich habe ihm meine Meinung schon darüber geäußert, als er mir den Vorschlag machte, zu Neujahr schon das erste Heft des zweiten Bandes erscheinen zu lassen. Vom buchhändlerischen Standpunkt mag ein rasches und regelmäßiges Erscheinen sehr wünschenswert sein, und es wäre am Ende nicht schwierig, Beiträge genug zu schaffen, allein schlimmer als alle Unregelmäßigkeit im Erscheinen wäre der Fehler, an dem bisher die meisten derartigen Unternehmungen zugrunde gegangen sind — die Kritiklosigkeit in der Auswahl. Die Frage von der Aufnahme oder Zurückweisung der eingegangenen Beiträge wird uns, fürchte ich, noch viel zu schaffen machen. Doch jetzt genug. Bei uns geht alles ganz nach Wunsch, abgesehen von den Vorlesungen, die einen sehr geringen Besuch versprechen, Birnbaum hat heute mit sieben Mann Kriminalrecht begonnen, wir anderen fangen Montag an. Unsere Meldungen sind aber noch unglaublich schwach (1, 3, 4). Mir liegt an den Vorlesungen nicht so viel, da ich den Winter durch meinen Geist völlig in Anspruch genommen sein werde. Ich arbeite unausgesetzt daran, Du weißt aber schon, wie langsam es aus der Stelle geht.

Mit den besten Grüßen

ganz Dein

R. Jhering.

23.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 21. Dezember 1856.

Mein lieber Windscheid!

Schon aus dem Grunde möchte ich wünschen, daß Du verheiratet wärest, damit Du verstehen lerntest, mit welchen Hindernissen ein Ehemann zu kämpfen hat, um eine geregelte Korrespondenz zu führen. Da kommt die Frau, da die Kinder, da Einladungen, da Besuche — so geht es tagaus, tagein, und man dankt Gott, wenn man nur noch notdürftig seine Arbeit verrichten kann und betrachtet einen Brief als ein opus supererogationis. Wüßte ich nicht, daß Savigny, Puchta — von Cujas und solchen kolossalen Arbeitsmaschinen ganz zu schweigen — verheiratet gewesen, ich würde glauben, daß sie, wie Du, Junggesellen gewesen seien; denn nach meinen Erfahrungen zu schließen kann nur der Junggeselle sich ganz und gar der Wissenschaft widmen, den Ehemännern geht die Hälfte der Zeit verloren. In Erwägung dessen wirst Du so billig sein, im Punkt der Korrespondenz nicht zu große Anforderungen an mich zu machen, ja im Grunde müßtest Du mir auf je einen Brief zwei zurückgeben: es wäre eine ganz gerechte Hagestolzen-Strafe!

Daß meine in Greifswald über die Maßen auf die Probe gestellten Kräfte noch ausgereicht haben, um mich bis Gießen zu bringen, wirst Du von Quistorp vernommen haben. In Berlin gab es noch eine kleine Nachfeier, die sich einmal zur Nachtfeier bis 2 Uhr ausdehnte, aber gegenüber den Greifswalder Leistungen war es Kinderspiel. Mit den besten Vorsätzen, meine Sünden der Reise wieder gutzumachen, kam ich nach Gießen zurück, allein bis jetzt habe ich höchstens die ersten beiden Tage in Greifswald abverdient, und die

Arbeit muß ganz anders gehen, wenn ich bis zu Ostern quitt sein will. Seit meiner Zurückkunft sitze ich an zwei infamen §§ meines Buches, der Interpretation der älteren Jurisprudenz und dem Formalismus; ich glaube, daß in meinem Gehirn eine Schnecke steckt, so langsam geht's mir mit dem Denken — aber das ist die Folge davon, wenn man statt des Magens wie ich einen Schwamm in sich trägt. Doch ich will Dir nicht klagen!

Von meinen Greifswalder Erinnerungen habe ich schon gegen Quistorp geschwärmt, und ich will auf dies Thema nicht zurückkommen. Aber das mußt Du mir wenigstens verstatten zu sagen, daß ich Deine Bekanntschaft und das nahe Verhältnis, in das ich zu Dir getreten bin, zu den wertvollsten Ergebnissen meiner Reise zähle. Daß ich dies im wesentlichen Dir verdanke, Deiner Selbstüberwindung und der versöhnlichen Art Deines Charakters, räume ich freudig ein und werde es Dir auf Dein Konto gutschreiben. Hoffentlich findet sich auch bald eine Gelegenheit, um meine Notenübereilung vor dem Publikum im Text wieder gutzumachen: wo es sich irgend machen läßt, ohne die Gelegenheit geradezu vom Zaum zu brechen, werde ich von Deiner neuesten Schrift Veranlassung zu der Erklärung nehmen, daß wir im wesentlichen dasselbe Ziel verfolgen. Du weißt, daß ich mit der Grundidee vollkommen einverstanden bin und schon vor dem Erscheinen Deiner Schrift dieselbe nach zwei Seiten hin verfolgt habe (actio popularis und publiciana), nach denen Du es nicht getan. Bin ich erst mit den nächsten, dringendsten literarischen Verpflichtungen fertig, so wähle ich mir vielleicht jenes Thema für eine Abhandlung meiner Zeitschrift, und dann baue ich Dir bei der Gelegenheit die Ehrenpforte, durch die Du mit Anstand in dieselbe eintreten kannst.

Anbei übersende ich Dir die versprochenen drei Separatabdrücke meiner Abhandlung aus Heft 2 (ich meine mich zu

erinnern, daß Du 3 wünschtest); von Abhandlung III aus Heft 1 besitze ich nur einen Separatabdruck, welchen ich zur beliebigen Verwendung (d. h. mit einer gewissen Einschränkung) beilege: von „unserer Aufgabe" habe ich keinen mehr. Ich werde von jetzt an dem Verleger Deinen Namen mit 3 Exemplaren aufgeben, wenn Du so viel wünschest; eins ist für Delbrück, das andere für Quistorp, das dritte für eine persona incerta. Natürlich bezieht sich dies aber nur auf meine Abhandlung, da ich von denen der anderen Mitarbeiter keine Separatabdrücke erhalte. An Härtel habe ich in diesen Tagen geschrieben, daß er Dir die 6 Druckbogen über die Technik zuschickt; sobald wieder ein Abschnitt fertig ist, wird er mit Übersendung der Druckbogen fortfahren. Du kannst übrigens wegen der Lektüre, die Dir da droht, unbesorgt sein, denn es wird jedesmal einige Monate währen, bevor ein Abschnitt fertig wird, namentlich da ich von Neujahr an wieder für die Zeitschrift arbeiten muß.

Womit beschäftigst Du Dich jetzt? Du wolltest Dich zwar der produktiven Arbeit einige Zeit enthalten, allein ich glaube, Du wirst das nicht lange aushalten. Solltest Du nun der produktiven Regung nicht länger Widerstand leisten können und sie sich auf ein Thema werfen, das für die Jahrbücher paßt, so bitte ich mir beizeiten Nachricht zu geben, damit ich inzwischen die Ehrenpforte errichten kann. Das neueste Heft der kritischen Zeitschrift bringt eine Rezension von Dir, die ich jedoch noch nicht gelesen habe. Überhaupt bin ich nicht viel zum Lesen gekommen, meine Lektüre hat sich beschränkt auf Wächters Württembergisches Privatrecht (von dem ich immer mehr entzückt bin, so daß ich nicht zu begreifen vermag, wie ich mich früher mit einer sporadischen Lektüre begnügen konnte), Demelius' Abhandlungen (die ich mit vielem Interesse gelesen, und von denen ich die erste für eine wirkliche Bereicherung der Literatur halte) und Durch-

sicht von Novitäten und Zeitschriften. Manche der erschienenen Sachen machen einem diese Enthaltsamkeit auch nicht schwer, so z. B. Esmarch (den ich gleich wieder beiseite gelegt habe) und Pagenstecher, der ebenfalls bis zu den Hundstagen warten kann.

Mit den Vorlesungen geht es mir verhältnismäßig noch besser, als ich gefürchtet hatte; von 33 im vorigen Winter bin ich auf 17 Meldungen und 6 von mir dazu konzessionierten Hospitanten gefallen, was nach unsern hiesigen (und nicht bloß den hiesigen) Verhältnissen immerhin noch erträglich ist. Bei Keller in Berlin zählte ich 34 Zuhörer, Franke soll deren 15 haben, und selbst aus Heidelberg lauten die Berichte sehr zahm. Es scheinen für uns einige magere Jahre bevorzustehen, und Ihr in Greifswald könnt Euch mit uns andern trösten.

Euere Doktoren-Geschichte war ein recht unerquicklicher Nachtrab des schönen Festes, sie kann den Universitäten zur Lehre dienen, daß sie ihre Würden nicht an Leute wegwerfen, die engherzig genug sind, lieber mit einem politisch-korrekten Strohkopf in die Hölle zu fahren, als mit einem Liberalen in den Himmel. Ich meinerseits werde die Lektion lebenslänglich nicht vergessen und mich doppelt und dreifach besinnen, ehe ich meine Stimme dazu gebe, einen hochstehenden Mann honoris causa zu promovieren. Dem Prinzen könnte ich die Ablehnung verzeihen, da sie bei ihm gewiß keine freiwillige war, aber Arnim nicht.

Die Hauptsache hätte ich bald ganz vergessen; Dir nämlich zu danken für Deine Gastfreundschaft, die sich — wenn wir uns auf das rein Materielle beschränken — ebensosehr im Nehmen als im Geben bewährt hat (ich erinnere an den unvergeßlichen Nachtstuhl, auf dem wir drei, Wächter, Du und ich, uns gefunden, und dessen Wert dadurch, daß er ein bleibendes Denkmal unserer Vereinigung ist, in Deinen Augen

hoffentlich sehr erhöht sein wird. Seine Benutzung war ein symbolischer Akt; sie galt allen denen, die unserer gemeinsamen Richtung auf ein heutiges römisches Recht Opposition machen wollen — das ist mir erst hinterher klar geworden. Übrigens bitte ich die Erinnerung an mich nicht ausschließlich mit diesem hochachtbaren und unentbehrlichsten aller Möbel zu verknüpfen). Die Nächte, die ich Dir geraubt oder verkürzt, den Schrecken, den ich Dir als mitternächtiges Gespenst in Mantel und Unterhosen eingeflößt, die Flaschen Wasser, die ich Dir ausgetrunken im unergründlichen Durst, die Indigestionen, die ich Dir veranlaßt usw. — alles dieses schreibe ich Dir auf das bewußte Konto, und Du wirst daher summa summarum ein ganz beträchtliches Saldo bei mir guthaben. Ich möchte nun daran die Bitte knüpfen, mir wenigstens zur teilweisen Abarbeitung baldige Gelegenheit zu geben. Mein Haus ist geräumig und zur Aufnahme eines so lieben Freundes, wie Du mir bist, jederzeit geöffnet. Wir müssen uns, nachdem die Zeit unserer ersten Bekanntschaft in eine Periode unausgesetzter Aufregungen fiel, auch einmal im Zustande der Ruhe und des Stillebens kennen lernen, und ich bin doppelt dabei interessiert, damit Du nicht glaubst, daß ich bloß im halben Rausch zu genießen sei. Darum bitte ich aufs dringendste, daß Du Deine erste Reise in Deine Heimat zu einem Abstecher nach Gießen benutzest. Ich möchte nicht, daß unter meinen Freunden, die mein Haus sich rühmen darf beherbergt zu haben, Dein Name längere Zeit fehlte. Also!

Schließlich die besten Grüße und Gratulationen an Quistorps nebst der Bitte, mir bald zu berichten, wie ihnen die geräuschvolle Zeit bekommen ist. Sodann bitte ich auch Beseler, Reuter und den Bürgermeister Papke bestens zu grüßen, und, wenn Du willst, grüße auch Lenz und wen Du Lust hast.

In der Hoffnung, daß Du als Junggesell das Beispiel eines Ehemanns in Punkt der Korrespondenz nicht nachahmen wirst, und mit den herzlichsten Neujahrsgratulationen
ganz Dein
R. Jhering.

24.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 11. Juli 1857.

Mein lieber Windscheid!

Du bist mir zuvorgekommen! Morgen, als am Sonntag, hatte ich die Absicht, einen Teil meiner Briefschulden, die sich seit Monaten gehäuft haben, abzutragen, und Dein Name stand obenan. Der Grund meines langen Stillschweigens war leider nicht Mangel an gutem Willen, sondern am Können. Ich war geistig so reduziert, daß ein einfacher Brief mir Kopfzerbrechen verursachte, und daß ich mich, wie jeder anderen geistigen Arbeit, so auch dieser enthalten mußte. Wochen- und monatelang habe ich rein vegetiert, keine juristische Zeile gelesen oder geschrieben — ich hatte einen wahren Ekel gegen alles, was Jurisprudenz hieß — sondern in meinem Garten gearbeitet, und halbe Tage lang hättest Du mich hier graben, säen, jäten und gießen sehen können. Diese absolute geistige Brache und der Aufenthalt in der frischen Luft haben mir wohl getan, und seit Mai durfte ich wieder die ersten schwachen Versuche geistiger Arbeit machen, die der Beendigung einer für das 1. Heft des 2. Bandes bestimmten Abhandlung galten. Die Arbeit ging sehr, sehr langsam und schwerfällig, allein sie ging doch, und vorigen Sonntag bin ich mit dem letzten Abschnitt fertig geworden, nachdem ich zwei Abschnitte bereits vorher zu verschiedenen Zeiten nach Jena geschickt hatte. Die ersten Tage der Woche habe ich mich dann an die Korrektur

von zwei Druckbogen gesetzt, bei der sich, da ich das Manuskript dem drängenden Verleger unrevidiert überantwortet hatte, sehr, sehr viel zu ändern fand, dann einige dringende Briefe geschrieben, und seit gestern habe ich wieder begonnen, mich zu erholen, was mir sehr not tat. Du glaubst nicht, bester Freund, wie kümmerlich es mit mir bestellt war; ich fürchtete in der Unterhaltung jeden Moment ins Stocken und Stottern zu kommen, die gewöhnlichsten Worte fehlten mir, grau und matt war alles, was ich schrieb und sprach. Und das der Geist des römischen Rechts! Es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß es mir, dem himmelstürmenden Titanen, ein solches Bleigewicht an die Flügel hing, mir Kopf und Hände so lähmte, daß ich in jenem Zustande vor dem beschränktesten Menschen nichts voraus hatte. Vielleicht war es auch eine wohlgemeinte Warnung, und jedenfalls habe ich sie als solche benutzt. Von den Sorgen, die ich mir machte, will ich Dich nicht unterhalten; mein Glaube an die vermeintliche Gehirnerweichung hat sich gottlob vollständig wieder verloren, und das Übel, das ich mir jetzt prognostiziere, ist erträglicher.

Daß Du nun trotz meines Schweigens mir zuerst geschrieben, hat mir mehr wohl getan, als daß es mich beschämt hätte — ich darf mir ja gestehen, daß mein Schweigen kein freiwilliges war, und brauche daher nicht beschämt zu sein. Nichtsdestoweniger rechne ich Dir dies hoch an, und es ist mir wieder ein neuer Beweis von Deiner selbstverleugnenden, uneigennützigen Gesinnung. Die meisten Leute rechnen in der Korrespondenz sehr genau und halten sie für ein Tauschgeschäft, bei dem es Zug um Zug geht und jeder dafür sorgen muß, daß er nicht verkürzt werde.

Die erfreulichste Mitteilung Deines Briefes war mir die Aussicht auf Deinen Besuch, und ich werde meinerseits alles dazu tun, daß sie sich realisiere. Ich gedachte am 15. August zu schließen und am 16. abzureisen. Da Du nun „gegen

Mitte August" abzureisen gedenkst, so wirst Du etwa zum 16. hier sein, und um den Preis, Dich einige Tage hier zu haben, reise ich gern etwas später nach Kissingen oder Marienbad. Ich sehne mich wahrhaft darnach, Dich auch einmal in Ruhe zu genießen; wie manches haben wir zu besprechen! Schreibe mir vorher, wann Du hier eintreffen wirst, damit ich beizeiten meine Dispositionen treffen kann; ich erwarte Dich jedenfalls.

In dem letzten Abschnitt meines Manuskriptes befindet sich auch die Dir versprochene Note — die Ehrenpforte, durch die Du mit Anstand in meine Zeitschrift einrücken kannst und, wie ich hoffe, einrücken wirst. Ich habe, wie ich glaube, eine ganz ungezwungene Gelegenheit dafür gefunden und hoffe, daß Du mit der Note zufrieden sein wirst. Daß Dworzak sich meiner gegen Dich bedient hat, ist mir recht unangenehm gewesen, und bekanntlich kommen die Strafen häufig erst dann, wenn man inzwischen bekehrt ist und Buße getan hat, so scheint es auch mit mir der Fall sein zu sollen. Dworzak ist ein recht fleißiger Mann, und es ist aller Ehren wert, daß er sich in unsere deutsche Literatur so hineingearbeitet hat, im übrigen aber ist er ein Österreicher, und damit ist alles gesagt, was Du ihm vorwirfst. Wenn die Esel Dir unbequem werden, so tröste Dich mit mir, wie haben sie mich gestoßen und geschlagen, Brackenhöft hat mir Mangel an Klarheit, Schwanert meinen Stil, Kuntze Mangel an Begabung, Bekker Mangel an Eigentümlichkeit, Schmidt v. Ilmenau Träumereien usw. vorgeworfen. Sollte der elendeste Hund nur noch ein Stückchen Brot von mir annehmen?! Gottlob bin ich in meinem Hochmut und meiner Selbstüberschätzung jetzt so weit vorgerückt, daß derartige Angriffe nur noch den Reiz des Pikanten für mich haben. Beiläufig gesagt, stand Dir ein recht scharfer Angriff von Muther bevor, er hatte der Heidelberger krit. Zeitschrift eine Rezension über Deine actio zugeschickt, die Stintzing und Dernburg sich geweigert haben

aufzunehmen, weil zu „starker Toback" darin gewesen ist. Dies erzählte mir neulich Stintzing, den ich vom Schwarzwald aus (in dem ich die Pfingstferien mit meiner Frau zugebracht habe) besuchte. Da Du des letzteren erwähnst, so will ich Dir mitteilen, daß er in Erlangen vorgeschlagen, allein einen gefährlichen (weil von dem König gewünschten) Konkurrenten an dem jungen Seuffert erhalten hat. Ich möchte es ihm sehr wünschen, daß er denselben aus dem Felde schlüge, denn Stintzing fühlt sich in Basel im äußersten Grade unglücklich, was Du weniger begreiflich finden wirst als ich. Jene Nachricht über Stintzing, die ich teils von Scheurl, teils von ihm selbst habe, ist Dir übrigens sub rosa mitgeteilt.

Daß Bekker Dein Nachfolger werden würde, habe ich schon seit längerer Zeit vermutet, da man seit Ostern für Halle einen Kriminalisten sucht. Daß dem armen Hartmann[1] auch diesmal die Professur wieder am Munde vorübergegangen, tut mir recht leid. Ich will Dir in Deinem Urteil über seine Schrift nicht unrecht geben, allein dagegen bemerken, daß er als Dozent in Göttingen sehr geschätzt ist. Ich gebe jetzt übrigens meine Hoffnung für ihn auf, er ist ein offenbarer Pechvogel — wo auch sein Name genannt ist, selbst unter den günstigsten Auspizien, hat er die Professur verscheucht. Er könnte minder tüchtig sein, und ich würde noch für ihn hoffen, allein deklarierter Pechvogel! — da hört alles auf.

Deine Wirtsleute mußt Du herzlich von mir grüßen, frage doch, ob sie im Sommer nicht über Gießen kommen, ich bitte dann sehr darum, daß sie nicht an mir vorübergehen. —

Ich denke, daß Du noch vor Deiner Abreise die Separatabdrücke von meiner Abhandlung bekommst; hast Du bisher einen an Delbrück geschickt, oder hat er ihn direkt erhalten?

[1] Gemeint ist O. E. Hartmann in Göttingen.

— Ich sehe einer Antwort von Dir entgegen, wann Du hier einzutreffen gedenkst. Richte Dich ein, daß Du einige Tage bleibst. Alles Weitere auf nächstens.

Ganz Dein
R. Jhering.

25.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 14. Dezember 1857.
Mitternacht.

Mein lieber Windscheid!

Welch ein Glück ist es doch, wenn man sich genauer kennt! Dann weiß der eine vom andern, daß er ein unverantwortlich fauler Korrespondent ist und erträgt seinen Fehler mit Langmut, und der andere weiß von dem einen, daß er ein sehr nachsichtiger, liebenswürdiger Freund ist, auf dessen Langmut man es schon wagen darf. Was mir zu dieser ebenso schönen wie wahren Sentenz Veranlassung gibt, wird einem so einsichtsvollen Manne wie Dir nicht zweifelhaft sein, und mit Rücksicht darauf will ich mir alle weitere Einleitung ersparen und sogleich zum eigentlichen Text übergehen.

Soll ich diesen Text aber der Vergangenheit oder Gegenwart entlehnen? Ich hätte Lust, mich als Dogmatiker ausschließlich der letzteren zuzuwenden, nicht bloß, weil es an und für sich schon kürzer und bequemer, sondern auch weil die Gegenwart trotz einer in meinem Hause (wie in fast allen anderen hierselbst) befindlichen Grippe mir ungleich behaglicher ist als die Vergangenheit. Denn, und damit komme ich doch in letztere hinein, wie die meisten unserer Kollegen, die mit der Gegenwart anfangen und, ehe man sich's versieht,

mitten in der fernsten Vergangenheit stecken — also: denn: ich habe keine Zeit meines Lebens so wenig mir selbst gehört, als die letzten Michaelisferien. Einen Tag nach Dir reiste ich nach Kissingen und machte in $3^1/_2$ Wochen meine Kur ab, wobei ich mich zum Teil gründlich ennuyierte. In Kissingen erhielt ich meiner ungeheuren Verdienste wegen am Namenstag des Großherzogs mit einigen hiesigen Kollegen, einem Steuereinnehmer usw. usw. einen Orden, wofür ich bald darauf in Darmstadt bei Serenissimo Worte des tiefgefühltesten Dankes stammelte und von JHM die gnädige Auskunft erhielt: es sei zur Aufmunterung geschehen, um mich zu Fernerem anzuspornen und »fiat justitia, pereat mundus« als Segen mit auf den Weg! (von welchem schönen Spruch es „Ihm" leichter fällt, die zweite, als die erste Hälfte zu verwirklichen.) Abends 6 Uhr war ich in Gießen, und um $6^3/_4$ fiel mir bereits ein Besuch ins Haus, ein Dr. Brandes, Frau und Fräulein aus Berlin (bis $12^1/_2$ Uhr). Den zweitfolgenden Tag brachte mir der Schnellzug morgens 8 Uhr einen Schleswig-Holsteiner, Bekannten meiner Frau, mir höchst gleichgültig, aber den ganzen Tag nicht von meiner Seite. Abermal zwei Tage nachher kam wieder ein Besuch: Freund Reuter, und von dem Moment ist bis ungefähr Mitte Oktober mein Haus von Besuch nicht frei geworden, und zwar habe ich wochenlang 5 Personen beherbergt: Mutter, zwei Brüder, Schwester, einen Schwager von den Sandwichsinseln. Daneben Passanten: Roth aus Rostock, Bähr und diverse andere. Mein Haus war ein Wirtshaus. Was ich empfunden, darüber will ich schweigen. Du weißt, daß Leute schon in Malvasier ihren Tod gefunden. Ein schöner Trank — sehr süß, aber zu viel davon — und man ersäuft darin so gut wie im ordinärsten Wasser!

Mit der zweiten Hälfte Oktober nahte die Zeit heran, die ich als Gegenwart bezeichne, d. h. Leben für sich selbst

und für Mitwelt und Nachwelt: Lektüre neuerschienener Sachen nnd Arbeiten am „Geist". Delbrück — allen Respekt, aber ich zweifle sehr daran, ob die Praxis seine Ideen als geltendes Recht anerkennen wird. Aber die Grundidee ist gesund und legislativ recht brauchbar; die historischen Untersuchungen würden dem Besten Ehre machen — auf diesen Täufling kannst Du stolz sein. Helmolt Korrealobligationen — ein Lot Wahres oder Gutes auf viele Pfunde Quark. Sodann etliches andere Zeug, das ich vergessen. Dann mich ganz auf den „Geist" geworfen. Aber wie so schlecht ging es mir von der Hand, wie habe ich mich wieder im Kreise herumgedreht. Ende November Brandbrief vom Verleger, und daraufhin einen, sage *einen* (!) Paragraphen abgeschickt (Das Wesen der Form im allgemeinen) — einen infamen §, der mich zirka ein Jahr lang in Anspruch genommen. Augenblicklich sitze ich bei dem folgenden (Die römischen Formen im einzelnen), mit dem ich in den nächsten Tagen fertig werde, und dann komme ich an einen, auf den ich mich schon lange gefreut: Analyse und Theorie des römischen Formenwesens — ein wahrer Leckerbissen für mich: Spickaal mit Portwein! Wie sehr ich mich jetzt eingesponnen habe in meinen „Geist", magst Du daraus entnehmen, daß dieser Brief der erste ist seit 8 Wochen — in der ganzen Zeit habe ich keine Zeile weiter geschrieben als für mein Buch. Jetzt ist denn aber auch mein Brief-Restanten-Register kolossal angeschwollen.

Pandekten: 15 Zuhörer, nicht einmal die Hälfte von früher (Deurer nur 4 im Prozeß, Birnbaum 7 im Kriminalrecht — die tiefste Ebbe, die wir je erlebt). *Gesundheit*: bei mir ganz nach Wunsch. Im übrigen nichts zu bemerken, als „Geist, Geist, Geist"! Im nächsten Jahr hoffe ich wieder einen Band in die Welt zu setzen; ich habe in den Noten einigen Leuten Schnupftabak gegeben, mögen sie darnach nießen!

Nun das Beste zuletzt! Nämlich ein Wort noch an Dich. Zunächst den aufrichtigsten Dank für Deinen Besuch, der meiner Frau sowohl wie mir den größten Genuß gewährt hat. Bei meinen hiesigen Kollegen hast Du ebenfalls fortune gemacht! Sodann die besten Wünsche zu Weihnacht und Neujahr.

Dein ich bin und bleibe ganz

Dein treuer

R. Jhering.

26.

Aus einem Brief an Wächter.

Gießen, 22. Dezember 1857.

Von Spezialkollegen war Schmidt von Ilmenau da und der Umgang mit ihm war mir in mancher Beziehung recht lehrreich, insofern er mir einmal wieder Gelegenheit gegeben hat, einen Romanisten vom reinsten Wasser in der Nähe zu betrachten und zu studieren. Die Anschauungen, von denen ein solcher Mann beseelt ist, wagen sich nicht mehr an die literarische Öffentlichkeit, man muß sie im Privatverkehr kennen zu lernen suchen, aber man erfährt sie dann auch um so ungetrübter. Ich bin wirklich oft frappiert gewesen, was wir noch für Kollegen haben, worin sie die Aufgabe der Zeit und der romanistischen Jurisprudenz erblicken — unempfindlich für alles, was nicht aus dem Munde eines römischen Juristen gekommen ist, unzugänglich für alle Mahnungen und Bedürfnisse der Gegenwart. Seine Lebensaufgabe ist eine römische Rechtsgeschichte, und die Perle derselben scheint das Recht der Freilassung werden zu sollen. Von der neuen dogmatischen Literatur hatte er kaum eine Ahnung!

Wir sind im übrigen ganz gut miteinander fertig geworden.

Über mich und mein Haus habe ich nicht viel zu berichten. Mit etwa 1500 Gießnern haben auch wir der Grippe unsern Tribut gezollt, sind jetzt aber wieder befreit und bereiten uns auf das schöne Weihnachtsfest vor. Von Vorlesungen kann ich kaum berichten, meine Zahl in den Pandekten ist auf 15 gesunken, gegen frühere Zeiten eine laesio enormis, und nur der Hinblick auf sonstige juristische Kollegien an hiesiger Universität von 4, 6, 7 Zuhörern hält mich aufrecht. Dafür lebe ich aber um so mehr in der Zeit der 12 Tafeln, und ich habe lange nicht mit der Lust und Kraft und ich darf auch sagen mit dem Erfolg an meinem Buch gearbeitet als in den letzten Wochen.

27.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 15. Februar 1858.

Mein bester Windscheid!

Ich erhalte in dieser Minute Deinen Brief und will Dir umgehend darauf antworten. Ich habe mich sehr gefreut, daß die Wahl auf Dich gefallen ist. Daß sie mich nicht treffen würde, hatte ich bereits von München vernommen, und ich kann Dich aufrichtig versichern, ich bin damit sehr wohl zufrieden, denn ich würde doch abgelehnt haben, aber das Ablehnen würde mich einen schweren Kampf gekostet haben, und es ist mir sehr lieb, daß mir die damit verbundene Gemütsaufregung erspart ist. Du weißt, daß ich mich hier wohl fühle, trotz der wenigen Studenten; ich habe eine so behagliche Stellung, wie ich sie in einer größeren Stadt wie München, Leipzig, Berlin nie wieder erhalten könnte, denn

der Hauptgrund der Behaglichkeit besteht in dem, was nur eine kleine Stadt bieten kann — Stille, ländliches Leben, Gartenvergnügen usw. Auch meine Frau war ganz mit mir einverstanden, daß ich den Ruf, wenn er käme, ablehnen müßte, allein sie hätte ihn gar zu gern gehabt, um ihn abzulehnen, und sie ist daher mit dem jetzigen Ausfall nicht zufrieden, weil er ihre Eitelkeit etwas verletzte. Ich umgekehrt bin, wie gesagt, besser damit zufrieden! Daß Du nun berufen, mein lieber Freund, freut mich in mehrfacher Beziehung. Zuerst negativ, daß Brinz nicht berufen, denn ich muß Dir gestehen, sein Pandekten-Kompendium hat einen so unerquicklichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich es im Interesse der Jurisprudenz bedauert haben würde, wenn er einen der größten Wirkungskreise in Deutschland erhalten hätte. Sodann aber positiv, daß Du es bist, freut mich sowohl Deinet- wie meinetwegen. Du hast lange genug auf einer Winkeluniversität gesessen, und Dein Dozententalent, von dem ich in Greifswald das Günstigste gehört habe, verdient andere Auditorien, als Du sie bisher gehabt. Meinetwegen — denn jetzt habe ich die Aussicht, Dich öfter zu sehen als in jenem ultima Thule, nach dem man etwa alle 100 Jahr einmal hinkommt. Ich erwarte nun bestimmt, daß Du mich auf der Hinreise besuchst, d. h. bei mir logierst.

Die besten Grüße an Quistorps. Wie werden sie ungehalten sein auf Bayern, daß es ihnen zuerst den Schwiegersohn und dann den Adoptivsohn entzieht. Lebe wohl und such' mich auf!

Ganz Dein

R. Jhering.

28.

An K. F. von Gerber.

Gießen, 3. Mai 1858.

Bester Freund!

Ich habe bis jetzt gewartet, ob sich nicht die rechte Stimmung zu einem Briefe an Dich einstellen würde, ich meine weniger das Verlangen, Dir zu schreiben — denn das habe ich beständig gehabt — als das Können. Mein Kopf ist immer noch schwer und wie von Nebeln bedeckt. Jedem andern würde ich in dieser Verfassung nicht schreiben, allein Dir gegenüber will ich mich nicht genieren — ich will es so gut und so schlecht machen, als es mir augenblicklich eben möglich ist. Was ich Dir mündlich bereits verschiedentlich gesagt, muß ich auch jetzt wiederholen, nämlich, daß der Aufenthalt bei Dir mir eine wahre Erquickung war, und daß ich in diesen wenig Tagen mehr für Geist und Gemüt erhalten habe als hier in ebensoviel Monaten. So sehr ich sonst meine augenblickliche Arbeitsunfähigkeit beklage, so bin ich ihr doch wahrhaft dankbar dafür, daß sie mir diesen Genuß verschafft hat, auf den ich ohne sie hätte verzichten müssen.

Es will mir scheinen, als ob Deine Teilnahme an den Nürnberger Konferenzen auf Deinen Charakter und Dein ganzes Wesen einen veredelnden und erhebenden Einfluß ausgeübt habe. Du bist maßvoller, fester, innerlich freier und unabhängiger geworden. Deine exponierte wissenschaftliche und amtliche Stellung, die Dich offenen und — was viel mehr reizt — verkappten Anfeindungen in hohem Grade ausgesetzt hat, hatte in Dir ein gewisses Gefühl der Spannung gegenüber der Außenwelt hervorgerufen, Dich reizbar und empfindlich gemacht und eben dadurch Dich viel zu sehr der verstimmenden Macht äußerer Einflüsse bloßgestellt. Das Be-

wußtsein, an einem großen Unternehmen in einflußreicher Weise teilgenommen zu haben, hat Deinem Selbstbewußtsein einen neuen Aufschwung gegeben, Dir gezeigt, wer Du bist, und was Du kannst, Dich geadelt und innerlich gekräftigt und eben damit Dich gegen die Mückenstiche des Neides und der Bosheit unempfindlicher gemacht. Der Mittelpunkt und Schwerpunkt Deiner ganzen Existenz, Deiner Zufriedenheit und Deines Glücks ruht jetzt in Dir selbst, und dies äußert sich nicht bloß in Deinem ganzen Wesen, sondern auch in Deinen Urteilen über andere. Harmonie im Innern — und im Äußeren gestaltet sich vieles ungleich harmonischer, als man es bisher hat zugestehen wollen. Ich habe Dich früher nicht beneidet, trotz der Anlässe, die ich dazu gehabt hätte — ich meine natürlich nicht das Äußerliche der glänzenden Lebensstellung, sondern Dein Talent, Deine geistige Virtuosität — aber jetzt komme ich in Versuchung, Dich zu beneiden, denn Du hast das, was Dir an Deinem Glücke fehlte — den ruhigen, festen Sinn, die Unabhängigkeit von der Außenwelt — erworben, und sonst hat Dir das Glück ja mit freigebigster Hand alles und jedes gewährt, während die Quelle meiner Unzufriedenheit sich nie verschließen läßt. Auf meiner Rückreise übersprang ich in Heidelberg einen Zug und besuchte, nachdem ich einige Geschäfte erledigt hatte, Freund Vangerow. Es war mir ein schwerer Gang, und ich vollzog nur einen Akt der Freundschaft und Teilnahme. Ich fand den armen Menschen, wie ich nicht anders erwartet hatte, bleich und abgemagert — um 5—10 Jahre gealtert. Die Anwesenheit von Dernburg aus Zürich, den ich bei ihm traf, gab dem Gespräch zum großen Teil eine andere Richtung, als es sonst genommen haben würde, aber aus dem wenigen, was über seinen Verlust und seine jetzige Lage geredet wurde, schimmert doch deutlich genug hervor, daß der arme Mann innerlich gebrochen ist und die Lust und das Interesse an den Gegenständen, mit denen

er sich beschäftigen muß, verloren hat. An Pandekten kann man auch weiß Gott sich nicht wieder aufrichten! Ich habe ihm geraten, seine Tätigkeit und sein Interesse einem großartigen geschichtlichen Stoff zuzuwenden. Einen Tag nach meiner Zurückkunft traf Hanssen hier ein, dessen Abreise durch die Erkrankung seines Sohnes um einige Tage verschoben worden war; er brachte den Abend bei mir zu, jedoch habe ich ihn kaum recht allein genossen, da bald nachher Stahl sich einstellte (sein Nachfolger in dem Amt als Lehrer unserer Prinzen) und den ganzen Abend blieb. Das Hauptereignis der Woche war die Ankunft und die am Tage nachher vor der ganzen Universität stattfindende Immatrikulation der Prinzen[1]. Wie nicht anders zu erwarten, ist ihnen schon, in der kurzen Zeit, die sie hier sind, unendlich viel Komisches passiert; das erfinderische Schicksal hat unsere Erwartungen weit übertroffen. Die erste Szene spielte am Bahnhof, wo der Rektor, Kanzler usw. sie empfingen, und die Komik bestand darin, daß unser sehr schwerhöriger Rektor kein Wort von dem, was sie ihm sagten, verstand oder richtiger das Gesagte größtenteils mißverstand. Du kannst Dir das übrige denken. Zweite Szene: selbigen Nachmittags, die Prinzen reiten in einem Gehölz einen verbotenen Weg und werden abgefaßt. Dritte am folgenden Tage bei der Immatrikulation, teils mit unserem Universitätssekretär, einem unglaublichen Tölpel, teils mit einigen Kollegen (einer konstituierte sie wegen des gestrigen Vorfalls, zwei kamen um 1/4 bzw. 1/2 Stunde zu spät). Daß von der Deputation der Bürgerschaft ein Mitglied sie „Majestät" anredete, will ich gar nicht hoch anrechnen. Das Beste aber ist Szene 4. Sie spielt im Hause des Rektors. Die Prinzen fahren vor, um ihm Besuch zu machen. Der Rektor in Schlafrock und Pantoffeln, wie der Lakai hinaufspringt

[1] Der Prinzen Ludwig (des nachmaligen Großherzogs Ludwig IV.) und Heinrich.

und die Prinzen anmeldet. Das wirkt wie eine Bombe! Die Frau hat so viel Besinnung, ihm einen Frack anzuziehen, während er auf die Treppe stürzt und die Kinder ihm die Stiefel nachbringen. So steht er eben zur rechten Zeit gestiefelt und gespornt da. Aber jetzt eine neue Kalamität! Das Empfangszimmer der Familie war mit Rücksicht auf den zu erwartenden hohen Besuch in schönster Ordnung, und die sorgsame Hausfrau hatte, damit nicht die Kinder vorher den mühsam hergestellten Glanz wieder stören sollten, seit Tagen den Schlüssel abgezogen. Die Prinzen sind da, sie sollen in das festliche Gemach geführt werden, allein, allein — der Schlüssel fehlt. Inwendig ein Rennen und Jagen nach dem Schlüssel — „ein Königreich für den Schlüssel" — allein kein Schlüssel! Rector magnificus sieht sich also zuletzt gezwungen, die Prinzen ins Wohnzimmer zu führen, ins Wohnzimmer, den Hauptaufenthalt der Kinder! Denke Dir, was solch ein Entschluß für innere Kämpfe voraussetzt, was der arme Mann gerungen haben mag, ehe er sich dieser Notwendigkeit fügte. — In das Wohnzimmer aber hatte sich bei herannahendem Sturme des Magnifikus Schwiegermutter geflüchtet, weil sie hier völlig sicher zu sein glaubte. Da hört sie, wie Tritte sich dem Zimmer nähern, wie ihr Schwiegersohn mit tausend Entschuldigungen die Prinzen auffordert, hineinzutreten. In der Verzweiflung springt sie wie ein gehetztes Wild in eine Ecke zwischen dem Sofa und einem Schrank, in der Erwartung, daß die Prinzen bloß durch das Zimmer hindurch in das Arbeitszimmer geführt werden sollen. Allein die Prinzen bleiben, nehmen auf dem Sofa Platz, hinter dem sie kauert. Ein kühner Entschluß — und die alte Dame taucht plötzlich hinter dem Sofa auf, um knixend ihren Rückzug aus dem Zimmer zu nehmen! — Gestern brachten die Korps den Prinzen einen Fackelzug — die Deputation, die vorher bei ihnen die Erlaubnis dazu einholte, notifizierte ihnen, daß zwei

Verbindungen sich ausgeschlossen hatten (es war denselben nämlich nichts anderes übrig geblieben). Jetzt schickten letztere auch eine Deputation, um sich zu rechtfertigen! Kurz, derartige Geschichten passieren fast jeden Tag. Wir Juristen haben mit den Prinzen nichts zu schaffen, nur Wasserschleben gibt ihnen ein zweistündiges Repetitorium im Staatsrecht oder richtiger, soll es geben, denn bisher waren seine Scholaren stets anderweitig beschäftigt. Bei Stahl hören sie zwei Privatkollegien und außerdem ein Privatissimum.

Bald hätte ich vergessen, des Besuchs von Wächter zu gedenken. Er kam nicht Sonntag mittag zu mir, wie ich erwartet hatte, sondern am Abend vorher, und ging am folgenden Tag wieder fort. Da wir den Abend gerade die erste Sitzung unseres sogenannten Sonderbundes hatten, eines Vereins von Mitgliedern der Universität, in dem Vorträge gehalten werden, so hielt ich ihn zunächst eine Stunde bei mir und brachte ihn dann zur rechten Zeit, d. h. zum Beginn des eigentlichen Kneipens, nach jenem Vereine. Hier sammelte sich bald ein Kreis von Verehrern und Bewunderern um ihn — Helmolt und Levita namentlich hingen wahrhaft an seinen Lippen — und Wächter fühlte sich so in seinem Element, daß er alle Segel aufhißte und zu dem günstigen Wind, den er vorfand, noch etlichen hinzumachte. Ich wurde sehr an Dich und Deine Bemerkungen über ihn erinnert. In solchen Momenten hat Wächter wirklich etwas von einem famosen Senior eines Korps, der auf der Kneipe den Füchsen etwas vorrenommiert — aber in liebenswürdigster Weise. Um 12½—1 Uhr brachten die paar Juristen, welche noch so lange ausgehalten hatten, ihn in sein Hotel, und hier ward noch zum Abschied bis 2 Uhr ein Glas Punsch getrunken. Zuletzt war der Alte freilich recht mürbe. Am folgenden Morgen war er bereits um 7½ Uhr bei mir, und ich begleitete ihn zur Eisenbahn. Einmal ließ er eine Hindeutung auf

die im Werk gewesene Berufung fallen, allein auf meine mit größter Unbefangenheit gestellte Frage, wohin er habe berufen werden sollen, da doch keine Vakanz irgendwo gewesen sei, lehnte er eine weitere Erklärung ab!

Mit den herzlichsten Grüßen von meiner Frau und mir für Euch beide

Dein R. Jhering.

29.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 21. Juli 1858.

Mein lieber Windscheid!

Bis jetzt geht alles nach Wunsch! Ich meine nämlich die Reise. Deinen Pötztlllztlltzl nehme ich gern in den Kauf, selbst wenn er so einsilbig wäre wie sein Name und da das e wegließe, wo ein Norddeutscher es einmal nicht entbehren kann. Zugleich hat er den Vorzug, Bayer zu sein, und wo es uns darauf ankommt, Vertrauen und Zutrauen zu erwecken, schieben wir ihn vor, daß er spricht, und wir passieren dann, solange wir das Maul halten, zugleich mit als Baiern (oder Bayern). Bereite ihn übrigens darauf vor, daß ich tags nicht mehr als 4 Maß Bier trinke, damit ich späterhin, wenn er diese schlechte Eigenschaft an mir entdeckt, nicht zu plötzlich in seiner Achtung sinke. Ist es nötig, daß ich seine sämtlichen Schriften vorher lese, oder macht er nicht in Autoreneitelkeit? Dann ist es nicht nötig. — Übrigens Scherz beiseite, so bin ich überzeugt, daß ein Mann, den Du Dir als Reisegefährten ausgesucht hast, auch mir gefallen wird. Um mich zu revanchieren, bringe ich vielleicht ebenfalls einen mit, mit dem ich, wie ich sicher überzeugt bin, Staat bei Dir machen werde: Hanssen von Göttingen —

einen der prächtigsten Kerle, die es gibt. Wir sind seit 1849 gewohnt, einen beträchtlichen Teil der Herbstferien miteinander zu verleben — 4—5 mal in Kissingen, einmal in Hamburg, und es ist uns beiden gar nicht recht, wenn wir, was auch schon vorgekommen, einander entbehren müssen. Derselbe fragte nun in diesen Tagen bei mir an, welches Bad ich für diese Ferien zum Schauplatz meiner Taten ausersehen habe, er selbst schwanke zwischen Karlsbad, Marienbad, einem Seebad und einer Fußreise. Ich habe ihm nun stark zugeredet, sich uns anzuschließen, und geraten, vorher Brunnen zu trinken, wie ich es jetzt mache. Wir wollen abwarten, wozu er sich entschließt. Jedenfalls können wir uns Glück wünschen, wenn er mitgeht, er ist der liebenswürdigste, verträglichste und launigste Mensch, den es gibt — darum habe ich Dich rücksichtlich seiner gar nicht einmal um Erlaubnis gefragt, ihn mitnehmen zu dürfen.

Also am 16. oder 17. Aug. soll es losgehen? Ich werde daraufhin am 13. oder 14. schließen und jedenfalls am 15. unterwegs nach München sein.

Zugleich mit Deinem Brief traf ein anderer für mich ein — der erste, den ich in meinem Leben in lateinischer Sprache erhalten habe — von Mynheer van Assen in Leiden, worin er bei mir anfrägt, ob ich sein Nachfolger für römisches Recht werden will. Es wäre toll von mir, wenn ich es täte, und doch hat der Gedanke etwas ungemein Reizendes für mich, und meine Frau läßt gar nicht ab, mir zuzureden. Die Einnahme ist brillant, Mynheer de Wall, der mich im vorigen Sommer besuchte, mein zukünftiger Kollege und, wie es scheint, nicht ohne Einfluß auf jene Anfrage, gab mir die seinige auf 8000 fl. an. Allein, dafür sind auch die Preise in Holland brillant, und was hilft es dann? Doch der Geldpunkt würde mich gar nicht bestimmen. Aber das Klima! Vortrag in lateinischer Sprache (Pegasus im Joch!)! Erlernen von Hollän-

disch und Französisch, um beides sprechen zu können! Keine Berge, statt dessen Kanäle mit Treckschuiten und t'Tjagertjes, Tonpfeifen, Schnirdammer „Jenever", Deventer Honigkuchen usw. Nein! ich bleibe doch lieber in Gießen. Hätte meine Frau mich nicht abgehalten, so hätte ich bereits abgeschrieben. — Hier am Orte habe ich nur mit dem ehemaligen Holländer Birnbaum darüber gesprochen, Mynheer van Assen wünscht strengste Verschwiegenheit, also sage auch Du niemandem etwas davon, Du kannst begreifen, daß es den Holländern empfindlich sein würde, wenn je etwas darüber verlautete, daß man ihnen einen Korb gegeben, und mein von Assen hat nicht einmal offiziellen Auftrag, mich zu befragen. Also Silentium!

Dein R. Jhering.

30.

An Rudolf Gneist.

Gießen, 12. August 1858.

Mein lieber Kollege und Freund!

Ihre beiden Zusendungen haben mir einen doppelten Anlaß zum Dank und zugleich die erfreuliche Gelegenheit verschafft, Ihnen zu der so lange streitig gemachten ordentlichen Professur zu gratulieren. Wenn ich beides — Dank und Gratulation — erst jetzt übersende, so erblicken Sie den Grund davon nicht in bloßer Nachlässigkeit, sondern in dem Umstande, daß meine literarischen Geburtswehen mir in den letzten Wochen alles Briefschreiben unmöglich machten. Vor einigen Tagen ist mit der letzten heftigen Geburtswehe die Entbindung erfolgt, und das Resultat derselben wird Ihnen in einigen Wochen in Gestalt einer Abteilung II des 2. Bandes meines „Geistes" zugestellt werden — zugleich als Erwiderung für Ihre freundlichen Zusendungen. Ihre Abhandlung habe ich noch nicht

einmal lesen können, was Sie einem Wöchner verzeihen müssen, und werde auch in der nächsten Zeit keine Aussicht dazu haben, sintemalen ich morgen mit meiner Frau eine Reise nach dem bayrischen Hochgebirge und Tirol antrete und schwerlich vor Ablauf von 5 Wochen zurückkehren werde. Übrigens will ich gern gestehen, daß ich augenblicklich, auch wenn ich noch so viel Zeit hätte, weder Sie, noch irgendeine andere juristische Abhandlung lesen würde. Ich fühle mich nämlich, wie es einem Wöchner geziemt, recht matt und schwach und faul, und mein Magen verträgt augenblicklich juristische Speise so wenig, daß schon der bloße Anblick eines juristischen Buches schweißtreibend bei mir wirkt, geschweige die Lektüre und noch dazu die über C 25 § 4 de prob., an der ich immer 3 † schlage. Ein erhebender Anblick muß es übrigens für Sie sein, welche Saat hier aufgegangen, fast so erhebend, wie für mich die hereditas jacens-Literatur!

Ihr syntagma habe ich seinerzeit näher angesehen und mich nicht wenig gewundert, wie Sie es über sich haben gewinnen können, Ihre Kraft an diesen Gegenstand zu setzen. Ohne das Nützliche Ihres Unternehmens zu verkennen, hätte ich doch gewünscht, daß Sie mit Ihrer Arbeitskraft mehr geizten und derartige Arbeiten Leuten überließen, die eben nichts anderes machen können. Sie haben der Welt noch die weiteren Bände Ihres englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts zu liefern, und das ist wichtiger für uns als kritisch-romanistische Arbeiten.

Mit freundlichem Gruß

Ihr

R. Ihering.

31.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 19. September 1858.

Mein lieber Windscheid!

Der Fall ist zu selten, daß das Gratulationsschreiben zu einer Verlobung früher eintrifft, als die Anzeige der geschehenen Verlobung abgegangen — ebenso selten als der der insula, quae in mari nascitur, quod raro accidit l. 7 § 3 de ARD. — als daß ich die mir gewordene günstige Gelegenheit, diesen Fall herbeizuführen, nicht benutzen sollte. Dazu gesellen sich aber noch zwei andere Motive: erstens der Wunsch, Dich dadurch in Verlegenheit zu setzen und wegen Deiner Unterlassung zu züchtigen, und zweitens die eigene Bequemlichkeit. Ich gedenke nämlich morgen wieder mit soliden Dingen, d. h. mit der Jurisprudenz zu beginnen, und da möchte ich gern Herzensangelegenheiten, Gefühlssachen usw., wenn sie auch nicht mich, sondern andere betreffen, vorher abmachen; es würde mich stören, wenn ich, kaum wieder in einen ordentlichen Schuß gekommen, mich mit solchen Dingen abgeben sollte. Sieh also in dem früheren Eintreffen meiner Gratulation nicht den Ausdruck einer besonderen Herzlichkeit von meiner Seite, sondern nur einen Akt der Erleichterung für mich, da ich augenblicklich gerade noch den Rest der nötigen Wärme habe, die man von einem Gratulanten verlangt, während ich nach einigen Tagen eines besondern Ansatzes und einer gewissen Anstrengung bedürfte, um sie in mir hervorzubringen.

Ich hoffe, Du wirst mich für scharfsichtig genug halten, um zu wissen, daß ich Dein großes Geheimnis zwischen den Zeilen Deines letzten Briefes gelesen habe. Warum konntest Du nicht am Donnerstag nach München kommen? Geschäfte

hielten Dich nicht ab, Dein Gesundheitszustand ebenfalls nicht, die Bande der Freundschaft mit P. Heyse und andern konnten ebenfalls für die Abwesenheit von 1—2 Tagen kein Hindernis abgeben. Und eins dieser Hindernisse angenommen, so konntest Du es namhaft machen. Kurzum, ich wußte genug, und als ich mit Deinem Brief vom Tegernsee zu meiner Frau kam, trat ich mit den Worten ins Zimmer: Windscheid hat sich verlobt. (Denn daß Du einen Korb hättest bekommen sollen, diese Eventualität habe ich, ganz abgesehen von Deiner persönlichen Liebenswürdigkeit, mit Rücksicht auf s. 83 § 5 de V. O. verb.: casum adversam que fortunam frecteri hominis liberi [d. h. eines noch Freien, eines Junggesellen] neque civile, neque naturale est zurückgewiesen.) Ich teilte Deinem Kollegen Seitz meine Annahme mit, und er wußte seinerseits noch manche Indizien beizubringen, die dieselbe bis zur Evidenz erhoben, wie z. B. daß Du die Einsamkeit gesucht habest, trotzdem Du Dich angeblich sehr gefreut habest, mit ihm und seinem Anhang zusammenzutreffen, und Du weißt, dasselbe Symptom, das bei Hunden auf die Tollheit, deutet bei Menschen auf die Liebe — bekanntlich gleichfalls eine gelinde Art der Tollheit, wenn auch nicht von der Art, wie der Jurist sie im Auge hat, wenn er in l. 8 de sponsal. sagte: furor quin sponsalibus impedimento sit, plus quam manifestum est, denn von jenem niederen Grad müßte es umgekehrt heißen: furor quin ... necessarius sit. — Von Seitz erfuhr ich denn auch den Namen: von Pochhammer und alles, was ich zu wissen wünschte, und wenn ich Dir sage, daß Seitz fälschlich gemeint hatte, die Trägerin dieses Namens sei augenblicklich in Tegernsee, so wird es Dir begreiflich werden, warum er es für wahrscheinlich hielt, daß Du während unserer Anwesenheit noch nach Tegernsee kommen würdest. Diesen Grund teilte er mir übrigens erst jetzt mit.

In München hielt ich Haussuchung bei Dir nach dem Hut meiner Frau, und mit Hilfe Deines liebenswürdigen Wirtes nebst seiner halbangekleideten Hälfte gelang es mir, ihn in Deinem Kleiderschrank zu erwischen. Wenn der Hut hätte hören und reden können, von welchen Seufzern und Liebesklagen würde er mir haben berichten können! Statt Deiner mußte ich mit Paul Roth vorlieb nehmen, den wir durch Zufall trafen, und der mir die offizielle Gewißheit Deiner Verlobung bestätigte. — Daß Du schändlicher Mensch am Freitag mittag noch in München gewesen, wo ich desselben Tags um 5 Uhr eintraf, und daß Du mir selbst die Agathe mitgenommen — das ist eine Verruchtheit, die ich Dir bitter eintränken werde. O, Du ungeduldiger Liebhaber, konntest Du nicht 3—4 Stunden noch in München bleiben, um an dem Herzen Deines Freundes das süße Geheimnis Deiner Liebe auszusprechen und ihn des Glückes teilhaftig zu machen, die Glut Deiner Liebe mit eigenen Augen lichterloh brennen zu sehen! Statt dessen ziehe ich mit einer langen Nase von München ab, und hätte ich nicht eine so gute Spürnase gehabt, so hätte ich den Hut meiner Frau ebensowenig gefunden wie die Agathe oder ihren Herrn!

Doch ich will feurige Kohlen auf Dein Haupt sammeln. Ich will also die ganze Wärme, deren ich zurzeit fähig bin, verwenden, um mich Deines Glücks zu freuen und eine wirkliche Teilnahme zu empfinden. Wenn Deine Braut nur die Hälfte von den guten Eigenschaften hat, die Du mit in die Ehe bringst, so muß Euer Bund ein glücklicher werden, sie bekommt einen liebenswürdigen Mann, um den ich sie, wenn ich meine Frau wäre, beneiden könnte. Ich kann Dir nichts Besseres und Aufrichtigeres wünschen als: werde so glücklich, wie Du es verdienst! Da ich jeden Vorfall im Leben benutze, um die betreffenden Pandektentitel mit Rücksicht auf ihn durchzulesen, und folglich auch bei der vor-

liegenden Gelegenheit den Titel de sponsalibus, so will ich daran noch den Wunsch knüpfen, daß der Fall, dessen Gajus in l. 17 daselbst gedenkt, bei Euch nicht eintrete. Ob und wie die l. ultima ibid. und namentlich der Schlußsatz: et fere plerumque conditiones interpositis personis (Familie von P. Heyse?) expediuntur im vorliegenden Fall Anwendung gefunden, wirst Du gelegentlich berichten.

Indem ich mich den beiden in l. 3 ibid. genannten Personen bestens empfehle und wünsche, daß dieselben bald zu den folgenden Pandektentiteln desselben Buchs (inclus. tit. V de fundo dotali) übergehen mögen, um nach Überspringung des folgenden Buchs bei lib. XXV tit. III de alendis liberis anzulangen, und von meiner Frau die teilnahmvollsten Grüße „beibiege", verharre ich

innerhalb der Grenzen gewöhnlicher
Hochachtung
Dein ergebenster Reisegefährte
R. Jhering.

Anmerkung. Die geliehenen Bücher habe ich bei Dir abgegeben. — Schade, daß ich mit Dir nicht über sie habe sprechen können.

32.

An K. F. von Gerber.

Gießen, 15. Oktober 1858.

Bester Freund!

Du bist ein ideenreicher Mensch — das hast Du auch diesmal wiederum bewiesen. Welch vortreffliche Idee, mir Deine fortdauernde Anwesenheit in Hamburg durch jenen stummen und doch zugleich so beredten Boten, als welchen

ich Dein Austerntönnchen anerkenne, kundzugeben! Du hättest sehen sollen, welch freudige Überraschung die Austern in unser Haus brachten, und welch behagliche Gesichter sie beim Essen hervorriefen! Du mußt nämlich wissen, daß meine Frau es in der Austernpassion reichlich mit mir aufnimmt, wenn nicht mich übertrifft. Nimm also von uns beiden den tiefstgefühlten (im wahren Sinn des Wortes, denn wo könnte man tiefer fühlen als im Magen?) Dank! Könnte ich Dich doch einmal in ähnlicher Weise erfreuen! Aber weder hast Du die materielle Natur Deines Freundes, des „Ritters vom Geist", noch auch bietet dies elende Nest, das Gießen, solche Schätze wie Hamburg. Ich könnte die Planlosigkeit des Schicksals schmähen, das einen Mann wie Dich zu den Hamburger Diners führt und mich hier sitzen läßt! Und doch hat es das Schicksal vielleicht nicht so verkehrt gemacht — denn jene Diners, die Dich kaum locken, schaden Dir eben auch darum nicht, während sie für mich Schlachten sein würden, die mir schwere Wunden schlügen. Also behalte in Gottes Namen Deine Diners. In der Tat beneide ich Dich nicht. Um den Preis, den Du dafür zahlen mußt, wäre mir Deine Hamburger Existenz zu teuer. Hamburg als solches hat für einen längeren Aufenthalt für mich keinen Reiz — 2 bis 3 Tage reichen jedesmal vollkommen aus, um mich zu sättigen, und der Luxus und Komfort, die Opulenz der Gesellschaften usw. sind doch gar zu klägliche Güter, um einem den Mangel des häuslichen Lebens, Weib und Kind zu ersetzen. Es bleibt also die juristische Ernte, die Du dort machst — und das ist allerdings ein höchst, höchst wertvolles Gut. Durch Deinen jetzigen Aufenthalt wirst Du mit Thöl unter den Germanisten eine Autorität für das Seerecht werden, und Dein Buch wird bei späteren Auflagen nach dieser Seite hin eine — ich möchte sagen — Quelle werden. Daran mußt Du Dich halten, mein lieber Freund, eine solche Frucht ist schon des Schweißes der

Edlen wert. Es wäre mir höchst interessant, wenn Du mir später einmal mündlich an einzelnen Beispielen jenen Konflikt praktischer Interessen, den Du als ein Haupthemmnis Eurer Arbeiten bezeichnest, veranschaulichen wolltest. Überhaupt verspreche ich mir von Deinem Hamburger Aufenthalt höchst interessante Mitteilungen, auch Dein Ausflug nach Lübeck hat meine Neugier rege gemacht. Ich lebe hier eine stille, einförmige Idylle. Die einzige Abwechslung besteht darin, daß ich täglich andere Paragraphen aus Puchta zu explizieren habe[1], und diese Abwechslung ist im Grunde auch schon etwas recht Altes. Habe ich Dir berichtet, daß ich täglich drei Stunden doziere, da ich diesmal das Erbrecht mitlese — und zwar vor — 11 — Zuhörern. Es wird allmählich eine Plage, Professor der Jurisprudenz zu sein, und ich könnte, wenn in der Abnahme der Studentenzahl ein Gesetz obwaltet, den Tag berechnen, wo sich ein einziger Student zu meinen Vorlesungen meldet. Daß doch auch wir gerade in diese verwünschte Periode der Abnahme gefallen sind! Warum haben wir nicht 20 oder 30 Jahre früher oder später das Licht der Welt erblickt? — Du berührst den Tod von Fein, der arme Mensch hat ein beklagenswertes Los gehabt. In ihm ist, sowenig ich ihn auch für einen irgendwie schöpferischen Geist gehalten, jedenfalls einer unserer besten Zivilisten lange vor der Zeit ins Grab gegangen. Die Wahl seines Nachfolgers wird Dir und allen, die dabei ein Wort zu reden haben, noch viele Schwierigkeiten machen, das prophezeihe ich Dir. Für das 3. Heft der Jahrbücher ist nichts vorhanden. Ich habe eine Abhandlung von einem mir bekannten angehenden Privatdozenten abgelehnt, da das Thema gar zu abgedroschen war. Einer anderen, die mir im Sommer zugeschickt war, von Walter W. in Sondershausen, konnte ich zwar diesen Vorwurf nicht

[1] Ihering pflegte seinen Pandekten-Vorlesungen das Lehrbuch von Puchta zugrunde zu legen.

machen, sie betraf die Leichenkosten, aber ob ich unrecht getan, sie ohne Rücksprache mit Dir zurückzuschicken, beurteile darnach, daß sie etwa 80 bis 90 Seiten gefüllt haben würde, und u. a. auch die Frage untersucht ward, ob die Kosten des Rasierens der Leiche juristisch notwendig seien. Augenblicklich liegt dies opus bei der Redaktion des hiesigen Archivs für praktische Rechtswissenschaft, aber auch von hier wird sie als zu praktisch zu ihrer Geburtsstätte zurückkehren. Welche Zeitschrift wohl schließlich daran hängen bleibt? Ich bin gespannt darauf. Vorläufig hat das dritte Heft keine Eile, und ich selbst fühle mich nicht zur Fronarbeit aufgelegt, ich muß vorher einige Paragraphen vom Geist ausarbeiten, um mich wieder in eine gute Stimmung zu versetzen. Augenblicklich ist meine Stimmung in betreff der Jurisprudenz eine nichts weniger als rosige, ich habe Momente, wo ich die ganze Jurisprudenz — wenigstens unsere antiquarisch-theoretische — zum Teufel wünsche. Es steckt gar zuviel ungesundes Zeug darin. Könnte ich noch einmal meinen Beruf wählen, ich würde schwerlich Jurist werden, wenigstens kein Romanist oder überhaupt kein Theoretiker. An den meisten Büchern, die erscheinen, fühlt man mehr das Bedauerliche als das Erfreuliche des Berufes, Jurist zu sein. Es gehört ein Straußenmagen dazu, um all das Zeug zu verdauen!

Mit den besten Wünschen für Weihnachten

Dein

R. Jhering.

33.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 15. Dezember 1858.

Schreibfauler Flitterwöchner!

Siehst Du jetzt, was es heißt, Briefe schreiben zu sollen, wenn man verheiratet ist? In früherer Zeit als bedauernswürdiger Junggeselle, wo Dir des Abends nach getaner Arbeit, wenn Du noch ein vernünftiges Wörtchen sprechen wolltest, nichts übrigblieb als entweder zu Frau Quistorp hinauf zu gehen oder Briefe zu schreiben — damals also wirst Du für das Schweigen eines Ehemannes kaum ein Verständnis gehabt und Deine Freunde, von denen Du dasselbe erfahren mußtest, gewiß recht hart beurteilt haben. Aber jetzt bin ich gerechtfertigt, und ich möchte fast wünschen, daß Du in Deinem Schweigen noch monatelang fortführest, damit ich glänzend an Dir gerächt würde. Also schweige, mein lieber Alter, Dein Schweigen ist das beste Reden. Es verkündet mir mehr als alle Worte es könnten, daß Du ganz und ungeteilt Deiner Frau lebst, daß Du aufgehst in den süßen Pflichten gegen die Gattin und ihr zuliebe die Pflichten der Freundschaft vergißt. Mir aber verstatte von Zeit zu Zeit gleich einem eifersüchtigen Liebhaber, der verdrängt zu werden fürchtet, mich Dir in die Erinnerung zurückzurufen. Wie wird doch der Mensch bescheiden und anspruchslos, wenn er es einmal nicht anders haben kann! Da winsle ich um ein kleines Plätzchen in Deiner Erinnerung, um die Erlaubnis, Dir schreiben zu dürfen —, ich, der ich Dich früher monate- und jahrelang auf eine Antwort warten ließ, ich, der seine Antwort auf seinen schönen, nach Ebenhausen geschickten Gratulationsbrief immer noch erhalten soll. Oder war Dir mein Brief nicht „weich" genug, paßte der Scherz nicht in die gehobene Stimmung eines seligen

Bräutigams? Dann verbrenne ihn noch hinterher, strafe mich mit dem Stigma einer niedern Natur, der das Verständnis für die heiligen, weihevollen Stimmungen des „Liebesfrühlings" abgeht.

Dabei wollen wir es dann bewenden lassen! Ich habe meine Strafe weg, bin absolviert und rechne also fortan wiederum auf gnädige Behandlung.

Ich weiß nicht, ob Du sehr darnach dürstest, zu erfahren, was ich mache. Mein Leben ist eine ziemlich einförmige und langweilige Idylle, die sich an den §§ des Puchtaschen Pandekten-Kompendiums hinzieht; die einzige Abwechslung, daß täglich andere §§ daran kommen. Jeden Morgen lese ich drei Stunden, damit ist meine beste Kraft für den Tag verpufft; was noch übrigbleibt, wird abends verwandt, um möglichst wenig juristische und möglichst viel andere Lektüre zu treiben. Du mußt nämlich wissen, daß die Jurisprudenz und ich augenblicklich auf einem recht schlechten Fuß miteinander stehen. Vielleicht habe ich mir an einigen neuen Schriften den Magen verdorben, kurzum, wenn ich nicht müßte, ich würde geraume Zeit keine juristische Speise mehr zu mir nehmen. Ich schwelge jetzt in Goethe (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Leben von Goethe, Xenienliteratur usw.) und richte mich an diesem Heros wahrhaft auf. Daneben reise ich mit Karl nach dem Nordpol, versetze mich — sans comparaison — in die Münchener Akademie der Wissenschaften, um Bischoffs Rede über Johannes Müller anzuhören und mich daran zu erfreuen, daß derselbe laut dieser Rede „kein Stubenhocker, sondern ein flotter Bursch" gewesen, und daß in Eurer Akademie ein so flotter Ton herrscht, obgleich der königliche Pokal nicht ihr, sondern der Universität geschenkt worden ist. Euer König ist ein weiser Mann, er fühlt, daß die Wissenschaft, um nicht aufs Trockene zu kommen, mitunter die Flüssigkeiten nötig hat, und welch

wirksamere Anregung, sie zu sich zu nehmen, könnte es geben, als einen königlichen Becher?

Ganz im Geist Eures königlichen Beschützers habe ich mir neulich, wenn auch keinen goldenen Becher, so doch ein Stückfaß Wein zugelegt — 1857er, bei Neustadt a. d. Hardt gewachsen, an Ort und Stelle im Keller beim Produzenten gekauft, von allen Kennern für lieblich und erquicklich erklärt. Um Dir, wenn Du etwa für „Stückfaß" kein Verständnis haben solltest, dasselbe zu verschaffen, bemerke ich, daß mein Gesamtquantum 1330 Liter oder ca. 1600 gewöhnliche Flaschen repräsentiert — womit ich getrost der Zukunft und dem Wechsel der Dinge und Kreszenzen entgegensehe. Jedenfalls ist meine Bibliothek unter der Erde besser als die über der Erde, und wenn ich, was letztere anbetrifft, den Vergleich mit den meisten Romanisten scheuen möchte, so tue ich es rücksichtlich der ersteren nicht. Die Reise und das Stückfaß Wein sind die Tatsachen, mit denen ich das Erscheinen meines „Geistes" gefeiert, und die zum Teil auf letzterem basieren.

Ad vocem: „Geist" muß ich Dir doch den ersten Brief mitteilen, den mir die neue Abteilung (deren fehlende Bogen Du erhalten haben wirst) eingetragen. Vor mehreren Wochen kam unfrankiert aus Würzburg ein Brief an mich mit einer auf $^1/_8$-Blättchen geschriebenen Einlage folgenden Inhalts:

Ew. Wohlgeboren

haben durch deren*) neueste Excrementation gegen mich (Abt. II des s. g.**) Geistes bewiesen, daß Sie es nach Überwindung der Gesellen-Periode***) zur Meisterschaft

in impertinenter Flegelei

gebracht haben. Lang Prof.[1]

[1] Romanist in Würzburg. Die Note im Geist lautet: „Die allgemeine Theorie der Technik" (§ 37—41) war bereits im Frühjahr 1856 gedruckt, und die Quintessenz derselben hatte ich schon in dem Einlei-

Anm. des Empfängers.

*) „deren' — es war das d klein geschrieben — bemerke die Malice.

**) „s. g." bemerke auch hier die furchtbare Bitterkeit.

***) damit spielt er an auf Note 914 „Gesellen".

Dieser Brief hat hier allgemein einen wahren Lachkrampf erregt, ebenso in Kiel, und wird es noch vielfältig, denn ich werde dafür sorgen, daß alle meine Freunde ihn kennen lernen. Versuche, ob auch Du Glück in München damit machst. Der Brief ist klassisch. Wie muß der Hieb von mir gesessen haben, daß der gute Mann dumm genug war, mir eine solche Quittung zu schicken!

Doch jetzt genug! Alles andere würde doch nur diesen Eindruck schwächen können.

Meine Frau und ich empfehlen uns Deiner Herrin. Trage süße Fesseln, mein lieber Freund, vergiß immerhin noch auf einige Zeit Paulus und Papinian, Muther und Ihering, aber späterhin erinnere Dich, daß Deine Freunde Dir zwar Zahlungsaufschub gewährt, aber ihre Rechte an Dich noch nicht aufgegeben haben.

Schönes Weihnachtsfest und glückliches Neujahr — was es Dir bringen möge? Nun, das rate einmal!

Dein

R. Ihering.

---

tungsaufsatz zu den von Gerber und mir herausgegebenen Jahrbüchern gegeben — freilich in zu gedrungener Weise, als daß sie Schriftstellern von der Fassungskraft eines Herrn Hofrats Lang in Würzburg .... nicht ein Geheimnis hätte bleiben müssen.

34.

An K. F. von Gerber.

Gießen, den 6. Januar 1859.

Teuerster Freund!

Bist Du mir doch wieder zuvorgekommen! Ohne eine Akte, mit der ich erst am 31. abends fertig geworden, und die mir noch gestern wegen der nötigen Durchsicht der Relation einen Teil des Tages raubte, würde ich Dir wohl schon geschrieben und Dich auch bis Frankfurt begleitet haben, ich hatte mir vorgenommen, mit dem alten Jahr diesen Alb, der mich schon längere Zeit gequält hatte, loszuwerden, und freue mich, daß es mir gelungen ist. Mehrere Wochen lang habe ich die Sache mit mir herumgetragen, ohne zu einer festen Ansicht zu gelangen, und den hiesigen Juristen, die ich um Rat fragte, ging es ebenso. Ein ganz verwünschter Zustand, den ich in diesem Grade nie habe kennen lernen. Du wirst die theoretische Frucht dieser meiner Arbeit im nächsten Heft der Jahrbücher zu Gesicht bekommen. Sie betrifft die Frage, ob ein Verkäufer, der die Sache zweimal verkauft hat, durch Untergang der Sache den Kaufpreis von beiden Käufern einklagen kann — eine Frage, die ich früher in meinen Abhandlungen aus dem römischen Recht den Quellen nach geglaubt hatte bejahen zu müssen, sosehr sich auch mein natürliches Rechtsgefühl dagegen auflehnte, und die jetzt in einem Prozeß vor dem O.-A.-Gericht in Rostock praktisch geworden war und offenbar mit besonderer Beziehung auf mich, dessen Namen in den Parteiverhandlungen figurierte, an unsere Fakultät geschickt war. Das O.-A.-Gericht hatte, indem es der Stimme des natürlichen Rechtsgefühls Raum gab, die Frage verneint — aber freilich aus höchst schwachen Gründen, und gerade der Umstand, daß ich im Resultat einverstanden, die Gründe als

nichtige erkannte, ohne trotz wochenlangen Nachdenkens imstande zu sein, ihnen bessere zu substituieren, hat mich wahrhaft gepeinigt und zur Verzweiflung gebracht, bis mir denn noch in der elften Stunde ein Licht aufgegangen ist, wie ich glaube, kein Talglicht, sondern ein Stearinlicht, das ich wagen darf, auch in den Jahrbüchern leuchten zu lassen. Damit habe ich Dir das Hauptinteresse bezeichnet, das mich in den letzten Wochen beschäftigt hat. Im übrigen ist mein Leben ohne alle Spannung, Aufregung, ja, ich möchte fast sagen, ohne einen Gedanken still dahingeflossen. Um so erwünschter wäre mir gerade ein, wenn auch noch so kurzes, Zusammensein mit Dir gewesen. Es hätte mir einen mächtigen Impuls gegeben, wie es das jedesmal zu tun pflegt, und es ist mir, als hätte ich diesmal so viel Dir zu sagen gehabt — vielleicht auch nur darum, weil ich hier niemanden mehr habe, gegen den ich mich über alles aussprechen kann. Ich habe hier nur noch partikuläre Freunde, aber keinen, den ich, wie Dich, einen universellen nennen kann — lauter Spezialitäten z. B. für gewöhnliche Tagesereignisse, für Wein, Punsch, seltenes Geflügel, für Fakultätssachen usw. Du hast Dich mir gegenüber öfters über Deine Vereinsamung in Tübingen ausgesprochen — seit Siegel weg ist, fühle ich mich hier fast ebenso. Nicht, als wenn ich hier nicht liebe, treffliche Freunde hätte, aber solche, die meinem wissenschaftlichen Bedürfnis etwas sein könnten, die Interesse nähmen an dem, was mich geistig beschäftigt, fehlen mir gänzlich. Der, welcher es eigentlich sein müßte, Deurer, ist wissenschaftlich völlig tot, und ich bin sicher, ihn zu verstimmen, wenn ich irgendein wissenschaftliches Thema anschlage. Und bei dem guten Helmolt schlägt man lieber gar nicht an — es kommen oft wunderliche Mißtöne hervor. Um nun das zu gewinnen, was mir hier fehlt, und was ich mehr und mehr als das allein Wertvolle des Umgangs erkenne, eine allseitige geistige Gemeinschaft, eine

Herzens- und Geistes-Ehe, wie sie mir das Zusammensein mit Dir in Aussicht gestellt hätte, würde ich auch nach Tübingen gegangen sein — trotz Deiner abschreckenden Schilderungen! Aber unter einer Bedingung, nämlich, daß Du mich nicht hättest berufen müssen. Mein Wert als Dozent ist zweifelhaft. Würden nicht die entschiedenen Schwächen meines Vortrages, z. B. der völlige Mangel einer schönen Form, eine gewisse Unruhe und Unsicherheit in der Darstellung, große Lücken in meinem positiven Wissen — für denjenigen, der Ernst und Interesse mitbringt, ausgeglichen durch eine gewisse Lebendigkeit und den juristischen Geist, der mich beseelt und unvermerkt auch auf die Zuhörer übergeht — ich würde meinen Vortrag für einen durchaus schlechten bezeichnen müssen. Wer mich beruft, spielt Lotterie! Halten die Studenten sich an die Mängel meines Vortrags, wie das nach Verschiedenheit des Terrains sehr wohl möglich sein würde (z. B. in Berlin), so hat er verloren, halten sie sich mehr an die Vorzüge, so hat er gewonnen. In diese Gefahr darf ich Dich aber nicht bringen. Die Tübinger würden von vornherein, schon weil Du mich berufen, weil ich Dein Freund bin, scharfe Augen und Ohren für mich mitbringen, und machte ich Fiasko, so trügest Du die Schuld! Diese Rücksicht ist — ehrlich und aufrichtig — der einzige Grund, warum ich einem Ruf nach Tübingen nicht folgen würde, und die auch durch alle Deine Beteuerungen vom Ungrunde derselben nicht beseitigt werden würde. Denn sonst bietet mir Gießen nichts, was ich nicht auch in Tübingen haben könnte, wenn man mir sonst einen gleichen Gehalt hätte bewilligen wollen — andererseits aber mehr als alles, was ich hier habe — Dich. Ich habe jetzt bereits mehrfache Beispiele davon erlebt, daß Professoren, die auf einer Universität Glück, auf der anderen Fiasko machten, und ich bin gerade meiner ganzen Natur nach ein Mensch und ein Dozent, über den, je nachdem man ihn von dieser

oder jener Seite ansehen will, das Urteil gerade entgegengesetzt lauten kann. Die Erkenntnis davon würde mich auch bei jedem anderen Ruf ängstlich und bedenklich machen. Mit Bangen würde ich an einer neuen Universität meine Professur antreten, mit ängstlichster Spannung dem Urteil des Studentenpublikums entgegensehen, aber Tübingen und Dich darf ich nicht zum Gegenstand eines solchen Experimentes machen. Es will mich, um an das Bisherige anzuknüpfen, überhaupt bedünken, als hätte mein ehemaliger, frischer Jugendmut mich verlassen. Wie bin ich herabgestimmt in meinen Plänen, Hoffnungen und Erwartungen, wie ist das Ideal, das ich einst von meinem Buch im Herzen trug, zusammengeschrumpft — ein Titane, der sich den Kopf eingestoßen und erst dadurch innegeworden, daß der Himmel sehr, sehr hoch über ihm ist! O, mein lieber Freund, seitdem ich erfahre, daß, je weiter ich in meinem Buch vorrücke, je Besseres ich zu leisten vermeine, die Stimmen derer, die den Mut haben, ich will nicht sagen, sich zu mir zu bekennen, sondern nur mich zu zitieren, immer seltener werden, seitdem ist es mir oft zu Sinne, als wäre mein großer geistiger Bau, an dem ich arbeite, und auf den ich so stolz war, in die Luft gebaut — mein ganzes Reich ein Zauberschloß, das meine Phantasie sich geschaffen, und an dem nur noch einige gute Freunde außer mir ihre Freude haben. Könnte ich Dir brieflich alle die kleinen Zeichen und Symptome vorlegen, nach denen ich mir selbst den Kurs meines Geistes bestimme, Du würdest mir entgegnen: kehre dich nicht an das Urteil der Philister — aber meinen Kurszettel selbst würdest Du gelten lassen. Du hörst die nachteiligen Urteile über mich nicht, weil man Dein Verhältnis zu mir kennt — würdest Du es, so würdest Du hören: ein geistreiches Buch, der Geist, aber für die Jugend höchst gefährlich — blendende Ungründlichkeit! Und gerade, daß man im allgemeinen die Jugend vor mir warnt, also

gerade das Publikum, das ich gewinnen und begeistern wollte — das bekümmert mich unendlich. Und doch sehe ich es hier vor der eigenen Tür. Ich glaube kaum, daß 6 Studenten hier sind, die mein Buch besitzen. — Das ganze vorige Semester hindurch stand ein Exemplar am Schaufenster des Antiquars, ohne daß sich ein Käufer gefunden hätte — und wenn das hier geschieht, wo freilich ich selbst mein Buch nicht empfehle, kaum hier und da anführe — was soll anderwärts geschehen? . . . Der Grund meiner Betrübnis über diese Erscheinung liegt nicht etwa bloß in der Empfindlichkeit meines Ehrgeizes, sondern namentlich und vor allem auch darin, daß sie mich in meinem Urteil über mich selbst irremacht. Gehöre ich nicht auch zu der großen Zahl von Leuten, die sich über ihre Leistungen Illusionen machen, die vor dem Auge, mit dem sie letztere betrachten, ein Vergrößerungsglas sitzen haben? Es wäre mir das bitterste von allem, mir das eingestehen zu müssen, denn ich habe bisher immer geglaubt, daß ich über meine eigenen Leistungen, soweit das überhaupt möglich, ein ziemlich unbefangenes Urteil habe. Dein Urteil, mein teurer Freund, würde mir ein höchst gewichtiger Halt sein, wenn ich nicht wüßte, daß dasselbe Glas, durch das der Verfasser sieht, häufig auch dem Freunde vor dem Auge sitzt. In der Gemütsstimmung, deren Ausdruck Du hier vor Dir hast, befinde ich mich jetzt seit mehreren Monaten. Sollte sie anhalten, so ist es um die Fortsetzung meines Buches geschehen, und würde ich meine ganze Tätigkeit auf die Jahrbücher werfen, denn an meinem Buche kann ich einmal nur in gehobener Stimmung arbeiten, und wie weit die eben geschilderte von einer solchen entfernt ist, brauche ich nicht zu sagen. Im Februar werde ich aber jedenfalls einen Versuch machen, vielleicht stellt sich während der Arbeit die erforderliche Stimmung ein, unter allen Umständen werde ich mir nicht so leicht nachgeben und den Glauben an meine literar-

historische Mission möglichst in mir zu erhalten suchen. Meine Vorrede ist in einem ganz anderen Ton geschrieben als diese meine Herzensergießung. Wer sollte nicht glauben, daß ich mich voller Mut und Siegesgewißheit fühlte? Dem Publikum gegenüber werde ich immer diesen zuversichtlichen Ton beizubehalten suchen — es ist ja noch das einzige Mittel, um zu verhindern, daß man mich unter die Füße bekommt. Fühlte ich wirklich jene Siegesgewißheit in mir, die ich dort zur Schau trage, ich hätte jene Vorrede gar nicht geschrieben, vielmehr der Angriffe gespottet. Entschuldige, mein lieber Freund, daß ich Dich so viel von mir selbst unterhalte, wes das Herz voll ist, geht der Mund über, und mündlich sollte es mir ja diesmal nicht zuteil werden, Dir mein Herz auszuschütten. Ich hoffe aber stark, daß Du mich um Ostern besuchst. Jährlich sollten wir uns doch wenigstens einmal sehen — wie lange ist es noch, daß wir uns haben? Dir als Kanzler wünsche ich zum neuen Jahre, daß die Berufung von Bruns gelingen möge. Meiner festen Überzeugung fahrt Ihr ganz vortrefflich mit ihm, ich würde bei etwaigen Berufungsaussichten für mich keinen Konkurrenten so scheuen als ihn. Von meinen Koätanen halte ich ihn und Wetzell für die gediegensten — in dieser Hinsicht mir weit überlegen. Daß Mommsen, den ich sonst so hoch stelle, ein guter Dozent ist, war mir ganz neu, früher hatte ich öfter das Gegenteil gehört. Mit bestem Gruß an Deine Frau

Dein

R. Jhering.

35.

An K. F. von Gerber.

Kiel, 30. August 1859.

Mein lieber Freund!

Kennst Du jenen Zustand, in dem man vor lauter Zeit nicht die Zeit zu einem Briefe finden kann? Dann weißt Du den Grund, warum ich Dir bisher nicht geschrieben. In jenen Momenten der stillen Selbstbetrachtung und Einkehr in sich selbst, welche selbst bei einem derartigen Leben sich hie und da einstellen, rufe ich mir oft staunend zu: Und dieser Bummler bist Du selbst, Du, der früher mit Viertelstunden geizte, und der hier Tage und Wochen verträumt gleich dem ärgsten Tagediebe? Ob es Wochen sind oder Tage, seitdem ich mit dem Entschluß umgehe, Dir zu schreiben und Dir für Deinen Brief zu danken, der mir hier der erste Gruß von außerhalb war, ich weiß es nicht, denn das Zeitbewußtsein ist bei mir sehr schwach geworden. Mit rapider Schnelligkeit fliegen die Tage dahin, einer ist wie der andere, und der ganze Tag ist so besetzt und in Anspruch genommen, daß ich wirklich kaum begreife, wie ich heute ausnahmsweise einige Momente für Dich habe erübrigen können. An dem Tage, den ich in meinem letzten Briefe angegeben, reiste ich ab, meine beiden Jungens mit mir, blieb den Mittag und die Nacht in Göttingen bei Hanssen, die folgende Nacht in Hamburg und traf am dritten Tage in Schleswig ein. Eine Woche lang hielt ich mich hier auf und reiste dann allein nach Kiel, während meine Frau mit zwei Kindern ihren in der Gegend von Flensburg ansässigen Bruder besuchte und erst nach 2 Wochen hier mit mir zusammentraf. Mein hiesiges Leben ist — abgesehen davon, daß ich nicht mit meiner Frau zusammen lebe — höchst behaglich, Roth hat

mir eines von seinen Arbeitszimmern und ein besonderes Schlafzimmer eingeräumt, und ich führe eine Existenz, ganz als ob ich in meinem eigenen Hause wohnte. Nachdem wir uns des Morgens begrüßt, zieht jeder sich zurück, und wir sehen uns oft den ganzen Tag nicht wieder. Ich esse zu Mittag, wann und wo es mir gefällt, bald da, wo er ißt, bald wo anders, mache Touren und Spaziergänge auf eigene Hand — kurz, keiner bekümmert sich um den anderen und lebt ganz so, als ob der andere gar nicht existierte. Es ist dies auch in der Tat die einzige Weise, um längere Zeit bei jemandem zu logieren, und daher gleich bei seiner Einladung von mir zur Bedingung gemacht. Bevor meine Frau kam, pflegte ich den Morgen bis 1 Uhr zur Lektüre zu verwenden (nachdem ich nämlich mit meinen Besuchen fertig geworden war), dann zu baden und um 2½ zu Mittag zu essen. Jetzt habe ich schon des Morgens um 8 Uhr meine Frau zum Bade abzuholen, und von meinem Morgen bleibt mir mitunter kaum eine halbe Stunde übrig. Meine schönen Vorsätze von Ausarbeitung einiger Abhandlungen sind ganz zu Wasser geworden, die alte Geschichte! dagegen habe ich hier doch allerdings in der ersten Zeit ziemlich viel gelesen, z. B. Girtanner Stipulation (worüber ich mit Dir einverstanden bin), Helfferich Westgotenrecht, Maurer isländisches Recht, u. a. Roths Bibliothek ist außerordentlich vollständig, und der größte Teil derselben steht in meinem Arbeitszimmer, so daß ich nur zuzugreifen brauche und die beste Gelegenheit habe, meine Bücherkenntnis zu vermehren. Augenblicklich habe ich sein Benefizialwesen vorgenommen — eigentlich mehr aus Rücksicht gegen ihn als aus eigenem Interesse. Daß das gesellige Leben mich recht in Anspruch nimmt, wirst Du Dir selbst sagen können. Glücklicherweise ist eine Reihe von Personen, von denen ich sonst wohl Einladungen zu erwarten gehabt hätte, verreist, und außerdem ist ja der Sommer zu

eigentlichen Gastereien nicht recht geeignet — sonst würde ich wahrscheinlich schon das Feld geräumt haben. Denn zuviel von diesem Artikel ist mein Tod. In der ersten Woche meines Hierseins traf es sich, daß ich 4 Mittage, bezw. Abende, hintereinander in Tätigkeit war, und ich war so übersättigt, daß ich, wenn ich nicht auf meine Frau hätte warten müssen, imstande gewesen wäre, mich durch Flucht ferneren Einladungen zu entziehen. Jetzt hat sich die Sache gemacht, und auf einen Gesellschaftstag kommen regelmäßig ein bis zwei Ruhetage, für meine Frau noch mehr, da sie mit dem ärztlichen Gebot, sich zu schonen, sich gegen das Übermaß der Geselligkeit schützen kann. An unseren Ruhetagen machen wir — in der Regel in Gesellschaft von Neuners — Land- oder Wasserpartien und sind des Abends beizeiten wieder zu Hause. Das Befinden meiner Frau ist gottlob ein ganz befriedigendes, und die Bäder scheinen ihr recht wohlzutun — von mir brauche ich wohl nicht zu reden, der ganze Ton dieses Briefes wird Dir sagen, daß es mir gut geht. In der Tat — wie ich Dir das letztemal schrieb: nicht am Geiste gearbeitet, und ich befinde mich wohl, selbst wenn ich nicht zum mäßigsten lebe. Wie wird das werden, wenn ich erst wieder am „Geist" sitze, ich kann mir gar nicht denken, daß ich je wieder die nötige Energie dazu finden werde, und doch fühle ich mitunter ein gewisses Heimweh nach meinem Arbeitszimmer, ein Verlangen nach den Qualen, die mir der Geist bereitet. Mehr und mehr überzeuge ich mich davon, daß es mir bei meiner ganzen Natur unentbehrlich ist, es lebt in mir immer noch etwas von wilder Kraft, das sich in dem gewöhnlichen Stilleben nicht befriedigt fühlen würde, ein Verlangen nach Abenteuern, Extravaganzen aller Art — und der „Geist" ist in der Tat das einzige Mittel, um mich zu zähmen, das Objekt, an dem sich diese Kraft in würdiger Weise abarbeiten kann. Was sich in ihm als Hypothesen

und Konstruktionen usw. sittsam abgelagert hat, wäre sonst in anderer Form als Exzeß aus mir herausgegangen. Das habe ich, wie früher in dem mäßigen Badeleben, auch jetzt wieder deutlich gefühlt. Jedesmal, wenn ich längere Zeit hindurch die ernste Arbeit, welche meinen ganzen Menschen in Anspruch nimmt, ausgesetzt habe, regt sich in mir ein unbestimmtes Verlangen, die Bahnen des geregelten Lebens zu verlassen, zu toben und zu extravagieren wie ein wilder Bursche. Es wird Zeit für mich, daß ich wieder in den Stall komme! Müßte ich nicht meiner Frau wegen, welche erst hier ihre Badekur begonnen hat, noch einige Zeit bleiben, ich wäre längst abgereist, länger aber als bis zur 2. Woche des September halte ich es nicht aus. Mitte September erhältst Du jedenfalls Nachricht von mir aus Gießen.

Seit mehreren Tagen liegt dieser Brieftorso und wartet auf Vollendung, zum Überfluß sind sogar noch Verwandte meiner Frau aus Hamburg gekommen, und jetzt geht es den ganzen Tag in Saus und Braus. Nächsten Sonntag reisen wir nach Schleswig zurück und den darauffolgenden Sonnabend nach Gießen. Von dort mehr! Ich habe Dir neulich einige Aale von Schleswig zukommen lassen, ich weiß nicht, ob Du sie gerne ißt. Ich selbst bin ein so enthusiastischer Verehrer derselben, daß ich auch anderen Leuten den Geschmack dafür zutraue.

Mit den besten Grüßen

Dein R. Jhering.

36.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 14. September 1859.

Lieber Vater!

Allerdings nicht mein Vater, aber doch Vater — wenn auch nicht oder noch nicht von einem Sohn, so doch von einer Tochter. Meine Prophezeiung ist also richtig in Erfüllung gegangen: Tit. de sponsalibus, de ritu nuptiarum und de liberis agnoscendis et alendis. Und das alles in einem Jahre! Jetzt ist es ja kaum ein Jahr, wo Du der Welt — die ja freilich in Dein Herz keinen Blick frei hatte, obgleich sie Deinen Hang zur Einsamkeit richtig deutete — wo Du also der Welt noch als ein beklagenswerter Weiberfeind erschienst — und jetzt bereits glücklicher Vater! Dein Brief, der mir nach Schleswig-Holstein nachgelaufen und mich dort verfehlte, um erst gestern hier in meine Hände zu gelangen, brachte mir nicht die erste Kunde dieses frohen Ereignisses, ich vernahm sie vielmehr zuerst aus dem Munde von meinem Freunde, dem Theologen Baur, der sie in der Augsburger Zeitung gelesen hatte und sie mir bei meinem ersten Besuch sofort mitteilte —, er setzte mit Recht voraus, daß sie mich sehr interessieren würde. Daß Du, mein lieber Freund, mir bei dieser Gelegenheit, wo es nach allen Seiten so viel zu korrespondieren gibt, eine eigene Nachricht hast zukommen lassen, rechne ich Dir hoch an, und Dein Brief ist auch einer der ersten, den ich nach meiner Zurückkunft beantworte. Ich weiß, wie sehr das eheliche Glück durch den Besitz von Kindern gesteigert wird, und ich müßte Dich gar nicht kennen, um nicht zu wissen, eine wie große Empfänglichkeit gerade Du für dieses Glück besitzen wirst. Ich kann mir Dich recht lebhaft denken, wie Du mit dem Wickelkindchen

auf dem Arm im Zimmer auf und ab gehen wirst. Möge der Himmel Dir Dein Glück erhalten und mehren und vor allem der Mutter bald wieder zum erwünschten Wohlsein verhelfen — das ist mein aufrichtigster Wunsch.

Wenn Du in Deiner freudigen Aufregung noch einen Sinn für andere Leute hast, so will ich noch ein Stündchen mit Dir verplaudern. Ich habe es ja lange nicht getan — obgleich Dein Name bereits seit geraumer Zeit auf meiner Korrespondenzliste steht. Einen rechten Grund dafür wüßte ich nicht anzuführen, wenn Du nicht etwa den als solchen gelten läßt, daß ich im letzten halben Jahr wenig getan habe. Es ist eine bekannte Sache, daß man um so fauler wird, je weniger man zu tun hat. Vorlesungen hatte ich gar nicht zu halten, denn zu dem von mir angekündigten einzigen Kolleg, den Institutionen, fanden sich nur zwei Leute — was teils in der Abnahme des Studiums der Jurisprudenz, teils in einer Veränderung in unseren Gymnasialeinrichtungen seinen Grund hatte. Darüber hätte ich mich leicht getröstet, wenn nicht allerhand sonstige Amtsgeschäfte mir den größten Teil der Zeit geraubt hätten — namentlich Spruchsachen, die ich im letzten Semester fast allein übernommen hatte. Für Schriftstellerei ist mir daher wenig Zeit übriggeblieben, ich habe kaum zwei §§ von meinem Buch fertiggebracht.

Der Brief hat zwei Tage gelegen, und inzwischen habe ich das zweite Heft erhalten, worin mir namentlich Deine Anzeige von Leist aufgefallen ist. Du hast das Unhaltbare seiner ganzen Auffassung mit wenig Worten schlagend nachgewiesen und ihn doch so schonend behandelt, als nur irgend möglich ist. Wenn man ihn mit weniger Schonung behandeln wollte, wie manches könnte man noch hervorheben, vor allem die affektierte philosophische Phraseologie, hinter der sich oft die plattesten Gedanken verbergen, z. B. der an Fichte erinnern

sollende Gebrauch des „Ich“ und „Nicht“ — „Ich“ oder „Du“, die Analyse der Rechtsverhältnisse eines Robinson, des Handelsverkehrs zwischen Indianern und Europäern. Auf seinen Angriff gegen mich werde ich ihm gar nicht den Gefallen tun zu antworten; das Schweigen, das unsere Literatur über seine neue Methode beobachtet, soll von mir nicht gebrochen werden, es ist die schlimmste Kritik und Strafe für ihn. Wie der gute Mann übrigens dazu kommt, die Theorie der juristischen Methode, die ich in der Technik entwickle, als eine von mir erst ins Leben zu rufende hinzustellen, ist mir wahrhaft unbegreiflich. Ich habe doch, wie ich meine, deutlich genug gesagt, daß ich diese Methode aus einer Betrachtung der Art und Weise, wie die römischen und die Juristen überhaupt operieren, gewonnen habe, sie also nicht als meine Methode, mit der ich ihm Konkurrenz machen wollte, hingestellt, sondern als die, welche jeder ordentliche Jurist verwendet. Ich kann mir in der Tat dies Mißverständnis nur deuten als ein absichtliches — hervorgegangen aus dem Wunsch, durch einen literarischen Streit mit mir mehr von sich sprechen zu machen, als sonst geschieht. Da soll er sich übrigens verrechnet haben! Es ist dieser vom Zaun gebrochene Angriff gegen mich um so unverzeihlicher, als wir von Rostock her befreundet sind, uns sogar duzen, und ich selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben habe. Vielleicht ist aber eben das der Grund, er hat wahrscheinlich erwartet, daß ich in der „Technik“ von seiner Methode Notiz nehmen sollte, obgleich ich gar nicht weiß, wie ich dies hätte anfangen sollen, da sein „Naturstudium“ mit der technischen Gestaltung des Rechtsstoffes, auf die es mir allein ankam, nichts zu tun hat. Übrigens habe ich darum keinen Groll auf ihn geworfen und würde ein persönliches Zusammentreffen mit ihm in keiner Weise scheuen — ich betrachte ihn als einen mit einer fixen Idee be-

hafteten, im übrigen achtbaren Menschen, dem man nach der Seite, wo es bei ihm rappelt, manches zugute halten muß. Beiläufig: bei meiner Ankunft in Gießen trat aus einem andern Kupee Schmidt v. Ilmenau heraus, den ich vor zwei Jahren, nachdem er seinen Angriff gegen mich losgelassen, trotzdem besucht hatte, indem ich selbst über letzteren scherzte und die Hoffnung aussprach, daß er meine Erwiderung mit demselben Gleichmut aufnehmen möge. Ich redete ihn an — allein welches Gesicht bekam ich zu sehen! So geht es einem! Die Herren glauben, wenn sie mich prügeln, sei es ganz in der Ordnung, dagegen wenn ich ihnen wiederum eins versetze, so sind sie gewaltig irritiert!

Zu Deinem Brief vom März, den ich vor mir habe, will ich doch noch nachträglich bemerken, daß ich mich über Dein anerkennendes Urteil in bezug auf mein Buch unendlich gefreut habe. Deine Ansicht über die materielle Natur der Begründung der Obligalien im älteren Recht ist auch ganz die meine, Du wirst in der „Theorie des Willens", wohin ich sie von Anfang an verlegt hatte, eine ausführliche Darstellung derselben finden —, möchtest Du auch hier im wesentlichen mit mir einverstanden sein! — Bei einer etwaigen zweiten Auflage werde ich bei den Legisaktionen auch Deine Ansicht in der Schrift contra Muther berücksichtigen, im dritten System bei Gelegenheit der Auflösung des Aktionensystems werde ich ohnehin Gelegenheit haben, auf Dich einzugehen — und ich hoffe, Du wirst Dich über unser Zusammentreffen freuen. Wann, wann werde ich aber daran kommen?? Ich habe noch gar zu viele und darunter manche, wie ich glaube, schöne Sachen. Es wäre greulich, wenn ich darüber wegsterben müßte — ich könnte mich bei dem Gedanken im Grabe herumdrehen! Der Gedanke kommt mir oft, ohne daß übrigens mein Gesundheitszustand mir jetzt dazu Veranlassung gibt. Augenblicklich arbeite ich für meine Zeitschrift (gib mir

doch auch einmal etwas, ich liefere dann auch etwas für Dich), dann gehe ich an den Geist. Über Delbrücks Beförderung habe ich mich sehr gefreut.

Mit den herzlichsten Grüßen von meiner Frau und mir an Dich und die Wöchnerin

Dein
R. Jhering.

37.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 15. August 1860. 15. August 1860.
15. August 1860.

Teurer Gönner und Freund!

Damit Du Dich nicht wieder hinter ein fehlendes Datum zurückziehst, so setze ich Dir das Datum des jetzigen Briefes dreimal hin. Das Datum zu vergessen ist nicht so schlimm, als die Adresse, was mir einmal bei einer Einlage in einem anderen Brief passiert ist — ein Brief in personam incertam.

Ich schreibe Dir diesmal nach Basel, weil Du Deinem Plane nach jetzt bereits dort sein mußt. Wie gern würde ich dort einige ruhige Tage mit Dir verleben, namentlich auch, um Deine Frau näher kennen zu lernen — während der eigentlichen Jubelzeit wird dies ja gar nicht möglich sein. Um wenigstens einige Stunden zu dem Zweck zu gewinnen, werde ich bereits am 4. September (wahrscheinlich erst abends) eintreffen und mich den 5. bis abends ganz Dir und Deiner Frau widmen. Ich logiere bei Fitting, von dem ich in diesen Tagen eine Einladung erhalten habe. Leider kann ich meine Frau nicht mitbringen, da ich sie nicht unterbringen kann. Im Wirtshause — selbst wenn ich dieses ihretwegen dem Privatlogis vorziehen wollte — würde sie drei Tage ganz

allein sitzen können und ihren Mann nur um Mitternacht zu sehen oder zu hören bekommen. Es tut mir ihretwegen namentlich darum so sehr leid, weil sie gar zu gern die Frau Windscheid hätte kennen lernen.

Auf die Tage in Basel freue ich mich sehr, sie versprechen höchst genußreich zu werden — Bekannte aus allen Teilen Deutschlands — Festjubel — Baseler Kirschwasser, Leckerli und andere Delikatessen usw. usw. Meine Frau meint, ich solle nur gleich von Basel (statt in die Schweiz, wie ich bei gutem Wetter beabsichtige) nach Kissingen oder Homburg gehen, und ich fürchte, sie wird recht behalten, sintemalen ich von Basel noch nach Berlin gehe, wo ich mich auch nicht bloß von Wasser und Brot nähren werde.

Über Brinz' Rezension lautet mein Urteil — und das aller, welche ich darüber gehört — ganz wie das Deine, er hat sich selber mehr damit kritisiert als mich, und eine innere Stimme sagt mir, daß ich eine solche Art der Beurteilung nicht zu fürchten brauche. So habe ich mich denn darüber nicht im mindesten gegrämt. Wenn der Verfasser selbst ein Urteil über sein Buch hat, so ist meiner Meinung nach die allgemeine Theorie der Technik das Bedeutendste im ganzen Buch — hier fehlte es mir an aller Vorarbeit, und danach bestimme ich den Wert einer Leistung. Auf Deine Pandekten bin ich im höchsten Grade gespannt — schade, daß ich nicht in München bei Dir bin, damit Du mir einiges daraus mitteilen könntest. Aber manches wird sich doch auch mündlich verhandeln lassen.

So viel für heute, alles andere mündlich!

Mit den besten Empfehlungen von und an

Dein

R. Jhering.

38.

An Heinr. Hermann Fitting.

Gießen, 25. Oktober 1860.

Mein lieber Kollege und Wirt!

Was denken Sie und Ihre Frau Gemahlin von einem so undankbaren Subjekt, das seit 6 Wochen noch nichts von sich hat hören lassen? Sicherlich werden Sie nicht denken, daß ich mich der schönen Tage bei Ihnen nicht mit Freude erinnere[1], und daß dieser Erinnerung das damit notwendig verknüpfte Gefühl des Dankes gegen Sie fehlen könnte — sondern Sie werden den richtigen Grund erraten haben: Unlust zum Schreiben. Diese Unlust hatte diesmal eine ganz besondere Berechtigung, die Sie hoffentlich als solche anerkennen werden. Seit Monaten hatte ich der Arbeit den Rücken kehren müssen (wenigstens nenne ich das Vorlesungen halten nicht Arbeit), von Anfang Juli an bis zu meiner Rückkehr von Ihnen in einem wahren Schwarm von Zerstreuungen und Vergnügungen aller Art gesteckt, keinen einzigen ruhigen Tag gehabt. Als ich nun von Basel zurückkam, empfand ich in dem Maße das Bedürfnis einer Einkehr in mich selbst, einer nicht bloß physischen, sondern auch geistigen Isolierung, daß ich mir vornahm, meine ganze Korrespondenz einige Zeit zu sistieren — Sie werden es mir nicht verargen, daß ich auch Sie unter diesem Entschluß habe leiden lassen, und daß ich erst jetzt nachhole, was sonst mein Herz mich gedrängt hätte sofort zu tun, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin für die ungemein liebenswürdige und freundliche Aufnahme meinen herzlichsten, besten Dank zu sagen. Der Auf-

[1] Jhering war bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität Basel mehrere Tage Gast des Fittingschen Hauses.

enthalt in Ihrem Hause hat mir während der unruhigen Zeit eine Art Heimat, Häuslichkeit gegeben, und der Genuß des Jubiläums ist mir dadurch wesentlich erhöht worden. Es waren wirklich recht interessante, erfrischende Tage, trotz Basel! — ungleich andere, als ich sie bei meinem früheren Aufenthalt dort je verlebt habe, denn vergebens strenge ich mein Gedächtnis an, um in meiner früheren Baseler Vergangenheit einige gelungene Tage zu finden. Aber alle 100 Jahre kann man es in Basel schon aushalten! Sosehr es mich in Ihrem Interesse freut, daß Sie sich mit Basel gefunden haben, so sehr hege ich doch andererseits den Wunsch, daß ein gütiges Geschick Sie bald an eine andere Universität führen möge, wo Sie nicht mehr nötig haben, sich daran erinnern zu lassen, daß Sie nicht zur akademischen Zunft gehören.

Meinen Entschluß, statt in die Schweiz nach Gießen zu gehen, habe ich seinerzeit nicht bereut, denn das schlechte Wetter hielt noch längere Zeit an. Meiner Frau und den Kindern kam ich sehr überraschend, denn der russische Professor, der wenig Stunden vor mir eingetroffen war, teilte ihnen gerade mit, daß sie mich sobald noch nicht würden erwarten können. Die Ruhe und Stille des häuslichen Lebens war mir recht wohltuend, ich habe wahrhaft darin geschwelgt; daß ich nicht ganz darin unterging, daran verhinderten mich Besuche von durchreisenden Kollegen, die sich bis Ende September fortsetzten. Leider ist es mir mit dem „Geist" nicht so von der Hand gegangen, wie ich erwartet hatte, mein Befinden ließ öfter einiges zu wünschen — die notwendige Folge der aufregenden Zeit und der vielfachen gastronomischen und vino- oder rinologischen Studien, die ich hinter mir liegen hatte. In den Vollbesitz meiner Kräfte werde ich erst mit Anfang meiner Vorlesungen kommen — ich kenne das aus langjähriger Erfahrung.

Ihr Jubiläumsprogramm kann sich neben den anderen sehen lassen. Das Thema ist zwar für Laien ohne Interesse, allein der Jurist fühlt sich Ihnen für Ihre sorgfältigen und gediegenen Untersuchungen sehr zu Dank verpflichtet, da dieselben ihm eine Lücke ausfüllen, deren er sich bei der mitunter sehr einflußreichen Altersbestimmung der Schriften römischer Juristen nicht selten bewußt geworden ist. Ihre Dissertation habe ich ebenfalls gelesen, sie war mir ebenso interessant des Gegenstandes als des Verfassers wegen; Ihr Streben nach selbständigem Denken und Unabhängigkeit von gangbaren Vorstellungen spricht sich darin schon in ganz bemerkbarer Weise aus und bewährt mir die bekannte Erfahrung, daß man den Keim des zukünftigen Schriftstellers schon in dem ersten, was er schreibt, nachweisen kann. Mit Spannung erwarte ich Ihr pecatum castrense; wenn Sie damit fertig sind, denken Sie an Ihr Versprechen für die Jahrbücher.

Nun noch eine Bitte! Geben Sie mir doch einmal Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß ich es nicht bloß verstehe Gast, sondern auch Wirt zu sein. Wenn Sie wieder einmal in unsere Nähe kommen, so machen Sie mir das Vergnügen, einige Tage bei mir zu logieren — nicht sowohl um mir Gelegenheit zu geben, meinen Dank abzutragen, denn ich will gern Ihr Schuldner bleiben, sondern um unseren Verkehr weiter fortzusetzen. Ihrer Frau Gemahlin bitte ich nochmals meinen besten Dank zu sagen, bei beiden aber bittet um ein freundliches Andenken

Ihr ergebenster

R. Jhering.

39.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 22. Dezember 1860.

Teuerster!

Dankbarkeit ist ein Bedürfnis edler Seelen, Undankbarkeit das Kennzeichen der Gemeinheit, oder, wie der weise Menu ebenso schön als wahr sagt: „der gute Boden gibt vielfältig zurück, was er empfangen, aber der schlechte behält es bei sich, jenen schmücken Ananas, Hapapas, Rapapas (kostbare indianische Früchte), dieser aber trägt Unkraut und Brennnesseln.“ Diese Worte des indischen Weisen haben von jeher tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich habe mich, wie so mancher anderen Tugend, auch der der Dankbarkeit zu befleißigen gesucht. Wer hätte mir so sehr Anlaß zu derselben gegeben als Du? Die Freundschaft, sagt Menu, und die Liebe sind die höchsten aller Güter, denn sie schließen alle anderen ein, und eins von diesen beiden Gütern hast Du mir geschenkt. Aber nicht dieses Gut ist es, wofür ich Dir jetzt meinen Dank darbringen will, dasselbe gehört vielmehr zu jenen, welche nach Menu die Freundschaft in sich schließt — Schnee- oder Birkhühner nennen sie die Leute. Edelster, Zartfühlendster! — es wäre ordinär gewesen, Dir so früh meinen Dank zu beweisen, daß der Verdacht hätte entstehen können, ich sträubte mich dagegen, eine Freundlichkeit von Dir entgegenzunehmen; ich habe mich also bislang gar nicht gerührt, sondern mich darauf beschränkt, meinen Dank in einem feinen und sinnigen Herzen so lange mit mir herumzutragen, bis sich eine Gelegenheit fand, ihn in einem Stücke Hamburger Rauchfleisch, wie jetzt geschieht, auszubrüten. Dasselbe ist nämlich ein Zwillingsbruder von demjenigen, welches meine Frau mir — natürlich ohne daß ich das geringste davon weiß — zu

Weihnachten bescheren wird, und der Gedanke hat für mich etwas Erhebendes, daß wir zu gleicher Zeit — wenn auch leider nicht an demselben Ort — von demselben Ochsen essen werden! Begegnen wir uns in so manchen Dingen, so wollen wir auch diesen Einigungspunkt nicht verschmähen. Gern freilich hätte ich einen edleren gastronomischen Einigungspunkt gesucht, gern hätte auch ich mich, wie Du, zu so aristokratischen Tieren, wie Schneehühnern usw. erhoben, statt zu dem spießbürgerlichen Rindvieh hinabzusteigen; aber jeder von uns muß sich bei seiner Wahl durch seine eigenen individuellen Beziehungen bestimmen lassen, und die meinigen weisen mich statt auf die Alpen auf die Niederungen meiner Heimat, und das Beste, was auf ihnen gedeiht, ist bekanntlich das Rindvieh. Von jeher habe ich dasselbe nicht bloß mit entschiedener Vorliebe umfaßt, sondern mit wahrem Stolz als meinen Landsmann betrachtet, und ich erinnere mich noch deutlich, wie mir als Knaben das Herz schwellte, wenn ich von meinem Vaterlande, das sonst in der Geographie und in Reisebeschreibungen so kurz bedacht ward, mit besonderer Anerkennung des Rindviehs gedacht fand. Dann konnte ich ins Weite eilen und dieses Urteil durch Autopsie erprobend freudig ausrufen: auch wir Ostfriesen haben etwas, worauf wir stolz sein können, so gut wie die dritte deutsche Großmacht auf das Bier.

Erlaube mir jetzt, von meinem Landsmann auf mich selber überzugehen.

Inzwischen ist die Sonne einige Male auf- und untergegangen (obwohl wir dies hier nicht mit angesehen haben, denn schon seit Wochen läßt die Sonne sich nicht mehr blicken), und ich setze den Brief fort, weniger aus freiem Antriebe, als aus Pflichtgefühl, sintemalen er, wenn das Rindfleisch ihn nicht überholen soll, heute expediert werden muß. Wenn ich Dir nun sage, daß ich ihn bei hellem Tageslicht fortsetze,

während der Anfang des Abends spät bei Lampenschein geschrieben ward, so wird der Unterschied im Ton Dir begreiflich erscheinen. Des Morgens pflegt ein anständiger Mensch keinen Grog oder Punsch (wenigstens keinen warmen) zu trinken, und ebensowenig allerhand Unsinn zu machen. Also von jetzt an hübsch anständig und gesetzt!

Unser Zusammensein in Basel war mir leider zu kurz und zu unruhig, ich hätte Dich und Deine Frau gern einige Tage allein genossen, während ich damals mit zu vielen teilen mußte. Jedenfalls aber hat dasselbe vollkommen ausgereicht, um auch rücksichtlich Deiner Frau dasselbe Bedauern in mir hervorzurufen, das ich in bezug auf Dich empfinde, daß wir nämlich zu weit entfernt sind, um uns öfter einmal sehen zu können, sowie andererseits, um mir die Überzeugung zu gewähren, daß Du es nicht zu bedauern brauchst, so lange ledig geblieben zu sein, bis Dein Glücksstern Dir diese Frau zuführte. Mögest Du mit ihr noch die goldene Hochzeit feiern!

Mein Geh. Justizrat hat mir ungeheuren Spaß gemacht (das ist allein der rechte Ausdruck), ich habe mich samt meiner Frau halbtot lachen wollen über die Idee, mich zum Geh. J.-R. zu machen, und außer mir haben gewiß noch viele andere gelacht. Es sollte eine Belohnung sein dafür, daß ich den Ruf oder richtiger die Anfrage nach Leiden abgelehnt hatte. Viel mehr Freude hat mir neulich ein Brief aus München gemacht, nämlich von Sybel, der mich auffordert, die Geschichte der Jurisprudenz zu übernehmen. Bei Deinem mir sehr wohl bekannten Verhältnis zu Sybel vermute ich, daß Du dahintersteckst, denn wenn auch nicht Sybel allein die Auswahl der Leute zu bestimmen hat, so hat er doch jedenfalls eine wichtige Stimme, und ich vermute, daß er sich vorher einmal mit Dir beredet hat. Wenn Du ihn sprichst, kannst Du das Nähere über meine Antwort vernehmen. Der Geist muß erst fertig sein; im nächsten Jahr kommt

hoffentlich Bd. 3, im Jahre 1864 Bd. 4 und 1866 die Geschichte der neuen deutschen Jurisprudenz (über welche ich bereits vor 16 Jahren gelesen und Studien gemacht habe). Deine beiden Fragezeichen über den Geist habe ich verstanden; zur Antwort diene, daß bereits etliche Bogen ausgearbeitet sind, und daß ich in nicht gar langer Zeit mit dem Druck beginnen werde. Eine nichtswürdige Abhandlung für die Jahrbücher hat mich in dieser Zeit vom Geist ferngehalten, aber von Neujahr an will ich nichts anderes treiben als Geist, Geist, Geist. Daß Herr Vischer mein Buch zur Hand genommen, hat mich sehr gefreut; ich sage ja immer: ein Buch für gebildete Laien (darum lesen es manche ungebildete Juristen eben nicht).

An dem Fortgange Deiner Pandekten nehme ich den lebhaftesten Anteil. Der allgemeine Teil in zwei Jahren ist immerhin ganz anständig gearbeitet, wenn man, wie Du, eigene Ideen zu geben gedenkt. Wenn ich die Garantie hätte, daß ich in 10 Jahren mit meinem Pandekten-Kompendium fertig würde, ich finge gleich morgen an, aber ich würde nie damit fertig. Anderes auf ein andermal. Die herzlichsten Grüße von mir und ♡ an ♡ und Dich

Dein R. Jhering.

40.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 1. März 1861.

Mein lieber Freund!

Schon seit geraumer Zeit wollte ich Dir schreiben, um Dir zu gratulieren zu Deiner Berufung nach Berlin. Um Neujahr ward mir aus sicherer Quelle die Nachricht, daß,

nachdem Vangerow abgelehnt, die Wahl in Berlin auf Dich gefallen sei, und es ist keine Redensart, wenn ich Dir sage, daß ich mich aufrichtig darüber gefreut habe. Von allen, die in Aussicht genommen werden konnten, und zu denen ich, wie ich wußte, ja nicht gehörte, warst Du mir bei weitem der erwünschteste — als Freund nicht bloß, sondern auch als Vertreter einer Richtung, der ich den Sieg wünsche. Schließlich freue ich mich, daß eine langanhaltende Unpäßlichkeit mich vom Schreiben abgehalten hat, um Dich nicht nutzloserweise durch jene Nachricht in Aufregung zu versetzen. Der Würfel ist jetzt gefallen! Leider ist mir aufs strengste untersagt, den Mann zu nennen; er gehört zu denen, die wir damals Beseler genannt haben, Du kannst ihn also leicht erraten. Nur so viel: Wächter und Wetzell heißt er nicht, er ist vielmehr einer von unseren Altersgenossen. Wenn Du mir versprichst, das Geheimnis streng zu hüten — auch gegen Deine Frau — so will ich so indiskret sein, es zu verraten — es ist Bruns in Tübingen. Über seine Tüchtigkeit sind wir wohl beide einerlei Meinung, er ist das, was wir zwei beide nicht sind: korrekt, er hütet sich fein, der Welt mit neuen Ideen lästig zu fallen, aber er hat nichts von sich gegeben, was nicht in seiner Weise vollendet war. Ich muß also die relative Berechtigung vollkommen anerkennen, obschon ich andererseits nach dem persönlichen Eindruck, den ich von Bruns bei meinem Besuch in Tübingen erhalten, von seinem Geist und seiner ganzen Persönlichkeit nichts weniger als ein vorteilhaftes Bild erhalten habe. An Regsamkeit des Geistes steht er hinter uns beiden weit zurück, und wenn ich mir ihn vergleiche mit Savigny und Puchta, so muß ich laut lachen — ich habe im stundenlangen Verkehr auch nicht ein Wort von ihm vernommen, das über das Gewöhnlichste hinausgegangen wäre. Wesen, Unterhaltung, Persönlichkeit — ganz eines guten, braven Philisters. Aber solche Leute

hat Gott der Herr lieb, und die Berliner tun den Willen des Herrn!

Im ersten Moment hat mich die Nachricht recht verdrossen. In meinen Gedanken hatte ich längst darauf resigniert, selbst einen Ruf nach Berlin zu erhalten, und mich gefreut, daß Du der Auserwählte warst. Statt dessen schnappt nun dieser Philister den ersten Lehrstuhl Deutschlands! Der liebe Gott, der den einen die „Rüfe" gibt, verleiht ja auch wohl denen, die leer ausgehen, die Seelengröße, sich christlich darein zu finden; wenigstens haben sie selbst den größten Schaden davon, wenn sie sich derselben nicht befleißigen. Ich meinerseits werde mich jetzt mit um so mehr Energie in den „Geist" vertiefen und in diesen Tiefen die Welt und ihre Lehrstühle zu vergessen suchen. Kommt etwas Ordentliches heraus, so soll es mich nicht anfechten, daß ich nach Berliner Maß zu leicht befunden bin, und Dir, mein lieber Freund, rate ich ebenfalls, Dich in Deine Pandekten zu versenken, wir wollen dann einmal abwarten, ob G. Bruns gleichen Schritt mit uns hält!

Deine Vögel waren der Ehre, die ihnen zuteil ward, von der Creme der Gießener Gesellschaft verzehrt zu werden, würdig, und sie haben das Andenken an den freundlichen Geber in unserm Kreis erneuert. Habe nochmals vielen Dank, Du Edelster der Edelsten! Ich bitte mir jetzt noch etwas aus von Dir, nämlich Deine Photographie in Form der Dir verehrten meinigen. Ich sammle mir die berühmten Juristen, vorläufig habe ich mit den Mitgliedern der ständigen Deputation (Bluntschli, Wächter usw.) angefangen, allein es ist auch sofort der Sammlerfleiß erwacht, ich bitte also im nächsten Briefe um einen Abdruck von Dir. Könnte ich daneben das Original dies Jahr zu sehen bekommen, so wäre mir dies um so lieber. Du weißt: das Fremdenzimmer für Dich und Frau steht stets bereit — wann wirst Du es benutzen?

So viel für heute! es geht bereits auf 10 Uhr abends, und meine Frau hat mich schon diverse Male gemahnt. Sie und ich wünschen Dir und Deiner Frau den Segen des Himmels in allen Formen und eine glückliche Verdauung der Berliner Entscheidung. Um stilles Beileid bittet

Dein R. Jhering.

41.

An Gustav Baur, Hamburg.

Gießen, 17. April 1861.

Mein lieber Hauptpastor!

Du erster der Hauptpastöre, den ich in meinem Leben als mein „lieber" anrede — über welche Vereinigung von Vertraulichkeit und Würde ich selbst im ersten Moment frappiert war, denn ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen, daß man auch mit einem Hauptpastor auf Du und Du stehen kann — also Du teurer Hauptpastor, sei mir vielmals gegrüßt in Deinem geistlichen Hochsitz zu St. Jakobi, und nimm von uns die ersten Worte aus Deiner Heimat entgegen, wie wir die ersten von Dir erhalten haben — ich setze nämlich voraus, daß inzwischen noch niemand von hier aus Dir geschrieben haben wird. Wenn meine Frau und ich gemeinsam schreiben, was mitunter an Verwandte und sehr selten, wie diesmal, an gute Freunde geschieht, so teilen wir uns — nicht sowohl in den Stoff, als in den Stil: sie übernimmt den gefühlvollen, die Sprache des Herzens und der Empfindung, und ich übernehme den pragmatisch-historischen, die Sprache der nüchternen Prosa, des gewöhnlichen Lebens und echauffiere mich nicht mit Aufwand von Gefühlen. Erlaube mir, diesem Stil-Dualismus treu zu bleiben und mich rücksichtlich der Empfindungen, die das Ehe-

paar Jhering bei und nach der Abreise des Ehepaars Baur gehabt, einfach auf die Schilderung zu beziehen, die in dem Briefe meiner Frau sicherlich nicht fehlen wird. Die freudige Überraschung, die Dein Brief uns verursachte, war gottlob keine bloß äußerliche und vorübergehende — äußerlich und vorübergehend in dem Sinn, daß sie durch das bloße Eintreffen des Briefes veranlaßt worden wäre — sondern der Inhalt desselben hat diesen ersten Eindruck zu einem dauernden gemacht. Ich bin nämlich aufs freudigste überrascht, daß der erste Eindruck der Welt, in der Du fortan leben sollst, ein ungleich günstigerer gewesen ist, als Du erwartet hattest — unter dieser Welt sowohl Deine „Pastorei", wie sie in Ostfriesland heißt, als die Menschen begriffen. Das Bild, das ich mir von Deiner Existenz gemacht hatte, war das von einer Lerche, die man in den Käfig gesetzt hat — — eine dunkle Amtswohnung, dunkle Tracht, dunkle Ehrenmänner zu Kollegen, vorbei die Freiheit, die frische Luft, das Singen und Pfeifen. Und statt dessen scheint die Sonne in Deinen Bau hinein und nehmen sich sogar zwei Bäume die Mühe, im Sommer, wo die Sonne lästig werden kann, die Sonnenstrahlen abzufangen! (Beiläufig — ein Beweis von der Weisheit in der Einrichtung der Natur, daß die Bäume im Winter, wo die Sonne einem angenehm ist, kein Laub tragen — wohl aber im Sommer — — wie lästig, wenn es umgekehrt wäre!) Auch das Wetter scheint sich Deinetwegen Mühe gegeben zu haben. Hier trat am Tage nach Deiner Abreise recht rauhes Wetter ein, und ich ärgerte mich schon darüber, daß Du, wenn Du dasselbe auf Deiner Reise und in Hamburg träfest, es auf die Nähe des Nordpols setzen würdest und sofort mit dem ersten Schritt in Deine neue Heimat an den Abstand von Gießen erinnert werden würdest. Belebte und unbelebte Natur, Himmel, Erde und Menschen scheinen sich zu beeifern, Dir Deine Übersiedlung zu erleichtern, und vor allem möchte

ich dem Herrn Warnecke uubekannterweise meinen Dank abstatten, daß er Dir einige Kistchen guter Havanna auf Deinen Schreibtisch gestellt hat, denn mit einer guten Havannazigarre rauchst Du Dich unvermerkt in die rechte Stimmung hinein und schaust durch die blauen Wolken derselben Stadt und Menschen in vorteilhaftem Lichte. Eine gute Havannazigarre! — — oh, welche Gefühle regt dieselbe in mir an, in mir, der ich seit Deiner Abreise noch nicht einen Mundvoll Tabaksdampf genossen habe und noch lange, lange nicht genießen werde! Du kennst mein Gelübde: erst wenn die erste Sendung Manuskript zum „Geist" abgesandt ist, darf die erste Zigarre geraucht werden.

Dein Brief kam schon selbigen Tages in die Hände von Deinem Bruder und Kopp, und durch letzteren wurde der Inhalt desselben am Abend sofort im Sonderbund publiziert. Kopp ist in großer Not, wie er Deine Stelle im Sonderbund vertreten soll, denn er ist der Meinung, daß die Verpflichtung als Vorsänger zugleich damit verbunden ist, und es möchte allerdings kein noch so guter und noch so langer Unterricht ausreichen, um ihn auf Deine Höhe zu fördern. Ich habe ihm vorgeschlagen, daß die Posten geteilt werden und neben dem Sekretär noch ein spezieller Vorsänger angestellt wird, wie wir ja bereits neben ihm noch einen besonderen Pyrotechniker haben.

Professoren und Studenten kehren allmählich aus den Ferien zurück. Letztere wimmeln auf den Straßen (weniger auf den Treppen der Professoren, um zu belegen; bei mir hat erst ein einziger für Institutionen und einer für Erbrecht gewimmelt). Das juristische Examen hat begonnen, Schmidt trägt die Einschreibebogen herum, die Pedelle erinnern die Burschen durch ihr bloßes Erscheinen an den Zweck und die Gesetze des akademischen Lebens — — kurz, Gießen trägt bereits ganz den Charakter des Semesters an sich, und eine

Leiche, die in der Lahn aufgefischt wurde, ist auch „schon wieder" eingetroffen, so daß uns also nichts zum Leben mehr fehlt. Buff ist sehr befriedigt von seiner Reise zurückgekommen; nur über eins kann er sich nicht beruhigen: über den Aberglauben der Leute, die vielen Kirchen, Mönche usw., und er segnet unsere Heimat, wo man doch von der Religion nicht so viel zu sehen bekommt. — Alle Deine Freunde lassen Dich aufs beste grüßen. Dein Brief ist ihnen sämtlich, wenigstens dem Inhalt nach, „bekannt gegeben".

Die Einlage auf die Stadtpost! Die beigegebenen Grüße an Deine Frau und Fräulein Mommsen nebst Eltern.

Dein R. Jhering.

42.

An K. F. von Gerber.

Gießen, 5. Juni 1861.

Mein lieber teurer Freund!

Hätte ich nicht mit aller Bestimmtheit in diesen Tagen einen Brief von Dir erwartet, so würde ich Dir bereits geschrieben haben, wäre es auch nur, um eine Kleinigkeit anzukündigen, die Dir in diesen Tagen von Frankfurt aus zugehen wird, und der ich einen Platz in Deiner Frau Wohnzimmer einzuräumen bitte — denn auf sie ist das Geschenk mehr berechnet als auf Dich. Es soll sie an den Freund ihres Mannes erinnern, der, wie irgendeiner, ihren Eintritt in die neue Wohnung mit frohesten Hoffnungen begrüßt. Ich hätte Dir manches mitzuteilen, namentlich über meine Berliner Reise. Die Hoffnungen, mit denen ich nach Berlin kam, wurden im Anfang beträchtlich herabgestimmt, allein ich bin doch nicht ohne Hoffnung geschieden. Die verwünschte Politik

hatte auch in unsere Bestrebungen recht bedenklich hineingegriffen, und meine anfängliche Ahnung, daß die Gemeinschaft mit Österreich nur Unsegen stiften würde, sich schon in kürzester Zeit bestätigt. Nachdem anfänglich mehrere süddeutsche Staaten geneigt waren, auf den von Preußen proponierten Weg einer außerbundesmäßigen Vereinigung einzugehen, und auch Österreich Geneigtheit dazu zu besitzen schien, wies letzteres später diesen Weg von der Hand und verlangte, daß der Bundestag, in ähnlicher Weise wie bei dem Handelsgesetzentwurf, die Sache in die Hand nehmen sollte. In Berlin stieß dieser Vorschlag auf die entschiedenste Abneigung, weil man mit Recht den Bund in keiner Weise zu stärken willens ist, und wir Mitglieder der Deputation hatten die Aufgabe, diese Stimmung zu bekämpfen, vielleicht auch durch unseren Meinungsausdruck dem Ministerium die Form zu bieten, um dem Vorschlag mit Anstand beitreten zu können. Wenigstens habe ich bei einigen der Preußen das Gefühl gehabt, daß sie selbst gern diesen Vorschlag annehmen möchten und nur nach einem Vorwande suchten, um es zu können. Wir haben daher, wo sich Gelegenheit fand, wie z. B. beim Justizminister (der mir übrigens einen sehr kümmerlichen Eindruck gemacht hat) und beim Kronprinzen uns dafür ausgesprochen, daß Preußen jenen Weg einschlagen müsse, daß das Opfer, welches Preußen damit der guten Sache bringe, von der Nation als solches anerkannt werden würde und, statt zu seiner Demütigung und zu seinem Nachteil, umgekehrt zu seinem Nutzen ausschlagen würde. Euer Faber aus Stuttgart hat in diesem Sinne viel gewirkt, der Eindruck, den ich früher bei oberflächlicher Berührung von ihm hinweggenommen hatte, der eines außerordentlich gescheiten und gewandten Mannes, ist diesmal noch in hohem Maße erhöht worden. Nicht minder eingenommen, wenn auch in anderer Weise, bin ich von Bluntschli, er ist ein ganzer

Mann, den man nur näher kennen lernen muß, um ihn in hohem Maße zu achten und lieb zu gewinnen. Von Freund W. kann ich nicht sagen, daß er sehr in meinen Augen gewonnen hätte. Es ist viel Phrase und Eitelkeit in ihm, und ein großes Werk möchte ich nicht gern seinen Händen anvertrauen. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Du ihn besser gekannt hast als ich. Beiläufig bekam er in Berlin eine Gehaltszulage von Dresden, wegen der (ihm angeblich sehr schwer gewordenen!) Ablehnung eines Rufes nach Tübingen. Hat er von Dir oder dem Minister einen offiziellen Ruf gehabt? Das ist mir neu gewesen, nach Geibs Brief habe ich dies nicht annehmen können, aber W. selbst sprach von einem Ruf. Es würde mich interessieren, zu erfahren, wie es sich damit verhält, teile es mir doch mit! Vieles hätte ich noch von Berlin zu berichten, allein eben darum schrecke ich davor zurück und spare es für eine persönliche Zusammenkunft auf. Du, Thöl usw. habt uns beiden einen reichen Stoff zur Unterhaltung gewährt. — Interessieren wird es Dich auch, zu vernehmen, daß ich Rudorff aufgesucht habe. Ich fand die herzlichste Aufnahme. Von beiden Seiten ist ein offenes Aussprechen über unsere wissenschaftliche Differenz erfolgt, und wir schieden im besten Vernehmen. Von der Besetzung der Berliner Stelle war natürlich bei ihm so wenig wie bei irgendeinem anderen Mitgliede der Fakultät die Rede, dagegen hatte ich öfter bei praktischen Juristen die — soll ich sagen Beschämung oder Satisfaktion — daß man sehr bedaure, daß ich nicht berufen sei. Hier in meinen vier Wänden habe ich jetzt gottlob vor den Gedanken an Berufung, die mich noch vor einiger Zeit aufregten, vollkommen Ruhe, arbeite an meinem Geist und lebe ein stilles, behagliches Leben. Mit meiner Arbeit geht es gut, und darin liegt, wie Du weißt, für mich ein Schutz gegen alle Anfechtungen des Ehrgeizes, der Verstimmung usw. — solange es

mir mit der Arbeit vonstatten geht und mein Haus fest steht, kann mir die Welt nichts anhaben, das fühle ich jetzt wieder so klar wie je. Doch genug jetzt, es geht bereits auf Mitternacht, und meine Frau ruht bereits seit 2 Stunden — sie wird es aber morgen genehmigen, wenn ich auch in ihrem Namen Deiner Frau und Dir die herzlichsten Grüße zurufe.

Dein

R. Jhering.

43.

An Oskar von Schwarze.

Gießen, 15. Juni 1861.

Also lieber Freund, nicht Gönner!

Dabei soll es von jetzt an auf meiner Seite bleiben, und ich freue mich, daß ich den Ausdruck Freund, im aktiven und passiven Sinn, gebrauchen kann. Die ernsten sowohl wie die heiteren Stunden, die wir miteinander verlebten, haben uns in kurzer Zeit einander nahe gebracht, und ich hoffe, unser Verhältnis soll Bestand haben, nicht bloß beschränkt auf meilenweite stille Hochachtung, sondern gepflegt durch öfteres persönliches Begegnen. Sie eröffnen mir schon in nächster Zeit Aussicht darauf und haben mich damit in die freudigste Aufregung versetzt. Kommen Sie ja und richten Sie sich so ein, daß Sie einen Tag hier bleiben können, ich kann Sie dann einmal ungeteilt genießen — eine volle Portion — und nicht wie demnächst in Dresden in homöopathischer Verdünnung. Von Dresdenern war ich einst so glücklich, Ihren Kultusminister von Falkenstein bei mir zu Gaste zu haben, und nach dem Mittagessen durfte ich mir gestehen, mit dem Erfolge zufrieden sein zu dürfen. Darin bestehen meine

kleinen häuslichen und kellerlichen Triumphe — gönnen Sie mir ebenfalls einen! Meine Frau freut sich sehr, abermals ein Original zu ihrer Sammlung Juristentagsmenschen kennen zu lernen, und ich bin überzeugt, daß ich mit Ihnen ebensoviel Ehre einlegen werde, als mit dem lieben, vortrefflichen Stößer.

Nur um eins möchte ich Sie recht dringend gebeten haben: zeigen Sie mir möglichst lange vorher den Tag Ihrer Ankunft an — nicht etwa wegen des Kalbes, das ich Ihnen zu schlachten gedenke, sondern weil ich selbst in nächster Zeit auf 3 Tage werde verreisen müssen. Meine Reise wird auf Freitag bis Sonntag fallen, vielleicht schon die nächste Woche, wahrscheinlicher erst die darauf folgende. In der Mitte der Woche treffen Sie mich aber stets, nur Donnerstag den 4. Juli bin ich für alles, außer Musik, verloren, indem ich an jenem Tage als Konzertdirektor ein großes Konzert mit auswärtigen Musikern usw. abzuhalten habe.

In der freudigen Hoffnung, Sie jedenfalls bei mir nicht bloß zu sehen, sondern Mittags zu speisen

ganz Ihr
R. Ihering.

44.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 28. Juli 1861.

Mein lieber Freund!

Ich habe seit Monaten geglaubt, daß ich Dir in meinem nächsten Briefe die Nachricht meiner Berufung nach Tübingen mitzuteilen haben würde, und habe darum so lange geschwiegen, um erst die Entscheidung abzuwarten. Dieselbe ist jetzt

eingetreten, wie Du wohl aus der Zeitung entnommen haben wirst, und zwar in einer von allen Beteiligten kaum erwarteten Weise: man hat einen Justizreferendar auf den Lehrstuhl von Wächter, Fein usw. gesetzt. Mir selbst lag an der Berufung nach Tübingen so wenig, daß ich frühere darauf gerichtete Anfragen Gerbers stets ablehnend beantwortet habe, und erst in diesem Frühjahr, als eine dringende Anfrage von Geib eintraf, schlug ich um — gegen die Wünsche meiner Frau, die durchaus keine Vorliebe für Süddeutschland hat. Meine Zuhörerzahl hatte mit der allgemeinen Juristen-Ebbe so abgenommen, daß ich mich nach einem etwas größeren Wirkungskreis sehnte, den ich in Tübingen zu finden hoffen durfte, und außerdem hatte die Aussicht auf eine Gemeinsamkeit mit Gerber, mit dem ich, wie Du weißt, sehr befreundet bin, eine große Anziehungskraft. Auf meine Geneigtheitserklärung schlug Geib mich vor, und die Fakultät nahm den Vorschlag einstimmig primo loco an. Ich glaubte die Sache bereits so gut wie gesichert, da traf die Nachricht ein, daß der Senat der Fakultät die Vorschläge aus irgendeinem formellen Grunde zurückgegeben und sie zugleich aufgefordert habe, in Betracht zu ziehen, ob man nicht mit einer jüngeren billigeren Kraft ausreichen könne. Das Endresultat war, daß in einer zweiten Senatssitzung ich primo loco vorgeschlagen, sodann, wenn ich nicht zu gewinnen, zwei junge schwäbische Justizreferendare, Mandry und Lenz, dann Leist, Hartmann, Fitting — — nach diesen beiden der wissenschaftlichen Welt völlig unbekannten Leuten! Gegen den Vorschlag der letzteren stimmte eine ansehnliche Minorität, welche zugleich ein Separatvotum einreichte, und schwerlich erwartete jemand von ihnen, daß das Ministerium den zu zweit gestellten Vorschlag primo loco adoptieren würde. Gleichwohl ist dies jetzt geschehen zur größten Bestürzung dieser Minorität. Die Majorität, i. e. die eigentlichen Schwaben, finden

einen Gehalt von 3350 fl., wie ich ihn hier habe und auch in Tübingen beansprucht hätte, wahrhaft unverschämt und sollen in eindringlichster Weise den Nachteil hervorgehoben haben, der in einer solchen bevorzugten Stellung für die übrigen Kollegen gelegen sei. Gottlob! daß ich nicht nötig habe, mir in Tübingen meinen Gehalt beneiden zu lassen; hier hat man sich an ihn gewöhnt, und ich darf sagen, daß ich es nie habe empfinden müssen, besser gestellt zu sein als andere, man gönnt mir, was ich habe, oder zeigt wenigstens nicht das Gegenteil.

Das lange Schweben der Tübinger Angelegenheit (von März bis jetzt) hat mich in einer gewissen Gemütsaufregung erhalten, die mich wenig zu literarischer Arbeit hat kommen lassen. Der „Geist" ist in diesem Sommer wenig aus der Stelle gerückt, ich hoffe Dir jedoch im nächsten Jahre den 3. Band präsentieren zu können; zu dem Zweck werde ich in den Jahrbüchern ein fortgesetztes Schweigen beobachten.

Augenblicklich erscheint von denselben ein neues Heft, worin sich eine Abhandlung von Witte jun. befindet, welche ursprünglich einen sehr geharnischten Epilog gegen Dich enthielt; auf mein Verlangen hat der Verfasser denselben auslassen müssen, vielleicht bekommst Du ihn bei einer anderen Gelegenheit zu genießen, wenn sonst der Verfasser den guten Rat, den ich ihm gegeben, keine Antikritiken zu schreiben, in den Wind schlägt. Er fühlt sich tief gekränkt und mißhandelt von Dir.

Wie steht es mit Deinen Pandekten? Ich bin sehr gespannt darauf und werde keine andere Schrift mit dem Interesse in die Hand nehmen wie sie; Du wirst damit Deine Stellung in der Literatur auch dem größeren Publikum gegenüber signalisieren.

Ende nächsten Monats geht es nach Dresden und meinem Vaterlande Ostfriesland. Der im Februar erfolgte Tod

meiner Mutter (den ich Dir vielleicht noch nicht gemeldet habe), macht meine Anwesenheit in Aurich nötig, und ich werde dieselbe benutzen, um einige Zeit auf Norderney zuzubringen. — Willst Du nicht in diesem Jahre den Juristentag besuchen? Wenn irgendeiner von den Theoretikern, so darfst Du nicht fehlen — — für Dich ist es eine Pflicht, ihn zu besuchen — zeige diese Worte Deiner Frau, damit sie Dich veranlaßt, hinzugehen. Mit der Bitte, mich derselben aufs beste zu empfehlen, und der wiederholten Mahnung um Deine Photographie (oder Topographie, wie jene Dame sagt)

Dein R. Jhering.

45.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 10. November 1861.

Mein lieber Freund!

Du hast mich in die Lage versetzt, zwei Briefe von Dir auf einmal beantworten zu müssen, denn Dein erster Brief von Anfang August ist noch unbeantwortet, er traf mich unterwegs, und dies „unterwegs" hat ziemlich lange gedauert, lange genug, um einen wahren Heißhunger nach Arbeit in mir anzufachen. Letzterer ist schuld, daß ich bisher noch nichts von mir habe hören lassen, denn ich mochte mich in der Arbeit nicht unterbrechen. Interessieren Dich meine Erlebnisse, so will ich sie Dir kurz berichten.

Das Sommersemester war mir ohne großen Nutzen vorübergegangen, wie ich dies leider von den letzten Semestern überhaupt bemerken muß — viel Nichtigkeiten, Rücksichten auf andere, Nebengeschäfte, und wenig, wenig für den Hauptzweck des Lebens und für mich selbst! Dazu machte ich die

Beobachtung, daß Körper und Geist an Elastizität und Jugend einbüßten, so z. B. stellte sich eines Tages eine Steifigkeit im Knie ein, die mir das Gehen erschwerte und nicht ohne Schmerzen war, in den Händen regte es sich nach Gicht usw. Da entbrannte ich denn in meinem Gemüt und ging in mich, faßte den Entschluß, mich zu bessern, solange es noch Zeit ist, und habe das durchgeführt. Zunächst habe ich das Rauchen verschworen und seit Juli, abgesehen von einigen Zigarren in Dresden, nicht wieder geraucht und werde diese Enthaltsamkeit fortan fortsetzen und nur für jeden Juristentag unterbrechen. Einen greulichen, schauderhaften Kampf hat mich diese Enthaltsamkeit gekostet und kostet sie mich noch täglich, aber sie hat sich in brillanter Weise bezahlt gemacht. Alle jene Zeichen der Gicht haben sich verloren, ich bin körperlich um 10 Jahr jünger geworden, nur das Knie hat noch etwas von seiner Schwäche behalten, aber ich kann, wie ich den Versuch gemacht habe, einen ganzen Tag lang gehen, ohne daß es mich geniert. Nicht minder erfreulich und überraschend ist die Veränderung, die in geistiger Beziehung mit mir vorgegangen ist. Wie es in letzterer Beziehung mit mir stand, konnte freilich ein Dritter nicht so wissen wie ich selbst, der ich mich in dieser Beziehung immer aufs genaueste beobachte — ich war im förmlichen Verfall begriffen, auf dem besten Wege, ein hausbackener Philister zu werden, und für alle meine literarischen Pläne hätte ich damals auch nicht einen Schuß Pulver gegeben. Aber jetzt bin ich gerettet! Ich will Dir nicht ausführen, worin sich dies im einzelnen bei mir äußert, kurzum, ich habe das Gefühl eines geistig Wiedergeborenen und habe die vollste Zuversicht zu meiner Zukunft. In diesem Gefühl habe ich mich bis jetzt bei meinem „Geist“ nicht stören mögen, und Du verzeihst mir dies wohl.

Um meine Kur auch in positiver Weise zu fördern, ging

ich nach Schluß meiner Vorlesungen nach Homburg und zwar bereits Anfang August, um zum Juristentage mit meiner Kur fertig zu sein. Der dortige Aufenthalt war an äußeren Freuden und Zerstreuungen sehr leer, aber die Einsamkeit, zu der ich mich verdammt sah, war mir sehr wohltätig. Über den Juristentag könnte ich vieles, gar zu vieles berichten, aber eben darum scheue ich mich, dies Kapitel anzufassen, und nur einiges Beliebige greife ich heraus. Zunächst meine Freundschaft mit Bluntschli. Wir haben auch damals ähnlich wie um Pfingsten zusammen gewohnt, und ein solches Zusammenwohnen führt die Menschen, wenn sie sonst zueinander passen, oft in kurzer Zeit sehr nahe zusammen. So ist es uns ergangen, und ich betrachte dies Freundschaftsverhältnis als eine meiner schönsten Errungenschaften in letzter Zeit. Mit welchen Vorurteilen bin ich an ihn herangekommen, wie habe ich mich geschämt, mich auf ihnen ertappt zu haben und so vollständig mich getäuscht zu finden! Er ist ein ganzer Mann, gesund durch und durch als Gelehrter wie als Mensch, und es hat mir wahrhaft wohlgetan, mich an ihm aufzurichten und zu erquicken — ein Zusammenleben mit ordentlichen Leuten führt zur Selbstkritik und nützt ebenso als schöne Predigten und Vorsätze. Ich freue mich gar sehr, daß ich Bluntschli in die Nähe bekomme, da werde ich ihn öfter einmal sehen. Über Freund W. dagegen denke ich bei weitem nicht mehr so gut wie sonst — eben weil ich auch ihn mehr in der Nähe gesehen habe und er dies nicht verträgt. Er ist durch und durch charakterlos, seine Eitelkeit, die er dem weniger tief Blickenden unter dem Schein der Anspruchslosigkeit, schwäbischer Offenheit, Kordialität usw. zu verbergen weiß, ist ganz enorm und eines ordentlichen Mannes unwürdig. Daß ich mir meinen Teil einbilde, weiß ich, aber sich darauf etwas einzubilden, mit irgendeinem Gesandten zu Mittag zu essen oder dem Prinzen Soundso einen Besuch

zu machen usw. ist unter der Würde eines Mannes, der sonst Grund hat, sich hochzustellen. Bei einem Mittagessen, das der höchst klägliche preußische Justizminister von Berent uns gab, hat W. uns durch den Weihrauch, den er diesem Menschen streute, und den der am allerwenigsten verdient hatte, recht verstimmt und sich selbst in unserer Achtung herabgesetzt; bei einer solchen Gelegenheit, wo es eine so ernste Angelegenheit gilt, macht man keine Phrasen. War nun schon bei allen Mitgliedern der Deputation die Achtung vor W. sehr gesunken, so hat der Umstand, daß er Ende August gerade ins Bad mußte und ein Zeugnis seines Arztes einschickte, um eine gewisse Deutung abzuwehren, gerade diese Deutung hervorgerufen, nämlich, daß er keine Lust hatte, sich mit der politischen Frage, die voraussichtlich zur Verhandlung kam, die Finger zu verbrennen — und schwerlich wird er je wieder Aussicht haben, zum Präsidenten gewählt zu werden. Ich persönlich werde mich nie mehr in seine Nähe drängen!

Doch ich muß mit dem Juristentag einhalten, wenn ich noch irgendetwas anderes hinzufügen will. Von Dresden ging ich nach Ostfriesland in Erbschaftsangelegenheiten und brachte eine Woche in Norderney zu, wo ich von Juristen Vangerow und Danz traf. Daß ersterer einer unserer ersten Leute ist, wird jemand, der längere Zeit mit ihm zusammengelebt hat, schwerlich begreifen, er ist merkwürdig geist- und ideenlos. Danz dagegen ist ein feiner Kopf und ein sehr liebenswürdiger Mann, mit dem ich sehr viel verkehrt habe, wir waren fast den ganzen Tag zusammen.

Nach meiner Zurückkunft habe ich mich an den „Geist" gemacht. Wieviel Ungenießbares fand ich aus meiner früheren Periode vor, das ich umarbeiten mußte, und gerade dies verwünschte Umarbeiten hat mir mehr Zeit und Mühe gekostet als das Neuarbeiten. In diesem ganzen Jahre noch

habe ich Partien, an denen ich mich früher bereits versucht hatte, dann erst komme ich auf frischen Grund und Boden, und darauf freue ich mich kindlich. Ich habe immer noch kein Manuskript abschicken können, hoffe aber, es noch in diesem Monat zu tun, da ich keinen Tag ohne „Geist" vorbeigehen lasse. Gottlob! daß es mir wieder Freude macht, und daß ich manches mir zu Danke arbeiten kann, denn das ist mir seit 3 Jahren nicht passiert. Den Umgang habe ich mehr und mehr beschränkt, und meine häusliche Diät ist ungleich vorsichtiger als früher, so daß es kein Wunder ist, daß ich mich wohl befinde. Ein schönes Ding um eine solche Professorenexistenz, wenn man ganz und gar in seiner Ideenwelt lebt! — selbst wenn man nur 12 miserable Kerls in seinen Pandekten hat — das hat gar keine Macht über einen.

An dem Fortschreiten der Pandekten nehme ich den lebhaftesten Anteil. Ich verspreche mir sehr viel davon und bin überzeugt, daß Du die Pandekten ein tüchtiges Stück aus der Stelle bringen wirst und zwar auf die Höhe unserer Zeit — was man von vielen Lehrbüchern nicht behaupten kann. In der Richtung, die Du vertrittst, ist ein Pandekten-Lehrbuch noch nicht geschrieben, und es ist nötig, daß dies geschieht, vielleicht komme ich Dir nach 10 Jahren zu Hilfe, und dann wollen wir doch sehen, ob wir nicht so manche romanistische Vorurteile stürzen können! Daß die Examina Dir so viel Zeit rauben, bedaure ich sehr, sie bilden eine ganz abscheuliche Zugabe Deiner Professur, von der Du um jeden Preis frei zu werden suchen müßtest, sie rauben Dir ja die beste Zeit des ganzen Jahres.

Gestern Abend habe ich per Kreuzband einen Artikel über Savigny an Dich abgehen lassen, ich wollte zugleich mit schreiben, kam aber nicht dazu. Den Verfasser des andern Artikels mußt Du erraten, ich kenne ihn, darf ihn nicht

nennen, habe aber geglaubt, daß der Artikel Dir Spaß machen könnte, und ihn darum beigelegt. Ich bin neugierig, ob Du den Verfasser errätst.

Grüße herzlichst Deine Frau, die meinige legt die besten Grüße bei.

Dein R. Jhering.

46.

An Hermann Fitting.

Gießen, 25. Oktober 1862.

Mein lieber Freund!

In diesen Tagen erhalten Sie meine Gegenschrift gegen Dernburg[1], und ich wünsche, daß Sie mir offen und ehrlich Ihre Meinung sagen, ob Sie dieselbe zu scharf finden. Das Gutachten von Dernburg ist in der Tat so, wie Sie sagten, und nur die halbe Trunkenheit, in der ich es in mitternächtiger Stunde, als ich von einer Gesellschaft zurückkam, las, hat mich die unglaublichen Schwächen desselben nicht sofort erkennen lassen. Als ich zum zweitenmal daranging, es zu lesen, hat es mich in eine wahre Indignation versetzt; vor allem die offensichtliche Verdrehung und Entstellung allbekannter Dinge. Den Ausdruck dieser Stimmung trägt meine Schrift reichlich in sich, aber trotzdem habe ich noch während des Druckes die schärfsten Partien gestrichen. Wäre es nicht Dernburg gewesen, er hätte noch ganz andere Dinge zu hören bekommen,

[1] In Sachen des berühmten „Festungsstreites" zwischen Basel-Stadt und Basel-Land. Die beiden folgenden an Windscheid gerichteten Briefe handeln von derselben Angelegenheit; sie sind ungemein charakteristisch für Jhering und trotz der starken Ausfälle gegen Dernburg auch für diesen im Resultat ehrenvoll.

als er jetzt hören muß, ich habe getan, was ich konnte, um die Schärfen zu mildern, aber eine Rache verdiente diese — ich kann es nicht anders ausdrücken — Entwürdigung der Wissenschaft, die Dernburg sich hat zuschulden kommen lassen, und zwar um so mehr, als sie einen praktischen Zweck verfolgte. Ich meinerseits war keinen Augenblick im Zweifel, daß ich es Basel-Stadt schuldig war, die Kläglichkeit jenes Gutachtens schonungslos aufzudecken und dabei völlig zu vergessen, daß ich Dernburg kenne.

Ich war übrigens bei der Gelegenheit in Basel, um mit dem Advokaten für Basel-Stadt Rücksprache zu nehmen über einige Punkte, über die er meinen Rat gewünscht hatte.

Mit den besten Grüßen von meiner Frau und mir an Sie und die Ihrige

ganz

Ihr R. Jhering.

47.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 12. November 1862.

Mein lieber teurer Freund!

Dein Brief hat mich in eine schwer zu beschreibende Aufregung versetzt; ich habe seit dessen Empfang wachend keine ruhige Stunde gehabt! Trotz dieser Wirkung Deines Briefes kann ich aber doch nicht umhin, Dir für denselben als für den stärksten und aufrichtigsten Beweis Deiner Freundschaft von Herzen zu danken; für unser beiderseitiges Verhältnis gilt er mir mehr als alle Briefe, in denen Du mir Deine Zustimmung und Anerkennung hast zuteil werden lassen, denn Briefe der letzteren Art zu schreiben ist ein leichtes, während

Dein diesmaliger Brief Dir schwer geworden ist. Ja, mein lieber Freund, ich habe mich in Dir nicht getäuscht, ich wußte, daß Du — und vielleicht Du allein von allen meinen Freunden — mir die nackte, offene Wahrheit sagen würdest, und ich rechne Dir dies als ein echtes, wahres Freundschaftsstück an, für das ich Dir nicht genug danken kann.

Laß mich Dir jetzt den Eindruck Deines Briefes schildern. Ich drücke mich nicht zu stark aus, wenn ich sage: ich war und ich bin niedergeschmettert, vernichtet. Ich war gefaßt darauf, zu vernehmen, daß der von mir angeschlagene Ton hie und da etwas zu stark sei, aber daß nicht jeder Jurist in der Sache mir recht geben, d. h. die spröde Abfertigung Dernburgs für vollkommen verdient erklären würde[1], darauf war ich nicht gefaßt, und wenn ein Mann wie Du, der als Freund von mir von vornherein geneigt ist, die Sache in dem für mich günstigsten Licht zu betrachten, erklärt, daß ich unrecht habe, so habe ich unrecht, und in dem Falle habe ich schwer gefehlt. Für mich stand während der Ausarbeitung meiner Schrift die Überzeugung, daß Dernburg mala fide gehandelt, daß er absichtlich Argumente ausgelassen, andere entstellt, daß er die bekanntesten Rechtsgrundsätze verdreht habe, so fest, daß gerade die sittliche Entrüstung über ein solches Verfahren mir nicht bloß das Recht, sondern die Verpflichtung aufzuerlegen schien, dasselbe zu brandmarken. Ich bin öfter während des Schreibens, indem ich mir die einzelnen Glieder der Dernburgischen Deduktion vergegenwärtigte und sie analysierte, in einen solchen Zorn geraten, daß ich die Feder wegwarf und im Zimmer auf und nieder lief. Ich habe mich gefragt: wäre es denn nicht möglich, daß er in bona fide gewesen — aber da strömten mir sofort so viele Gegengründe zu, daß ich diese Annahme für eine Un-

[1] Siehe die Bemerkung zu dem vorigen Briefe.

möglichkeit erklären mußte. Verstehe mich wohl: daß jemand in dieser Sache anderer Ansicht ist, dagegen habe ich nichts einzuwenden, ich kann es mir denken. Wenn aber jemand mit solchen Gründen operiert wie Dernburg, und er ist Professor der Jurisprudenz, so kann ich mir nicht denken, daß er an sie glauben sollte. Oder wie ist es in aller Welt möglich, daß Dernburg seine Theorie über res publicae Kellern unterschiebt, der sich aufs bestimmteste gegen dieselbe ausgesprochen, daß er sie als „Grundlage" des Urteils bezeichnet? Warum muß er statt der Stelle aus Marcian die Institutionenstelle nehmen, da es ihm ja um einen römischen Juristen zu tun ist? Steht nicht dieser Vertauschung die mala fides an der Stirn geschrieben, ist es nicht nachweisbar, daß und warum er die Pandektenstelle nicht gebrauchen konnte? Und wie kann ein Zivilist, der die Autorität des Schätzers anführen will, sich auf die Institutionenstelle beschränken, während er doch sicherlich bei dieser Gelegenheit sich auch die Pandektenstelle angesehen hat? Aber freilich, die letztere war wiederum nicht zu gebrauchen. Das Horribelste aber ist seine Lehre von der Bedingung. Wenn ein Student mir eine solche Ansicht vortrüge, wie Dernburg sie hier aufstellt, ich wüßte kaum, was ich ihm erwidern würde. Eine Bedingung, die ausdrücklich die Sache in die Freiheit stellt, soll dies darum nicht tun, weil Geschäfte „ernst" abgefaßt würden? Eine solche Unfähigkeit des ordinärsten Denkens läßt sich doch einem Professor des Rechts nicht zutrauen, daß er die Verstellung einer Bedingung in den Willen des Schuldners als Mangel an ernstem Willen betrachten sollte! Ich habe darin nichts erblicken können, als eine rein für diesen Zweck berechnete Verdrehung des Wesens der Potestativbedingung. Und wie vieles andere könnte ich noch anführen! Daß Rüttimann so wunderbare Wege einschlagen konnte, um zum Ziel zu gelangen, will ich erklärlich finden, aber daß Dernburg, nachdem Keller und ich geschrieben, dieselben Wege

einschlug, dabei aber die bedenklichen Namen Miteigentum usw. vermied, solchen Argumenten, auf die er nichts zu erwidern wußte, z. B. auf den von mir geltend gemachten Unterschied zwischen einem Dekret, welches bestimmt: die Festungswerke sind aufgehoben und „sie sollen aufgehoben sein", einfach dadurch aus dem Wege ging, daß er sie ignoriert (was sich auch bei dem „Geschenk an die Stadt" wiederholt) — das hat die Überzeugung, daß Dernburg mala fide zu Werke gegangen sei, in mir nur zur Gewißheit erheben können.

Unpäßlichkeit hat mich einige Tage lang abgehalten, diesen Brief fortzusetzen. Die ganze Zeit hindurch ist der Gedanke an Deinen Brief mir nicht aus dem Sinn gekommen. Lieber teurer Freund, es ist für mich ein niederdrückendes Gefühl, Dich diesmal nicht auf meiner Seite zu wissen. Aber sage mir, was ich machen kann und soll. Ich kann Dernburg nicht versichern, daß ich ihn nicht habe verletzen wollen. Es hat ja gerade der Unwille über seine Sophistik mir die Feder geführt, wie könnte ich das hinterher in Abrede stellen? Hätte nicht das Interesse an Basel-Stadt auf dem Spiel gestanden, hätte ich nicht erfahren, daß das Gutachten von Dernburg in gewissen Kreisen, denen ich ein kompetentes juristisches Urteil nicht zugestehen kann, einen gewissen Eindruck gemacht habe, hätte ich es nicht für meine Pflicht gehalten, diesen Eindruck mit Aufwand aller Kraft zu bekämpfen, kurz, hätte ich nicht für Basel die Waffen geführt, ich kann Dir die Versicherung geben, daß ich schon meinem persönlichen Verhältnis zu Dernburg zuliebe mich alles Verletzenden würde enthalten haben. Aber es erschien mir als Pflicht gegen meine Kommittentin, ohne Schonung das gegnerische Räsonnement in seiner ganzen Nichtigkeit aufzudecken und so zu schreiben, als wenn Dernburg mir völlig fremd, als wenn er irgendein ebliebiger Skribent gewesen wäre. Wäre er Advokat, so

wäre durchaus kein Grund zu einer eigentlichen Abfertigung vorhanden gewesen; der Advokat ist berechtigt und verpflichtet, die ihm anvertraute Sache mit allen Mitteln zu verteidigen. Aber ein Professor, der ein Gutachten abgibt, will und soll eben kein Advokat sein; er beansprucht, ein unparteiisches Urteil abzugeben, im Namen der Wissenschaft zu sprechen, und wenn er dennoch unter dieser Maske den Advokaten spielt, dann erregt dies meinen Unwillen. Als Egoist würde ich mich hüten, diesem Unwillen Ausdruck zu geben, warum sollte ich mich mit einem Kollegen verfeinden um Basels willen? Ich meinerseits habe dieser Rücksicht auf mein Interesse keinen Raum gegönnt, ich habe mich lediglich durch das Interesse der mir übertragenen Sache leiten lassen, und ich scheue mich nicht, es zu sagen, so seltsam es Dir im ersten Moment klingen mag: es ist mein Pflichtgefühl gewesen, das mich veranlaßt hat, mit ganzer Rücksichtslosigkeit den Angriff von Dernburg zurückzuweisen und dafür die Form zu wählen, von der ich mir durchschlagenden Erfolg versprach. Ob nicht ohne diese Form mancher Richter sich nicht gescheut haben würde, sich der Rüttimann-Dernburgschen Gründe zu bedienen, darüber kann ich etwas Sicheres nicht bestimmen, Tatsache aber ist, daß man in Basel sich von den Richtern ein solches Urteil nicht versehen hat, man war ganz gefaßt darauf, den Prozeß zu verlieren, so wie man umgekehrt in der Landschaft in dem Maße auf einen glücklichen Ausgang rechnete, daß in Liestal bereits die Kanonen geladen waren. Wie Burkhard — Fürstenberger mir berichtet, haben die Richter beim mündlichen Votieren sich über die R.-D. Deduktion zum Teil ganz wegwerfend geäußert. Wieviel davon auf Rechnung meiner Schrift kommt, wage ich nicht zu bestimmen, aber daß erst in der letzten Zeit ein Umschlag in der Stimmung eingetreten ist, scheint unzweifelhaft zu sein, und wenn Du mich im tiefsten Vertrauen um meine Meinung fragst, so

will ich Dir gestehen, ich glaube, meine Schrift hat diesen Umschlag bewerkstelligt, und sie hat es nur dadurch, daß sie die Dernburgsche Argumentation lächerlich gemacht und verhöhnt hat, nur dadurch, daß sie so geschrieben war, daß die vom vielen Lesen bereits übersättigten Richter diese Schrift dennoch zur Hand nahmen und lasen, und nach Beendigung der Lektüre von dem Gedanken, sich hinter die Autorität von Dernburg zu flüchten, gründlich kuriert waren.

Die Voraussichtlichkeit dieses Erfolges würde mich, wie ich Dir nicht erst zu versichern brauche, nicht haben bestimmen können, Dernburg in der Weise zu behandeln, wie ich es getan, wenn nicht die Entrüstung — ich habe keinen anderen Ausdruck — über seine unehrliche und rabulistische Art der Deduktion sich hinzugesellt hätte. Lies doch die Dernburgsche Schrift noch einmal durch — jetzt, nachdem Du den Vorwurf kennst, den ich gegen sie erhebe. Wenn Du auch jetzt nicht die mala fides wahrnimmst, dann will ich einräumen, daß ich mich unverantwortlich geirrt, daß ich Dernburg sträfliches Unrecht getan habe. Aber dann allerdings muß ich zugleich von mir einräumen, daß ich kein richtiges Urteil mehr habe, daß mein Blick von Mißtrauen und Vorurteil getrübt ist — dann muß ich die Zuversicht zu meiner inneren Stimme, in der meine ganze Kraft und Stärke steckt, aufgeben, ich bin ein schwacher, unsicherer Mensch, der erst andere fragen muß, ob seine Auffassung der Dinge auch die richtige ist.

Wie nun auch Dein Urteil ausfallen, und in welchem Licht Dir bei fortgesetzter Betrachtung meine Handlungsweise erscheinen möge — ich bitte um dieselbe Offenheit, die Du mir diesmal geschenkt hast. Überhaupt möchte ich Dich ein für allemal darum bitten. Ich fühle, daß ich mich in persönlicher Beziehung mit Dir nicht messen kann, und ich sehe an Dir hinauf; aber eben darum nehme ich jeden Tadel aus Deinem Munde nicht bloß bereitwillig auf, sondern ich be-

trachte ihn als einen wertvollen Beweis des Interesses, das Du an mir nimmst, und echter wahrer Freundschaft. Wie schmerzhaft es mir aber bei dem Wert, den ich auf Deine Freundschaft und Achtung lege, sein würde, wenn Du in meinem Angriff gegen Dernburg statt eines sittlichen Motives ein unsittliches, statt meiner Entrüstung über Unwahrheit und Unehrlichkeit eine unverantwortliche Frivolität und Selbstüberhebung erblicken würdest — darüber will ich kein Wort verlieren, und selbst das Zeugnis, das ich in meinem Gewissen mir selber ausstellen kann, würde mich über die Einbuße meines sittlichen Menschen in Deinen Augen nur wenig zu trösten vermögen.

Ich erwarte nicht, daß Du sobald mir antwortest, laß immerhin einige Zeit vergehen. Was gäbe ich darum, wenn ich die Sache mündlich mit Dir besprechen könnte!

Anderes auf ein andermal!

Dein

R. Jhering.

48.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, Ende 1862.

Mein lieber teurer Freund!

Ich kann das Jahr nicht scheiden lassen, ohne Dir für den echten Freundschaftsdienst, den Du mir in demselben erwiesen, noch einmal aus vollem Herzen zu danken. Es geschieht nicht aus frohem, sondern aus recht bekümmertem Herzen; ich bin tief darniedergedrückt, fast möchte ich sagen lebenssatt. Die letzten Wochen und Monate haben schwer auf mir gelastet, der Frohsinn, die Heiterkeit, die Zufriedenheit sind dahin, und es kostet mich Mühe, meiner Frau und

meinen Kindern meinen innern Zustand zu verbergen, denn warum soll ich sie mit leiden lassen? Die Angelegenheit, die unsere beiden letzten Briefe berühren, hat fast den einzigen Gegenstand meiner einsamen Gedanken gebildet, immer und immer kehrten sie zu ihr zurück, sooft ich sie auch auf etwas anderes zu lenken suchte, und kein freudiger Blick in die Zukunft konnte ihnen ein Gegengewicht entgegensetzen, denn die Zukunft selber scheint mir schwer verhangen. Es kommt mir vor, als müßte man mich fortan meiden, als ob ich, wenn auch nicht die wissenschaftliche, so doch die moralische Achtung eingebüßt hätte, und als ob fortan nur einige wenige treue Freunde noch zu mir halten könnten, die große Welt aber mich verdammen und mir aus dem Wege gehen müßte. Ich habe schwer gelitten und leide täglich — schwerer, als ich es Dir ausdrücken kann, und ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich jenen Stein, der mein Gewissen drückt, abwälzen könnte. Was mich doppelt darniederbeugt, ist die Einsicht, daß bei jener Gelegenheit nur eine Eigenschaft zum Vorschein gekommen ist, die der langen Reife bedurfte, um diesen äußersten Grad anzunehmen. Es ist jene Leidenschaftlichkeit, Heftigkeit, Reizbarkeit, Rücksichtslosigkeit, der ich wie im Leben, so auch in der Literatur mehr und mehr mich gewöhnt habe nachzugeben, und die am letzten Ende in nichts als Hochmut und Überhebung ihren Grund hat. Ach, hätte ich doch seit Jahren einen Freund wie Dich zur Seite gehabt, der mich beizeiten und allen Ernstes auf den stets überhandnehmenden Fehler aufmerksam gemacht hätte — wie manches hätte mir dadurch erspart werden können! Du bist der *erste*, der an mir gehandelt, wie der wahre Freund es soll, und ich hoffe, Du wirst mir Deine Freundschaft auch fernerhin erhalten, so sehr ich Dir das auch erschwert haben mag. Du persönlich sollst hoffentlich wahrnehmen, daß der Dienst, den Du mir geleistet hast, Früchte bei mir tragen wird; ich hoffe,

daß ich mich an einem Wendepunkt meines Lebens befinde, wenn sonst meine Kraft noch ausreichen wird, die Vorsätze, die ich jetzt gefaßt, auszuführen. Ich muß mich von Grund aus ändern, es genügt nicht, die Spitzen des Unkrauts abzureißen, sondern letzteres selbst muß mit den tiefen Wurzeln, die es seit Jahren in mir geschlagen, ausgerissen werden, ich selber weiß, wo sie sitzen. Die Welt freilich wird mich auch dann noch beurteilen nach dem, was ich war — und das ist mir ein drückender Gedanke, vor ihren Augen werde ich keine Gelegenheit haben, mein Unrecht gutzumachen, meine aufrichtige Reue zu betätigen. Aber wenn Du und einige wenige es nur merken, daß ich in mich gegangen und mit allen Kräften den Versuch mache, einen anderen Menschen anzuziehen, so soll mir das schon genügen.

In der Dernburgschen Sache halte ich mich für vollkommen verurteilt, wenn Du und andere unbefangene Leute Dernburg von dem Vorwurf der mala fides lossprechen. Ob ich selbst das tue — und ich meinerseits kann es mit dem besten Willen nicht — ist völlig gleichgültig, denn meine ganze Polemik verdiente nur dann keinen Vorwurf, wenn ich nicht persönlich, sondern wenn ein jeder die mala fides als eine unzweifelhafte betrachtete. Daß es an Leuten nicht fehlt, welche meine Annahme teilen, ist mir ebenso gleichgültig; wer bürgt mir dafür, daß sie mir nicht nach dem Munde sprechen? Jedenfalls wiegt das einzige Urteil von Dir das aller dieser andern auf.

Aber was jetzt machen? Ich weiß nicht, ob Du es erwartest, daß ich Dernburg um Verzeihung bitten soll — mir ist es nicht möglich! Gern will ich jedem, der es hören will, gestehen, daß Leute wie Du sich gegen mich ausgesprochen haben, und ich habe es schon mehrfach getan, z. B. gegen Köppen, Stößer und hiesige; aber um Dernburg zu bekennen, daß meine Annahme eine unbegründete gewesen, dazu müßte

ich erst diese Überzeugung selbst gewonnen haben, und — erblicke darin keine Verstocktheit! — ich habe sie nicht. Ob meine sonstige Kenntnis von Dernburgs Persönlichkeit dazu mitwirkt, meine Überzeugung von seiner mala fides zu unterstützen, will ich hier nicht erörtern. Schon vor zwei Jahren, nach der Übersendung seines Pfandrechts, machte ich ihm einen ähnlichen Vorwurf wie jetzt und schrieb ihm gerade und offen, daß sein Buch mir hier und da nicht von einem Gelehrten, sondern von einem Advokaten geschrieben zu sein schiene.

Mit Deinen Pandekten schreite ich schrittweise in der Vorlesung vorwärts, sie sind mir bei manchen Materien von großem Wert. Gewöhnt an den gedrungenen Stil von Puchta und seine ungemein präzise Ausdrucksweise finde ich Deine Darstellungsweise mitunter für ein Kompendium zu behaglich und nicht scharf genug — aber freilich, wenn ich selbst ein Kompendium schreiben sollte, würde diese Eigenschaft mutmaßlich in noch ungleich höherem Grade hervortreten. Der Himmel bewahre jeden, der eigne Ideen hat, davor, ein Kompendium zu schreiben!

Mit herzlichem Gruß

Dein R. Jhering.

49.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, Anfang 1864.

Mein lieber Freund!

Dein Gefühl hat Dich richtig geleitet — Du warst an der Reihe zu schreiben, und ich habe mit Sicherheit in diesen Tagen auf einen Brief von Dir gerechnet. Zum neuen Jahr möchte ich Dir Deine Wünsche fast wörtlich zurückgeben, nur

daß ich statt Geist Windscheids Pandekten B. 2 setze (über letztere vgl. beiläufig das neueste Heft der Jahrbücher S. 54, solche Äußerungen sind offenbar durch die niederträchtige Rezension von Muther-Salkowski veranlaßt). Auch unter meinen Wünschen nimmt Schleswig-Holstein nicht die letzte Stelle ein; diese Angelegenheit hat alle meine Gedanken und Interessen in Anspruch genommen und mich in einen Zustand der Aufregung versetzt, wie der März 1848 nicht. Lassen die deutschen Fürsten Deutschlands Ehre im Stich, so gehöre ich mit zur Revolutionspartei, denn nach solcher Schmach wäre eine Revolution die einzige Rettung. Auch jetzt schon habe ich es an energischer Tätigkeit nicht fehlen lassen, in einer Restaurationsperiode könnte man mich schon für das, was ich bis jetzt öffentlich in Volksversammlungen gesprochen und sonst getan habe, absetzen und beistecken. Aber wer jetzt ängstliche Rücksichten beobachten will, der möge sich nur begraben lassen. Die Bewegung ist hier vortrefflich organisiert, woran ich mir ein gewisses Verdienst beimessen darf. Schon im Monat November hatten wir die ganze Provinz Oberhessen mit einem Netz von Vereinen bedeckt, die von uns ihre Parole empfangen; im Dezember ist auf meinen Betrieb in Frankfurt der mittelrheinische Verband für Schleswig-Holstein gegründet. 360—370 junge Leute exerzieren hier mit Waffen, die die Stadt geliefert, 160 von ihnen haben sich verbindlich gemacht, auf den ersten Ruf mit nach Schleswig-Holstein zu ziehen. In allen Städten liegen Listen zur Einzeichnung von Freiwilligen und gedienten Soldaten auf. Wir befinden uns bereits im ersten Stadium der Revolution; von den deutschen Fürsten wird es abhängen, ob das zweite und dritte folgen wird. Neben mir steht Wasserschleben[1] und ein hiesiger Hofgerichtsrat von den Angestellten an der Spitze — eine gute Deckung

[1] Professor der Rechte und später Kanzler der Universität.

für ängstliche Gemüter. Auch einen Geistlichen haben wir in diesen Tagen ins Komitee genommen.

Dieser rege Anteil, den ich an der Bewegung nehme und den ich für meine Pflicht halte, hat mir freilich unglaublich viel Zeit gekostet. Seit Mitte November habe ich kaum etwas anderes getan als die Vorlesungen gehalten und in Schleswig-Holstein gearbeitet. Seit einer Woche ist plötzlich ein anderes Register aufgezogen. Ich erhielt vom Verleger des Geistes einen eindringlichen Mahnbrief, infolgedessen ich mich sofort hingesetzt habe, um wenigstens noch eine kleine Sendung Manuskript in diesem Jahre zu beschaffen. Sie ist soeben vom Stapel gelassen, sie beträgt — einen Paragraphen!! Das wird Eindruck machen in Leipzig! Seit Juli 1862 hatte ich nichts mehr von mir hören lassen. Allerdings habe ich in dieser Zeit nicht stillgesessen, ich habe tüchtig gearbeitet für mein Buch, aber der Abschluß, der Abschluß! Was heute angefertigt, ward morgen wieder umgestoßen. Penelope, Penelope! Ich wollte dem Verleger, weil er mich früher mit meinen Sendungen von einzelnen Paragraphen verhöhnt hatte, einen ganzen Abschnitt auf einmal zustellen, allein es tut's einmal bei mir nicht; was ich im Hause habe, ist nie vor Änderungen sicher. So bin ich denn zu meiner alten Weise, die mich gegen diese Gefahr sicherstellt, zurückgekehrt und werde dabei mutmaßlich mein Leben verbleiben; für mich ist sie jedenfalls die allein taugliche Manier. Bei meinen Umarbeitungsbestrebungen bin ich sogar so weit gegangen, daß ich die ganze Anordnung des noch fehlenden Stücks des dritten Bandes über den Haufen geworfen habe!

Der Verleger kündigte mir zugleich an, daß der erste Band jetzt völlig vergriffen sei, und daß er eine neue Auflage veranstalten wolle. Wie gern würde ich den ganzen Band umarbeiten. Aber wo anfangen und wo aufhören? Es würde kein Stein auf dem andern bleiben, und ich würde

nie damit fertig werden. Wieviel gäbe ich darum, wenn ich jetzt mit Dir an einem Orte lebte, um im einzelnen Deinen Rat zu vernehmen. Ich kann nicht erwarten, daß Du ihn mir brieflich mitteilst — denn das läßt sich kaum machen — aber wenn Du in Deinem Exemplar etwa Anzeichnungen, Fragezeichen, Ausrufungszeichen gemacht hast und es einige Zeit entbehren könntest, so würde ich Dir für die Übersendung sehr dankbar sein. Wie ich selbst über den ersten Band denke, weißt Du, er ist bei weitem der schwächste, aber was läßt sich noch viel aus ihm machen? Von Änderungen im einzelnen abgesehen nichts!

Gegen „mein Fleisch und Blut" zu operieren, hatte ich mir bei Aufnahme des Aufsatzes vorbehalten, unter einer andern Bedingung hätte ich ihn gar nicht aufgenommen, denn ich will durch meine Zeitschrift nicht zur Verbreitung so ungesunder Ideen beitragen. „Warum nimmst Du denn überhaupt einen solchen Aufsatz auf?" fragst Du. Antwort: weil ich glaube, daß die Wissenschaft gegen gewisse Ideen nur vollständig gesichert werden kann, wenn sie einmal in ihrer ganzen Nacktheit und Konsequenz ausgesprochen werden. Deinem Einwand in bezug auf die Möglichkeit der Offerte in personam incertam begegne ich mit der Bemerkung: es handelt sich nicht um das an sich Mögliche, sondern um das, was das Leben anerkannt hat, in der Auslobung ist aber eine ganz beschränkte Form des Versprechens in personam incertam zugelassen, keineswegs aber das Prinzip eines solchen Kontrahierens schlechthin, und ich würde bange werden vor demselben. Der Fall aus Deinen Kinderjahren scheint mir kein anderer als der des ersten Einsatzes zu sein, d. h. der Auktionator schlägt, wenn niemand bieten will, selber einen Preis vor, was aber meines Erachtens keineswegs ausschließt, daß, wenn einer „dies Gebot hält", ein anderer ein höheres tut, wenigstens wird es bei uns zulande so gehalten. Über

Kontrahieren in personam incertam solltest Du jedenfalls einen § in Dein Lehrbuch aufnehmen.

Dein Gefallen an meinem letzten Brief[1] hat mich etwas überrascht, ich selbst habe ihn für meinen schwächsten gehalten, er ist mir gar zu bummelwitzig. Hätte ich statt des Humors der Kritik den Humor plastischer Gestaltung, ich hätte schon lange, wie Du mir rätst, einen Roman geschrieben, aber dazu reicht mein Talent nicht aus. Zwischenkapitel in einem anderen Roman könnte ich schon machen. Übrigens habe ich, als ich mich 1837 studierens halber in München aufhielt, bereits eine komische Novelle geschrieben, auf Grund deren der verstorbene Hebbel mich aufforderte, in diesem Genre weiterzuarbeiten. Einmal ist es sogar bis zur Anlage eines Lustspiels gekommen — aber dabei ist es auch geblieben. Aber ich will mir Deinen Rat merken, vielleicht wähle ich mein eigenes Leben, das der komischen Effekte sehr viele darbietet, zum Gegenstande. Aber vorher muß der Geist fertig sein, damit es nicht von mir einmal heißt: ich hätte noch bei Lebzeiten d e n G e i s t a u f g e g e b e n!

Herzliche Grüße an Deine Frau!

Dein R. Jhering.

50.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 29. März 1864.

Anonymer Wohltäter!

Von meinem „Geist", an dem mein Geist ohne Gänsefüßchen sich soeben müde gearbeitet hat, wende ich mich in

[1] Es handelt sich um die später in „Scherz und Ernst" aufgenommenen „Vertraulichen Briefe eines Unbekannten".

mitternächtiger Stunde zu Dir, um Dir für die Übersendung Deines neuesten mir durch die Verlagshandlung Pschorr & Co. zugekommenen Werks meinen tiefgefühlten Dank zu stammeln. Daß ich dies erst jetzt tue, hat weder in geringer Entwicklung meines Dankgefühls, noch auch in dem Umstande seinen Grund, daß ich mit der Lektüre Deines Werkes bisher noch nicht zu Ende gekommen — ich habe bisher erst einige Seiten davon genossen — sondern lediglich darin, daß ich, bis Ende voriger Woche durch Pandekten und andere Geschäfte völlig in Anspruch genommen, den ersten Moment meiner Freiheit benutzte, um einen Abstecher nach Marburg zu machen, wo ich bei Köppen einige Tage verweilte. Zurückgekehrt fand ich einen Druckbogen vor, der mir viel zu schaffen machte, da er an einer Stelle einen Gallimathias enthielt, den ich jetzt hinterher in geistreiche Gedanken umarbeiten soll — was, wie man öfter erleben kann, selbst für einen Mann, der in Geist macht, nicht so leicht ist als das Entgegengesetzte.

Um nun zunächst mein Urteil über Dein neuestes Werk abzugeben, so finde ich dasselbe in jeder Hinsicht Deiner würdig. Der Stil ist außerordentlich flüssig, ohne daß dadurch dem Gehalt der Sache im mindesten Abbruch geschähe. Das eine reiht sich so naturgemäß an das andere, daß man nur sagen kann: es ist aus einem Guß. Die Gedanken aber sind durchaus treffend, wahr und überzeugend, ich habe keinen gefunden, bei dem sich bei mir nur der geringste Zweifel geregt, oder wo ich einen Beweis durch Stellen aus dem corpus juris gewünscht hätte. Solche Werke tun wahrhaft wohl, sie gehen dem Leser in Fleisch und Blut über, er assimiliert sich ihren Inhalt ohne die geringste Mühe. Darum kann ich Dir aus voller Überzeugung zu diesem neuesten Opus gratulieren, und ich bin überzeugt, daß weder Muther, noch Salkowsky daran das geringste auszusetzen haben würden,

wenn es in ihre Hände käme. Solchen Leistungen gegenüber schweigt jede Kritik! Darum nochmals aus voll bewegter Brust meinen herzlichsten Dank! Das einzige, was ich bedaure, ist, daß ich nicht gemeinsam mit Dir mich in das Studium Deines Geschenks habe vertiefen können.

20. März.

Die Müdigkeit übermannte mich bei den letzten Worten, und da ich am folgenden Tage und später in mitternächtiger Stunde, wo ich jetzt regelmäßig meine Briefe schreibe, weil mein Geist dann am frischesten ist, anderweitig in Anspruch genommen war, so hat dieser Brieftorso einige Tage gelegen.

Indem ich auf Deinen letzten Brief, der vor mir liegt, eingehe, kann ich Dein Urteil über unsere politischen Aussichten nur unterschreiben. Es liegt eine dumpfe, schwere Luft über uns, die alle Leidenschaft und Tatkraft im Volke erstickt — ich habe mich in dieser Beziehung schwer getäuscht, ich habe das Volk für tatkräftiger und entschiedener gehalten. Daß es mir unter solchen Verhältnissen doppelt schwer wird, meine Zeit nach wie vor der Schleswig-Holsteinischen Sache zu opfern — ein schwereres Opfer in meinen Augen als das Geld, namentlich in dieser Zeit, wo ich am „Geist" gearbeitet habe — brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Aber ich betrachte die Sache als meine Pflicht und will in der Zeit der Prüfung und der Lahmheit um so weniger zurücktreten. Man muß zu halten suchen, was man kann. Daß freilich die bloße Stimmung und die Worte und Reden es nicht tun, davon kann niemand mehr überzeugt sein als ich — — wäre die Kluft zwischen dem Wort und der Tat bei uns Deutschen nur nicht so groß, wie sie ist! Aber auf 1000 Zentner Worte kommt bei uns in gegenwärtiger Zeit kaum ein Lot Tat — wir sind eine Nation von Philistern ohne allen idealen Schwung. Ich gebe Dir vollkommen recht, daß es lächerlich wirkt, wenn

die Süddeutsche Zeitung stets das Gespenst der Revolution beschwört — schon bei dem bloßen Gedanken daran zieht der Philister sich die Schlafmütze über die Ohren! Philister machen keine Revolution — das weiß Bismarck recht gut, und wenn sie es tun, so ist er, obschon Charlatan, Simson genug, um sie zu Paaren zu treiben. Die jetzige Zeit bezeichnet eine der bittersten Enttäuschungen meines Lebens. Doch lassen wir das!

Deine Notizen über meinen Geist Band 1 würde ich außerordentlich gern entgegennehmen; selbst wenn sie nur Frage- und Ausrufungszeichen enthielten, würden sie mir die Punkte bezeichnen, an denen Du Anstoß genommen hast, und mich aufmerksam machen. Im übrigen muß ich leider gestehen, daß Du mit Deiner Ansicht, daß der erste Band sich nicht umarbeiten läßt, ohne etwas völlig anderes zu werden, vollkommen recht hast; ich werde mich auf einzelne Änderungen beschränken. Notizen zur vergleichenden Rechtsgeschichte habe ich mir hie und da an den Rand gemacht, aber sie würden nicht ausreichen, um das Werk nach dieser Seite hin zu vervollständigen. Von welchem Wert und Nutzen für die Erforschung der Urzustände des Rechts die vergleichende Rechtsgeschichte ist, habe ich schon bei Ausarbeitung des ersten Bandes gefühlt, und verdanke der letzteren mehrere meiner Anschauungen. Übrigens werde ich wahrscheinlich die Besorgung der zweiten Auflage so lange verschieben, bis ich mit dem dritten Bande fertig geworden bin. Derselbe rückt langsam, sehr langsam aus der Stelle, aber er rückt doch; alle paar Wochen ein §!

Mein Versuch, eine Verschmelzung der Zeitschrift für Zivilrecht, des Archivs und meiner Jahrbücher herbeizuführen, ist an dem Widerstande meines Verlegers gescheitert, ich werde also vorläufig die Jahrbücher allein fortführen, lieber als sie in andere Hände übergehen zu lassen. Die Grund-

ansicht, von der aus ich sie unternommen, hat sich übrigens im letzten Jahr wesentlich verändert, was ich den Arbeiten für meinen „Geist" verdanke. Vom „Konstruieren" komme ich immer mehr zurück, es gibt doch noch etwas Höheres im Recht als das logische Element, und ich freue mich, daß ich selbst aus eigenem Antriebe zur Erkenntnis desselben gelangt bin. Du wirst im dritten Bande meine Umkehr wahrnehmen können. Ich schicke Dir die fertigen Druckbogen nicht, da ich voraussetze, daß Du mit Deinen Pandekten genug zu tun hast; solltest Du übrigens das Gegenteil wünschen, so stehe ich gern bereit. Die Technik ist jetzt fertig, und ich stehe bei der „Theorie der Rechte", wo es mehr auszuräumen gibt, als ich früher geglaubt habe.

Doch jetzt genug! Ich muß zu einer Sitzung des Komitees für Schleswig-Holstein, das große Dinge vorbereitet.

Dein R. Jhering.

Herzliche Grüße an meine verehrte Freundin, der es hoffentlich wieder recht gut geht!

51.

Aus einem Briefe an Bernhard Windscheid.

Gießen, 16. Dezember 1864.

Zum Sommersemester hoffe ich an die zweite Abteilung meines Buches zu gehen, und es ist keineswegs unmöglich, daß ich damit schon im nächsten Jahre fertig werde. Der vierte Band, der dann noch übrig bleibt, wird das dritte System zum Gegenstande haben. Dann sind wir fertig! Daß das dritte System so viel kürzer ausfällt als das zweite, hat seinen Grund darin, daß letzteres das eigentlich grundlegende

war und eine Menge allgemeiner Ideen erst entwickeln mußte, auf denen ich später fortbauen kann. Wenn das ganze Werk fertig ist, wird sich dies von selbst zeigen.

52.

An Oscar Bülow[1].

Gießen, 9. April 1865.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Ich freue mich sehr, Sie mit diesem Namen begrüßen zu können, und heiße Sie als solchen herzlich willkommen. Absichtlich habe ich es unterlassen, Sie von der Aussicht, die sich hier für Sie vorbereitete, in Kenntnis zu setzen; ich wollte Ihnen die Aufregung, die mit dem Hoffen und Harren verbunden ist, ersparen und hoffe, daß Ihnen auch von anderer Seite vor Eintreffen des Rufes nichts zu Ohren gekommen ist. Ich weiß aus eigener und fremder Erfahrung, daß ein solches Warten sehr peinlich ist, und habe es nie jemandem gedankt, der mich vor der Zeit benachrichtigt hat, wie es aus falsch verstandener Teilnahme nicht selten geschieht.

Wenn Sie annehmen, daß ich bei Ihrer Berufung einen gewissen Einfluß ausgeübt habe, so irren Sie sich darin allerdings nicht, und schon im vorigen Sommer habe ich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mir Sie auf Gießen angesehen. Aber sehr verkehrt würde es sein, wenn Sie dieserhalb sich mir gegenüber zu irgendwelchem Dank verpflichtet halten wollten; ich habe, indem ich Sie in Vorschlag brachte, mich lediglich durch das Interesse unserer Fakultät leiten lassen und weise Ihren Dank mit Protest zurück. Wenn ich Ihnen damit per-

[1] Damals Privatdozent in Heidelberg, später Professor in Gießen, Tübingen, Leipzig.

sönlich einen Dienst erwiesen, so trägt das seinen Lohn für mich in sich selber; es ist mir jedesmal eine große Freude gewesen, wenn ich dazu habe beitragen können tüchtige Leute an die richtige Stelle zu bringen. Also fortan kein Wort des Dankes weiter, wenn Sie nicht wollen, daß ich darin den Vorwurf erblicke, ich hätte mich bei meinem Vorschlage durch persönliche Rücksichten leiten lassen. Daß Sie den Erwartungen, die wir von Ihnen hegen, entsprechen werden, davon bin ich nach allem, was ich von Ihnen gehört habe, überzeugt.

Eine ganz außerordentliche Freude ist es mir, in Ihnen einen Kollegen zu gewinnen, der wissenschaftlich mit mir sympathisiert. Wie habe ich mich nach einem solchen gesehnt! Ich habe jahrelang hier so gut wie isoliert gestanden, Sie wissen aber, daß es nicht gut ist, „daß der Mensch allein sei". Ich zweifle nicht daran, daß wir in einen recht regen wissenschaftlichen Verkehr kommen werden, an der Geneigtheit von meiner Seite fehlt es nicht. Ihre Stellung kann zunächst nicht anders als eine bescheidene sein. Unser Finanzetat ist in einer Weise belastet, daß ich kaum auf 600 fl. für unsere Fakultät gehofft habe. Die 600 fl. werden Sie ohne Anstand erhalten, sie sind für Sie in Aussicht genommen, dagegen halte ich ein mehreres zurzeit für völlig unmöglich. Aber ich zweifle nicht daran, daß Ihre äußere Stellung bald eine bessere werden wird, unser Finanzetat muß und wird eine Erhöhung oder Erleichterung erhalten. Vorläufig müssen Sie vorlieb nehmen und das Fehlende durch Vorlesungen und Schriftstellerei zu decken suchen.

Mit freundlichem Gruß

ganz der Ihrige

R. Ihering.

53.

An Frau Lotte Windscheid.

Gießen, 15. April 1865.

Hochverehrte Freundin!

Wie hat es mich gedrängt, Ihren reizenden Brief sofort zu beantworten! So schreiben kann eben nur eine Frau, und ich bin stolz darauf, daß ich auch einmal einen solchen Brief bekomme, wie ich sie sonst nur aus der Brieftasche meiner Frau (dieselbe trägt nämlich die empfangenen Briefe monatelang in ihrer Tasche mit sich herum, bis diese überquillt) zu sehen bekomme. Zur Schande des männlichen Geschlechts muß ich gestehen, daß die meisten Briefe, die sie erhält (d. h. von Freundinnen; ihre Freunde tragen ihre Gefühle mehr auf dem Herzen, als daß sie sich brieflich aussprächen), die meiner Freunde ausstechen. Wir armen Männer, wir treiben alles, was wir tun, als Geschäft, selbst das Briefschreiben, und unwillkürlich überträgt sich die Stimmung, in die uns die Arbeit an einer Abhandlung versetzt hat, auch auf den Brief. Von 5—8 Uhr ein § über die mancipatio, von 8—9 einem Freunde zu seiner Verlobung oder, wenn er schon weiter vorgerückt ist, zu einem Kinde gratulieren — das steht ganz auf einer Linie für uns. Wo soll da plötzlich das Gefühl herkommen? Es ist nur die Fortsetzung der Arbeit, man gratuliert und kondoliert im Stil einer juristischen Abhandlung. Wäre ich nicht 1½ Wochen unwohl gewesen und folglich aus der Arbeitsstimmung gründlich herausversetzt, ich wüßte nicht, woher ich den Mut und die Stimmung nehmen sollte, um einer Freundin zu schreiben. Aber ich fühle mich gottlob zurzeit so juristisch-leer und so gefühls-voll, daß es mir nicht die geringste Mühe macht, zu vergessen, daß ich ein gar gelehrter Herr bin, und so ungezwungen zu plaudern, als ob ich eine

Dame wäre. Ein solches Geplauder wird hoffentlich bei Ihnen freundliche Aufnahme finden, und der gestrenge Freund und Gemahl wird darum nicht schlechter von mir denken.

Ihre Liebeserklärung hat mich in große Verlegenheit gesetzt. Wissen Sie warum? Nicht des Gefühls der eigenen Unwürdigkeit wegen — damit nehme ich es nicht so genau; ich hätte schon oft im Leben verlegen werden müssen, wenn ich bei dem, was mir zuteil geworden, nach meiner Würdigkeit hätte fragen wollen. Für Liebe, Hochachtung, Verehrung habe ich eine unbegrenzte Kapazität, und ich bin nie ängstlich gewesen, sie entgegenzunehmen. Nein! aber die Erwiderung! Da hapert es! Verstehen Sie wohl: nicht mit der Sache selbst, nicht mit dem, was ich für meine Freundin empfinde — in dieser Beziehung glaube ich Sie doch noch bei weitem übertreffen zu können! — aber mit dem Ausdruck, mit der Äußerung. Eine wie läppische Figur würde ich spielen, wie würde Freund Windscheid lachen, wenn ich mich verleiten ließe, mit der Hand auf dem Herzen und schmelzendem Blick Ihnen allen Ernstes meine Verehrung auszudrücken: „ich hätte geglaubt", würde er sagen, „daß er sich besser aus der Affäre gezogen hätte". Den Spaß will ich ihm nicht machen, lieber verschließe ich mir den Mund.

Aber Scherz beiseite, Frau Windscheid, ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich darüber bin, daß auch wir beide miteinander harmonieren und sympatisieren. Recht schmerzliche Erfahrungen haben mich gelehrt, daß die Verheiratung eines Freundes nicht selten die Freundschaft abschwächt, der Frau gefällt der Freund nicht, und die Folge davon ist, daß das Verhältnis gelockert oder nur mit Anstrengung aufrecht erhalten wird. Mögen Ihnen solche Erfahrungen erspart bleiben — ich selber habe sie leider zur Genüge machen

müssen, und bei jedem Freunde fürchte ich immer, wenn er sich verheiratet. Darum kann ich mich nicht glücklich genug schätzen, daß ich in dem Maße Gnade vor Ihren Augen gefunden habe, wie es ja Ihrer Versicherung zufolge — und ich halte Sie für eine wahrheitsliebende Frau — der Fall sein muß; ich hätte es für den schwersten Verlust, der mir in meiner Freundschaft hätte begegnen können, gehalten, wenn mein Verhältnis zu Windscheid gelockert worden wäre, ich glaube keinen zweiten Freund zu besitzen, der in dem Maße wie er Wahrheit und Nachsicht gegen mich verbindet, und den ich in sittlicher Beziehung so hoch über mich stelle wie ihn. Wenn es einem älteren Manne ebenso gut anstände als einem jungen Mädchen, sich in Freundschaftsversicherungen zu ergehen, so würde ich dies Windscheid gegenüber tun oder, was dasselbe, seiner Frau gegenüber —, aber so etwas widerstrebt mir, und ich kann nur sagen, unter allen meinen Freunden ist er mir der teuerste, Gott erhalte ihn und sein Haus.

Wenn Ihre Freundschaft für mich übrigens durch die Richtigkeit des Bildes bedingt ist, das Sie sich von mir machen, so sieht es schlimm damit aus. Ich ein „guter Mensch"? Sagen Sie das niemandem als mir selber, denn die Welt würde Sie wegen Ihrer geringen Menschenkenntnis bedauern. Ich bin ja in der juristischen Welt berüchtigt als ein bissiger, giftiger Patron, ein Kettenhund, der unschuldige Leute, die ihm nahe kommen, ins Bein beißt. Ich hatte in der Tat einmal Anlage, ein guter Mensch zu werden, ich war im ganzen harmlos, gutmütig und heiter, aber die Dornen haben den guten Samen erstickt, der Schriftsteller, der sich geltend machen will und muß, der für eine angefochtene Richtung das Schwert schwingen muß, ist mit dem Menschen durchgegangen. Man kann einmal nicht 13 Jahre am „Geist des R. R." arbeiten und links und rechts Hiebe austeilen,

ohne daß der Charakter Schaden nimmt! Und sodann — wenn Sie einmal meine Beichte weiter vernehmen wollen — für einen von Haus aus sehr heftigen, aufbrausenden Menschen, wie mich, ist es nicht gut, wenn er durch Glück und Anerkennung verwöhnt wird, das macht übermütig, reizbar, rücksichtslos. Ich glaube nicht, daß ich so, wie ich mich jetzt kenne, als mein Doppelgänger den Umgang mit mir suchen würde, ich würde mir möglichst aus dem Wege gehen, jedenfalls würden wir sehr bald heftig aneinander geraten — freilich, um es hinterher bitter zu bereuen. In dieser Reue, die mich oft befällt, steckt noch der einzige Rest der alten Gutmütigkeit, die ich mit zur Welt gebracht habe, aber etwas Rechtes kommt bei dieser Reue doch nicht zutage, ich bin schon zu alt geworden, um mich noch von Grund aus zu bessern.

Übrigens fürchte ich nicht, durch diese Beichte Ihre Freundschaft zu verscherzen. In den Augen einer Frau haben gerade Fehler, wenn sie nicht aus gemeiner Gesinnung hervorgehen, etwas Gewinnendes, es tut dem weiblichen Gemüt so wohl, Nachsicht zu üben! Und ich glaube, daß ich gerade der Gelegenheit, die ich Ihnen geboten habe, diese edle Tugend an mir zu üben, Ihre Freundschaft verdanke. Auf diesem Grunde wird unsere Freundschaft fest erbaut sein!

Mit freundlichem Gruß von meiner Frau, die stolz ist auf jede Eroberung, die ich mache,

Ihr aufrichtiger Verehrer

R. Jhering.

54.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 18. April 1865.

Mein lieber Freund!

Anbei der annoncierte Brief! In diesen Tagen waren verschiedene Besuche hier: Köppen, der augenblicklich zum Besuch in Marburg ist, eine Verwandte meiner Frau, die bei uns logierte, und der neuberufene Kollege Bülow. So gelange ich erst heute dazu, eine Schuld des Dankes abzutragen. Es ist eine doppelte. Als materielle Natur stelle ich das Faß Bier voran, das mich wiederum mit Hochachtung vor dem spezifischen Genius des Bayernvolkes erfüllt und bereits verschiedentlich auch andere Mägen als den meinigen erquickt hat. Während ich den süßen Inhalt auf Flaschen bezw. auf meinen und andere Mägen gefüllt habe, habe ich das Faß am vorigen Sonnabend an den Absender zurückgeschickt, was ich zu Deiner Instruktion bemerke. Dein Geschenk hat aber diesmal Dimensionen angenommen, daß ich zweifelhaft bin, ob ich Dir nicht etwa, um mich gebührend zu revanchieren, statt Kibitzeier und Aal einen ganzen Ochsen zusenden muß! Glücklicherweise bin ich kein Mensch, der bei solchen Freundschaftsbeweisen die Wagschale zur Hand nimmt, ich werde mich also durch das schwere Geschütz, das Du bei mir hast anfahren lassen, in meinem Kleingewehrfeuer nicht irremachen lassen. Unter allen Umständen einen von Herzen kommenden Dank! Um Dir einen Brief zu ersparen, will ich mir selber sofort in Deinem Namen für eine Sendung Kibitzeier danken, die ich schon um Weihnachten für Dich in Aurich bei meinen Verwandten bestellt habe. Offenbar haben sich die Kibitze dort noch nicht betreten lassen, denn ich selber habe noch nichts

erhalten und folglich Du auch noch nicht. Hoffen wir auf eine gute Brut!

Von dieser Brut komme ich auf die eigene, nämlich den letzten Band des „Geistes". Daran knüpft sich die zweite Dankesschuld für mich. Man kann Dich in allen Dingen als Muster nehmen. Wie eingehend hast Du über mein Buch geschrieben; ich fühle eine gewisse Beschämung, wenn ich mir vorhalte, wie bequem ich es mir in ähnlicher Lage zu machen pflege. Um so mehr fühle ich mich Dir zu aufrichtigem Dank verpflichtet, daß Du so viel Zeit auf mich verwandt hast. Ich will Dir in Folgendem zeigen, daß ich Deine Bemerkungen beherzigt habe.

Dein Gesamturteil ist ein so günstiges, daß ich keinen weiteren Wunsch habe, als daß es auch von Kollegen, die mir persönlich minder wohlwollen, geteilt werde. Ob ich das je erleben werde? Es ist mir zweifelhaft, es scheint der Blick des Freundes dazu zu gehören, um an meinem Buch das Gute zu finden, das Du ihm nachrühmst. Aber es ist mir doch eine Bürgschaft dafür, daß ich meine Zeit nicht völlig verfehlt habe, wenn ein Mann wie Du, der bei aller Freundschaft für mich doch Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe genug besitzt, um mir seine wahre Meinung zu sagen, im allgemeinen das Urteil ausspricht, daß ich gehalten habe, was der Titel verspricht. Das ist ja schließlich doch das Entscheidende, ob der neue Weg, den ich eingeschlagen, der richtige ist, nicht aber, ob alle Ansichten, zu denen ich auf diesem Wege gelangt bin, haltbar sind; möge man noch so viel im einzelnen berichtigen und widersprechen, ich glaube nicht umsonst gelebt zu haben, wenn ich die Berechtigung und Notwendigkeit des von mir eingeschlagenen Weges dargetan habe. Die folgenden Bände werden dies vielleicht noch mehr erweisen.

Indem ich jetzt zu Deinen ferneren Bemerkungen übergehe, kann ich die Richtigkeit derselben im allgemeinen nur völlig

anerkennen. Es ist vollkommen richtig, daß ich in dem zweiten System bereits Gedanken entwickle, die das ganze römische Recht, auch das spätere, beherrschen. Ich bin dazu dadurch veranlaßt, daß sie doch an irgendeiner Stelle in ihrem ganzen Zusammenhang geschildert werden müssen, daß eine Zerstückelung nach Maßgabe der Zeit vom Übel sein würde und die richtige Stelle für sie dasjenige System ist, in dem sie zuerst sichtbar hervortreten. Es ist dies die systematische Attraktionskraft der verschiedenen Epochen des Rechts, die ich öfters betont habe, und ohne die ich etwas Zusammenhängendes zu geben außerstande wäre. Sie wird sich, wenn auch in verringertem Maße, zugunsten des dritten Systems wiederholen, indem ich manche einzelne Erscheinungen, die bereits dem zweiten angehören, dem dritten zuweisen werde, weil die Ideen und Prinzipien, an welche sie die ersten Anklänge enthalten, erst in ihm ihre vollständige Ausprägung gefunden haben. Daß manche der von mir entwickelten Erscheinungen eine allgemeine, für alle Zeiten gültige Wahrheit beanspruchen (so namentlich die analytische Vereinfachung des Tatbestandes), habe ich selber am wenigsten verkannt, aber ich mußte sie doch in den Zusammenhang einreihen, in dem sie historisch zuerst auftraten, und etwas für das ältere Recht Charakteristisches bleibt doch immer die Konsequenz und Energie, mit der es sie durchführt. Das spätere Recht hat zum Teil einen andern Weg eingeschlagen.

Interessant ist mir das Zusammentreffen mit Dir in bezug auf das Subjekt des Rechts gewesen; ich habe mir die Stelle für eine zweite Auflage notiert. Ein solches Übersehen ist mir leider nur zu häufig begegnet, und ich würde Dir sehr dankbar sein, wenn Du mich in bezug auf Dich darauf aufmerksam machen wolltest. Ich notiere mir für meinen „Geist" nur solche Bemerkungen und Gedanken, die ich im Moment des Lesens glaube verwerten zu können, und die mir selber

noch neu sind. An wie manchen bin ich vorübergegangen, für die mir zur Zeit der Lektüre noch das Verständnis fehlte. So finde ich z. B. bei Deiner Bemerkung über das Subjekt in meinem Exemplar ein † als Zeichen meines Dissenses — und im Lauf der Jahre bin ich jetzt durch eignes Nachdenken ganz zu derselben Ansicht gelangt! Ich habe in den letzten 2—3 Jahren eine merkwürdige Umwandlung meiner ganzen Anschauung durchlebt, die Dich noch oft frappieren und — freuen wird, denn sie besteht in einem Übergang zu dem Standpunkt, den Du seit Jahren einnimmst, und den ich früher so scharf bekämpft habe. Deine Richtung war von Anfang an eine ungleich gesundere als die meinige, davon habe ich mich jetzt vollkommen überzeugt. Aber auch Du hast gefehlt. Während ich den Begriff und die Konstruktion über alles setzte, hast Du umgekehrt die Berechtigung dieses formaljuristischen Elements zu gering angeschlagen. Der endliche Weg zur Wahrheit führt nicht um die Technik herum, sondern durch sie hindurch. Du hattest vollkommen recht, wenn Du die Tatsachen des Rechtslebens, z. B. die Fortdauer des Vermögens nach dem Tode, als verbindlich für die Jurisprudenz aufstelltest; gegenüber dem, was das Leben verlangt, kann keine angebliche Logik des Rechts aufkommen, und für den Verkehr ist es vollkommen gleichgültig, ob der Jurist die Anforderungen desselben konstruieren kann oder nicht. Das wird allerdings nur zu oft übersehen und ist es auch von mir. Aber die Vertreter einer solchen Verkehrtheit kann man nur dadurch gründlich bekämpfen und zum Schweigen bringen, indem man nicht, wie Du es tatest, im einzelnen Fall das Verkehrte ihrer Bemühungen ihnen vorhält, sondern indem man prinzipiell die Berechtigung und Tragweite des formaljuristischen Gesichtspunktes untersucht und ihnen den Nachweis liefert, daß derselbe sich wie eine elastische Form jedem Inhalt anbequemt. Der Schein der absoluten Wahrheit der

juristischen Begriffe muß vernichtet werden, sie selbst als das aufgedeckt werden, was sie sind: als bloße Formen eines gegebenen Inhalts, der unter andern Umständen auch anders sein könnte. Dazu glaube ich jetzt den ersten Schritt getan zu haben; die folgenden werden im nächsten Bande und vielleicht in einer besonderen Schrift[1] von mir geschehen. Auch der hereditas jacens — diesem mir unvergeßlichen Denkmal Deiner Selbstüberwindung gegen mich! — glaube ich dabei eine Gestalt geben zu können, die niemanden mehr befriedigen wird als Dich. Ich habe tief bohren müssen, um die richtige Lösung zu finden, aber ich glaube, daß ich sie habe; sie ist unendlich einfach und beschränkt sich keineswegs auf sie selber, sondern umfaßt eine ganze Kategorie der wichtigsten, bisher gar nicht beachteten Rechtserscheinungen.

Die Umwandlung, die mich Dir wissenschaftlich so nahe gebracht, hat mich von Gerber gänzlich entfernt. Das einzige, was er mir über den letzten Band geschrieben, besteht darin, daß er zwar das ganze Buch noch nicht gelesen habe, daß er jedoch aus der Theorie der Rechte „zu seinem schmerzlichsten Bedauern entnommen habe, daß die Jahre, in denen wir ohne persönliche Berührung miteinander gewesen seien, ausgereicht hätten, um unsere wissenschaftlichen Standpunkte völlig auseinanderzubringen". Das ist alles, in einem späteren Briefe ist er auf mein Buch nicht wieder zurückgekommen, und wenn mir nicht von Dir und einigen anderen anerkennende Urteile zugekommen wären, ich könnte glauben, vollständig Fiasko gemacht zu haben.

Daß man das Recht als „Wollen dürfen" definiere, mag geschehen (§ 60 letzter Satz). Allein, was ich bestreite, ist, daß diese Fassung ausreicht, um die Beschränkung des Rechts auf einen gewissen Inhalt wirklich zu begreifen; zu diesem

[1] Schon ein Hinweis auf den „Zweck im Recht"?

Verständnis gelangt man nur mittelst des Interesses. Warum nicht ein „Wollen dürfen", daß Du Dein eine Stunde von dem meinigen entferntes Haus nicht höher baust, daß Du Deine Sachen nicht veräußerst? Bei der Bildung und dem Zuschnitt der Rechte hat nicht die Idee der Willensmacht, sondern die des ökonomischen oder ethischen Interesses zu Rate gesessen; nachdem sie gebildet waren, möge immerhin der Willensbegriff ihm das juristische Gewand umhängen, aber ein produktives Prinzip ist er nicht gewesen, die Rechte würden entgegengesetztenfalls einen ganz andern Zuschnitt erhalten haben. Wie weit wären die römischen Juristen z. B. bei den Servituten mit dem Willensbegriff gekommen! Es hätte ihnen jeder Maßstab gefehlt. Ebenso bei der Obligation. Welchen Maßstab hättest Du z. B. zur Beurteilung der bindenden Kraft eines Vertrages, wenn plötzlich die dem Begriff des Interesses entnommenen Grundsätze des römischen Rechts hinweggenommen würden? Du müßtest alle Verträge, soweit sie nicht wegen Irrtums usw. ungültig wären, gelten lassen: Kurz, der Willensbegriff ist ein rein formales Prinzip, das Interesse aber ein materielles. Servituten, Verträge, testamentarische Bestimmungen, die keinem gerechtfertigten Interesse entsprechen, entbehren nach meiner Theorie der bindenden Kraft, nach der Willenstheorie nicht; und es würde eine rein positive Bestimmung sein, daß sie in gewissen Fällen ihres Inhaltes wegen ungültig sein sollten. Aber dies, was nach der von mir bekämpften Ansicht etwas Singuläres, ein Eingriff in die Willensfreiheit sein würde, ist nach meiner Auffassung nur das Ergebnis der Konsequenz, der Zweckbestimmung des Rechts. Was ich wollte, ist nicht die formale Richtigkeit einer Definition bestreiten, sondern ihre Fruchtbarkeit für das Verständnis.

Für den juristischen Gebrauch soll und muß der Begriff der juristischen Person beibehalten werden, aber auch bei ihr

soll man sich bewußt sein, wem das Vermögen zugute kommt; der logische Formalismus unserer Juristen hat dies nur zu oft außer acht gelassen, und es kam mir nur darauf an, dieser rein formalistischen Bestimmung des Subjekts, die bei der Aufhebung der juristischen Person zu einem ganz tollen Resultat führen kann, das reale Bestimmungsverhältnis des Vermögens entgegenzustellen. Daß die Beziehung der einzelnen Mitglieder zu dem Vermögen bei den verschiedenen Arten der juristischen Person, die Du anführst, eine verschiedene ist, verkenne ich nicht.

Wie definierst Du ein Recht an der Sache? Danach muß es sich bestimmen, ob Du den Besitz unter die Zahl derselben aufnehmen mußt. Das Moment der actio in rem gehört nicht zum Begriff dieses Rechts; absolut geschützt ist auch der Besitz, nämlich gegen jeden, der ihn antastet, nach Auffassung des späteren römischen Rechts tastet der dritte Erwerber ihn nicht an (anders beim interdictum utrubi des früheren Rechts). Ich habe mich in die Auffassung des Besitzes als Recht an der Sache so hineingelebt, daß ich Deinen Einwand: der Wille des Besitzenden sei nicht für die Sache, sondern nur für den Willen bestimmter Personen maßgebend, gar nicht recht verstehe.

Daß mittelst des Systems der Negation „andere Fragen" hineingebracht wurden, darin hast Du vollkommen recht, aber eine gewisse Beschränkung übte doch der Grundsatz immerhin aus, denn nicht alle Einwendungen ließen sich unter den Gesichtspunkt der Negation bringen, und selbst abgesehen davon zwang doch der Grundsatz der einen Frage zur knappen Formulierung des Streitpunktes.

So viel zur Beantwortung Deiner Bemerkungen. Zur Fortsetzung der vertraulichen Briefe fehlt es mir zwar nicht an

Material, aber an dem rechten Humor. Ich bin den Winter hindurch ernst und langweilig gestimmt gewesen, auch hat die Besorgung der zweiten Auflage meines Buchs mir zu schaffen gemacht. Ich habe mit dem zweiten Bande zuerst angefangen, nachdem mehrere Versuche, die Einleitung zum ersten Bande umzuarbeiten, gescheitert waren. Jetzt bin ich, nachdem ich schon bei Anfang der Ferien mit Band 2 fertig geworden, zu Band 1 zurückgekehrt, aber die Arbeit will nicht aus der Stelle, ich komme jedesmal, wenn ich ansetze, weiter in die Polemik gegen die herrschende Methode hinein, als ich eigentlich möchte, und ich werde mich aus Überdruß daran am Ende noch entschließen, die Einleitung im wesentlichen unverändert zu lassen. Das üble ist, daß mehrere §§ ganz dieselben Dinge zum Gegenstand haben, die ich in der Technik ausführlicher behandelt habe, und daß, wenn ich jene §§ ausfallen lasse, auch das Folgende nicht mehr recht paßt. Ein solches Flicken ist das Unerquicklichste, das man vornehmen kann. Zu einer vollständigen Umarbeitung fehlt es mir leider an Zeit, sie würde Jahre erfordern. Im Mai muß der erste Band fertig sein — ich bin neugierig, was daraus wird!

So viel, mein Teuerster! Zum Sommer hoffe ich von Dir etwas zu hören. Wie weit sind Deine Pandekten vorgerückt?

Dein R. Jhering.

55.

An Oskar von Schwarze.

Gießen, 28. April 1865.

Mein lieber Freund!

Zu den Erinnerungen meines Aufenthaltes in Dresden gehört auch eine Leiter — nicht die Himmelsleiter Jakobs, sondern eine Leiter, um die Wände hinaufzulaufen, in unseren gegenwärtigen Zeiten für jeden, den das Schicksal in einen deutschen Klein- oder Mittelstaat gesetzt hat, ein höchst nützliches Institut. Für mich wird das Bedürfnis einer solchen Leiter noch dadurch vermehrt, daß meine Bibliothek durch die Schreibseligkeit meiner theoretischen und praktischen Kollegen, sowie durch die Verhandlungen des Juristentages und durch neuere Gesetzentwürfe in einer Weise zugenommen hat, daß sie, da ihrem Wachstum zur Seite unübersteigliche Hindernisse — die Logik der gegebenen Räume! — entgegenstehen, immer mehr nach oben hin sich ausdehnt, bis in eine Höhe, zu der ich mit einem Stuhl nicht zu gelangen vermag. Soll dieser Umstand nun nicht einen höchst nachteiligen Einfluß auf meine juristische Bildung ausüben und namentlich mich der Gefahr aussetzen, das deutsche Privatrecht, Staatsrecht, die Rechtsphilosophie, welche in diese Höhen gedrängt sind, in unverantwortlicher Weise zu vernachlässigen, so sehe ich mich genötigt, mich künstlicher Mittel zu bedienen, um meine Verbindung mit diesen Teilen des Rechts wieder herzustellen, kurz, nach einer Leiter zu suchen, um die Wände hinaufzulaufen. Obschon es uns hier weder an Leitern, noch an der Veranlassung zu letzterem fehlt, so wende ich mich doch an Dich, weil die Form, in der man hier jenes Bedürfnis befriedigt, für das Zimmer eines Geheimen Justizrats zu plump und massiv ist und mich stets auf die Idee

bringen würde, als sollte ich auf einen Kirschbaum oder auf einen Galgen hinaufklettern, während ich, wie gesagt, in Dresden seinerzeit ein derartiges Institut getroffen, das — wie es von einer für die feinen Sachsen berechneten Leiter nicht anders zu erwarten, allen Forderungen des Anstandes entspricht, indem sie sozusagen nur eine in Holz gedachte und ausgeführte Strickleiter ist, d. h. leicht, elegant und zum Zusammenklappen eingerichtet. In der Nähe Deines Hauses muß der Tischler wohnen, bei dem ich sie gesehen habe.

Sollte die politische Situation, in die Bismarck Euch und uns versetzt hat, die Nachfrage nach Leitern, um an die Wände hinauf zu laufen, nicht in Dresden selber in einer Weise gesteigert haben, daß Ihr nach außen keine abgeben könnt, so möchte ich Dich bitten, Deine einflußreiche Vermittlung anzuwenden, um mir eine zukommen zu lassen. Der Tischler kann den Betrag per Nachnahme erheben; die Versendung erfolgt natürlich per Eisenbahn, gewöhnliche Fracht.

In der Hoffnung, daß bei Dir alles nach Wunsch geht, und daß wir uns nächstens sehen werden

ganz

Dein R. Jhering.

56.

An Oskar von Schwarze.

Gießen, 2. Mai 1865.

Mein lieber Schwarze!

Mir ist jede Farbe recht, nur nicht schwarz-weiß! Schwarzgelb habe ich nie sonderlich geliebt, aber schwarz-weiß ist mir jetzt noch unangenehmer. Wenn die Farbe nur Farbe hält und sich nicht etwa, je nachdem der Wind weht, in

schwarz-weiß oder schwarz-gelb verwandelt, kannst Du jede einfarbige Farbe wählen.

Doch Scherz beiseite! Soviel mein etwas schwach gewordenes Erinnerungsvermögen mir in diesem Punkte noch treu geblieben ist, war die Leiter, die ich im Auge hatte, von Mahagoni oder Nußbaum. Die Hauptsache ist mir, daß ich sie zusammenlegen kann, und daß sie nicht in bedenklichem Mißverhältnis zu meinem Körpergewicht steht; im übrigen ist alles gleichgültig, selbst der Preis (sintemalen ich im Geld schwimme).

Meinen besten Dank für die freundliche Besorgung meines Auftrages!

Mit der Hoffnung auf Wiedersehen in Braunschweig und der besten Empfehlung an Deine Frau

ganz

Dein R. Jhering.

57.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 10. September 1865.

Mein lieber Windscheid!

Ein merkwürdiges Zusammentreffen! Ich hatte mir, da ich in der Woche nicht zum Briefschreiben komme, den heutigen Sonntag dazu ausersehen, und Dein Name stand obenan, da weckt mich der Briefbote mit einem Briefe von Dir. Es hat doch auch seine Vorteile, wenn man sich mit dem Beantworten von Briefen nicht zu sehr beeilt, da kann man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Daß ich Deinen vorigen Brief nicht zeitiger beantwortet habe, würde eine Eselei von mir sein, wenn nicht die Um-

stände mich entschuldigten. Von Ende Juli bis Mitte August bin ich ein durch Vergnügungen, Zerstreuungen, Besuche usw. abgehetztes armes Tier gewesen, und ich habe — streng bei der Wahrheit geblieben — nicht die Zeit finden können, um neben der sehr lebhaften Korrespondenz mit meiner Frau, die damals in Thüringen war, noch eine andere zu unterhalten. Du wirfst einen Blick in mein Leben, wenn ich Dir die letzten 14 Tage vor den Ferien schildere. Besuch von meiner Schwiegermutter und Schwägerin auf der Rückreise vom Bade (während meine Frau abwesend war) — Hessischer (von mir gegründeter) Juristentag: Sonntag und Montag. (Die zwei vorhergehenden Tage mit eingeschlossen, um mich auf einen dort zu haltenden Vortrag vorzubereiten.) Prof. Rive aus Breslau, der mehrere Tage die Gegend unsicher machte — Violinist Strauß aus London, der von Mittwoch bis Montag bei mir logierte. Szenen: erster Abend: Er spielt in meinem Hause mit dem Musikdirektor einige Sachen durch, die er am folgenden Tage im Konzert spielen will. Ich, der durch den Besuch von Strauß im Korrigieren von Arbeiten für das Pandekten-Praktikum gestört worden war, ziehe mich zurück, um das nachzuholen, lasse aber, um etwas von der Musik zu hören, die Türen des Zwischenzimmers offen. Das bekannte Violinkonzert von Beethoven, eine wundervolle Komposition und vortrefflich vorgetragen. Dabei soll ich Arbeiten korrigieren über das interdictum quod vi aut clam! Im Anfang korrigiere ich noch, dann lege ich die Feder hin, um zuzuhören, ergreife sie wieder notgedrungen, weil ich am folgenden Morgen um 8 Uhr die Arbeiten zurückgeben muß, werfe sie aber schließlich mit Entrüstung fort und widme mich ganz dem Zuhören, um . . . um 12½ mich wieder ans Korrigieren zu machen und um 2 Uhr zu Bett zu gehen. Nach 2 Tagen wiederholte sich ganz dieselbe Geschichte, nur daß ich von 1½ bis 2 Uhr einen Brief an meine Frau schrieb. Andere Szenen aus jenen

Tagen: Gesellschaft von 23 Personen bei mir, großer musikalischer Zirkel. Dabei die Frau verreist, im Stich gelassen vom Wildhändler, Hilfe schaffen müssend in der Not, auf sich selber angewiesen — — glücklicherweise für die Zeit von Strauß' Anwesenheit geräucherten Aal verschrieben habend, auch sonstige kleine Delikatessen noch besitzend, mit Ehren den Abend behauptet. Am Montag morgen wollte ich abreisen, und für Sonntag hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben. Allein da hätte ich keinen Musiker im Hause haben müssen! Den letzten Tag wollten wir doch noch gründlich ausnutzen und fingen schon des Morgens an zu musizieren. Nachmittags sofort nach dem Essen mit einem Dritten uns hingesetzt, um Boston zu spielen, dann eine Fahrt nach Wetzlar, nach unserer Zurückkunft das Boston fortgesetzt und den Tag geschlossen mit Musik — und grenzenloser Müdigkeit. Erst am folgenden Morgen auf der Reise kam ich dazu, mich auszuruhen! Die letzten 14 Tage war ich in meinem Hause nicht dazu gekommen.

Welche Erquickung 2—3 Tage in Liebenstein!

Am Donnerstag kam ich schon von meiner Thüringer Reise zurück, weil ich für Deurer am folgenden Tage in Angelegenheiten der juristischen Fakultät nach Frankfurt mußte. Von dort ging ich mit meinem neuen Kollegen Bülow, einem tüchtigen und umgänglichen jungen Manne, der mir in kurzer Zeit recht lieb geworden ist, nach der Schweiz. Die beabsichtigte Reise nach München, Tirol, Venedig war auf die Voraussetzung basiert gewesen, daß in diesem Jahre der Juristentag in München stattfinden würde; sollte ich Dir dies nicht geschrieben haben? Mit der Verlegung des München zugedachten Juristentages auf nächstes Jahr ist auch meine Reise nach Tirol usw. bis dahin vertagt worden. Für dieses Jahr zog es mich wieder nach der Schweiz hin, um einiges im vorigen Jahr Versäumte nachzuholen. Freilich ist die Reise anders und ungleich kürzer ausgefallen, als ich vorher ge-

glaubt hatte. Das Wetter war, obschon nicht immer schlecht, uns doch gerade für die Hauptpartien so wenig günstig, daß wir, müde des vergeblichen Wartens, einen raschen Entschluß faßten und nach Hause zurückkehrten. Ich habe, obschon inzwischen die von uns vergeblich erwartete Wendung im Wetter eingetreten ist, dies doch nicht bereut, es ist mir so wohl und behaglich zu Hause, daß ich eine Reise ausschlagen würde, selbst wenn sie mir umsonst angeboten würde. Ich bin satt, satt, satt von all dem Herumtreiben, und dies wird Dir begreiflich werden, wenn ich Dir die Ausflüge zusammenstelle, die ich von Ostern an gemacht habe: Osterferien einige Tage in Kassel — Pfingstferien: Braunschweig (Deputation des Juristentages), Göttingen, dann mit der Frau 2—3 Tage in Rolandseck — während der Vorlesungen (Freitagsstunde verlegt, wodurch drei volle Tage und der halbe Donnerstag disponibel wurden): Tour nach Heidelberg — nach Darmstadt auf einen Tag zur Hochzeit von Tudichum — dann Thüringen und die Schweiz. Da bekommt man doch schließlich genug vom Reisen und dankt Gott seinem Schöpfer, wenn man wieder still und ruhig auf seinem Zimmer sitzt wie ich zurzeit. Ich wollte, daß ich so fleißig wäre wie Du; was würde ich dann in den Ferien fertigbringen. In Aussicht genommen ist die Vollendung der zweiten Auflage meines Buchs, welche monatelang geruht hat, und außerdem eine Akte, die mir viel zu schaffen macht.

So viel über mein eigenes Ich, das ich unbescheidenerweise ganz in den Vordergrund gerückt habe.

Nun zu Dir, mein Bester. Von Herzen gratuliere ich Dir zur Vollendung des allgemeinen Teils des Obligationenrechtes. Da steckt eine ganz gewaltige Arbeit darin, vor der ich den größten Respekt habe. Mich schauert bei dem Gedanken, wenn ich Dir das nachmachen sollte! Welche Literatur, welche Unmasse von Fragen und kleinen Problemen.

Ich fürchte, ich bliebe gleich in den ersten Anfängen sitzen und würfe die Arbeit wieder fort — mein Fleiß hat leider mit den Jahren noch abgenommen, viel Prahlens konnte er nie leiden. Ich werde mich mit wahrem Heißhunger auf die Lektüre Deines Buchs werfen, denn gerade der allgemeine Teil des Obligationenrechts interessiert mich in hohem Grade, und ich bin im voraus überzeugt, daß Du hier die Sache ordentlich weitergeführt haben wirst. Du hast recht, wenn Du bei dieser Gelegenheit des Unrechts gedenkst, das Dir der elende Muther-Salkowski zugefügt hat. Es muß einen im innersten Gemüt wurmen, wenn man mit ganzer Hingebung Jahre langen Nachdenkens und Ringens an eine Aufgabe gesetzt hat und dann solch ein erbärmlicher Kerl, der von der Schwierigkeit derselben keine Ahnung hat, sich auf den Richterstuhl schwingt und einen abkanzelt. Ich kenne das aus eigener Erfahrung, mir ist es ja mehr als einmal passiert. Die ersten Male hat es mich tief gekränkt und verletzt, und ich hätte fast im Unmut darüber die Weiterarbeit aufgeben mögen, allein inzwischen habe ich mich daran gewöhnt und bin zu hochmütig geworden, um mich durch ein solches Gebelle irgendwie affizieren zu lassen. Deinen Wunsch in bezug auf Zarncke will ich gern erfüllen, wenn sich eine Gelegenheit dazu findet. Den Mann selber kenne ich gar nicht und niemanden außer Fitting, der in Beziehung zu ihm steht. Letzterer hat mir für diese Ferien seinen Besuch auf der Durchreise angekündigt, und ich werde mit ihm Rücksprache nehmen; sollte er ausbleiben, so werde ich ihm darüber schreiben.

In bezug auf Randa bin ich mit Dir einverstanden, er ist ein würdiger Schüler von Unger, nur macht er mir zuviel in animus, worin er freilich viele Mitschuldige hat. Seit Bruns ist dies Buch auf dem Gebiet der Besitzliteratur jedenfalls die beste Leistung. Stölzel — sehr fleißig und zum Teil ganz richtige Ideen, aber daneben einiges recht Gezwungene.

Welch abschreckendes Bild der Praxis enthüllt sich einem hier — babylonische Begriffsverwirrung. Hast Du Gerbers Staatsrecht wohl angesehen? Brillant geschrieben und, soweit ich ein Urteil habe, auch sachlich manches gefördert. Ich war neulich mit ihm auf meiner Reise nach Thüringen einen Tag zusammen und war wiederum ganz entzückt von dem eminenten Formtalente, das er hat. Wenn es mir so leicht würde wie ihm, wieviel wollte ich machen! Der liebe Gott teilt eben seine Gaben sehr verschieden aus. —

Jetzt genug! Nach Empfang Deines Buchs mehr. Laß Dich bei Deiner Arbeit nicht durch Gedanken an die Verpflichtung, mir zu antworten, beunruhigen, ich weiß, wie schwer es hält, Zeit zum Schreiben zu finden, wenn man mitten in der Arbeit steckt, und erteile Dir im voraus Absolution, ich weiß ja doch, daß Du auch ohne viel zu schreiben mir stets zugetan bleibst.

Mit den herzlichsten Grüßen an Deine Frau

ganz

Dein R. Jhering.

58.

An Frau Minna Glaser.

Gießen, 12. Dezember 1865.

Meine teure Freundin!

Wenn die Gedanken sich von selbst aufs Papier brächten, so würden Sie in den letzten Monaten einen schönen Stoß Briefe von mir erhalten haben — denn gedacht habe ich sehr viel an Sie! Aber das Schreiben, das Schreiben! Geschrieben habe ich genug, aber ich glaube im Laufe von 3 Monaten kaum 2—3 Briefe, das Schreiben hat ausschließ-

lich meiner zweiten Auflage gegolten, von der ich vor wenig Tagen ein Exemplar an den Herrn Gemahl expediert habe. Jetzt ist endlich diese widerwärtige Arbeit, unter der ich unglaublich geseufzt habe, beendet, und ich habe wiederum das Recht erlangt, meine Feder zu etwas Besserem zu verwenden, als nur mißratene §§ des „Geistes" umzuarbeiten, vor allem, um meiner werten Freundin in Wien den Beweis zu geben, daß ich sie nicht vergessen habe. Sie, glückliche Mutter, werden jetzt andere Dinge zu tun haben, als sich Ihrer abwesenden Freunde zu erinnern, das Kindchen wird alle Gedanken in den Hintergrund drängen. Welch schönen Sommer, den Sie mit demselben verlebt haben! Ich kann es mir lebhaft denken, wie Sie das Kindchen gefahren und getragen haben in Ihrem Sommersitz, stunden- und tage- und wochenlang im Freien sitzend und unverwandt die Augen auf das Kind gerichtet. Und auch der vielbeschäftigte Vater wird oft genug Bücher und Zeitung und Akten zur Seite geworfen haben, um das Töchterchen auf die Arme zu nehmen.

Bei Jherings in Gießen ist es inzwischen auch ganz heiter hergegangen. Die Frau war 5 Wochen lang in Liebenstein in Thüringen, und die günstigen Berichte, die über ihr Befinden einliefen, ließen den Mann die Abwesenheit leichter ertragen. Er selber vergaß sich auch nicht! Um Pfingsten war er in Braunschweig (die Deputationssitzungen werden aber immer lederner!) und dann noch mit seiner Frau 3 Tage in seinem geliebten Rolandseck, im Juli 2—3 Tage in Heidelberg, zur Philologenversammlung abermals daselbst, in den Herbstferien 2 Wochen in der Schweiz, dann zu einem brillanten Konzert in Frankfurt, einige Tage in Kassel und, um seine Frau abzuholen, in Thüringen. So lebt man auf deutschen Universitäten! Dafür muß man dann freilich, wenn man wieder zu Hause ist, um so mehr arbeiten. Und das habe ich redlich getan. Ich fühle mich augenblicklich ganz

erschöpft. Und doch habe ich in diesem Winter noch außerordentlich viel vor mir. Ich schalte jetzt nur 3—4 Tage ein, um ausschließlich Briefe zu schreiben, dann kehre ich zur Tretmühle zurück, um bis Ostern unausgesetzt in Tätigkeit zu bleiben, vielleicht auch länger!

Aber nächste Sommerferien hoffe ich mich reichlich zu entschädigen, dann geht es nach München, Tirol und Venedig, und bei der Gelegenheit hoffe ich auch mindestens ein Stück der Familie Glaser zu Gesicht zu bekommen, wenn nicht die ganze.

Das Wichtigste, was ich aus meinem äußeren Leben zu berichten habe, ist, daß ich mir in den letzten Wochen ein Haus gekauft habe. Es liegt vor der Stadt (in der Gegend, wo ich früher wohnte, nur noch etwas entfernter) und hat die freieste Aussicht, die es überhaupt in Gießen gibt, dabei einen großen Garten, der sich in Ackerland verliert (5 Morgen groß ist der ganze Besitz) mit einigen hundert Obstbäumen, nur kein großes Bosket, das ich aber mit der Zeit anlegen werde. Nach Wiener Begriffen ist der Besitz ein sehr billiger (24000 fl.), nach Gießener Begriffen ist er gut bezahlt, aber wenn ich Glück habe, d. h. wenn eine neu projektierte Eisenbahn meinen Besitz schneidet oder berührt, mache ich ein vortreffliches Geschäft. Unter allen Umständen bin ich sehr glücklich über meine Akquisition. Für mich allein ist das Haus zu groß. Ich werde die untere Etage (6 Zimmer) vermieten, den mittleren Stock und den obern (4 Zimmer nebst Mansarden) für mich behalten. Der jetzige Eigentümer hält sich Kuh und Schwein, und der Verfasser des Geistes des römischen Rechts hat vor, dasselbe zu tun, sich fortan seine Butter auf seinem Hofe zu produzieren und die Schinken und Würste usw. selber zu liefern? An Tauben, Hühnern, Enten wird es auch nicht fehlen. Kurz, das Landleben ist jetzt vollständig organisiert. Daß ich mir einen Knecht und einen

tüchtigen Hofhund halten muß, versteht sich von selbst. Die Kinder sind außer sich vor Entzücken, und Papa und Mama nicht viel weniger.

So viel für heute. Die herzlichsten Grüße an Freund Glaser und Unger (welchem letzteren ich nächstens die zweite Auflage zustellen lassen werde) von meiner Frau und

Ihrem treu ergebenen

R. Jhering.

59.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 26. März 1866.

Mein lieber Windscheid!

Gegeben in unserer Hofburg und unserm Edelsitz Iheringsruh!

Endlich, endlich nach einer greulichen Zeit der Unruhe und Zerstörung, die mich an die Zeiten der Völkerwanderung erinnert hat, ein Moment der Ruhe und der Sammlung! Er soll Dir gehören, Dir, dem ich seit langer Zeit Antwort schulde.

Dein Brief vom 21. Dezember ward mir ins Krankenbett gebracht, an das ich von Anfang bis zu Ende der Weihnachtsferien und noch eine Woche länger gefesselt war. Die letzten Bogen der zweiten Auflage hatten mir den Stoß gegeben. Sie trafen zusammen mit unserm juristischen Examen und den Vorlesungen, und da ich sie noch zu Anfang Dezember fertig haben wollte, so bot ich alle meine Kraft auf, einige Male bis in die Nacht hinein. Die Folge davon war, daß sich heftige Kongestionen nach dem Kopf entwickelten, welche

ihren Höhegrad glücklicherweise erst mit Eintritt der Ferien erreichten und sich so hartnäckig festsetzten, daß ich eigentlich erst seit Anfang oder Mitte Februar mich als wiederhergestellt betrachten kann. Moral: schone dich!

So weit hatte ich heute früh geschrieben, und seit der Zeit habe ich auch keine Viertelstunde Ruhe gehabt. Den ganzen Tag läuft es bei mir, ich bin ein lebendiges Anfragebüro. Bald Handwerker, bald die Mädchen, die Kinder, die Frau, bald der Bursche, der zugleich Gärtner, Kuhjunge, Milchmädchen, Knecht, Lakai und Stiefelfuchs ist! Über eine halbe Stunde habe ich heute verwandt, um Sämereien einzukaufen, anderthalb, um im Garten die notdürftigsten Anordnungen zu treffen, und gegenwärtig ist es 8 Uhr abends, ohne daß ich den ganzen Tag mehr beschafft hätte als die Zeilen auf der vorigen Seite. Schöne Aussichten für die Jurisprudenz! Morgen früh reise ich nach Leipzig, um bei Gerbers jüngstem Jungen Gevatter zu stehen; ich will versuchen, ob ich heute abend noch so viel Zeit und Sammlung finde, um diesen Brief zu Ende zu bringen. Habe die Güte, mich von der Befolgung irgendeiner Ordnung zu dispensieren; in meinem Kopfe sieht es ebenso wild aus wie in meinem Hause.

Zunächst mein Haus. Es gefällt mir jetzt, da ich darin wohne, ungleich besser als in den letzten Monaten, wenn ich vorübergehend mich darin aufhielt. Es hat im Grunde nur zwei Übelstände, die ich anders wünschte: die Zimmer sind etwas zu klein und die obere (Mansarden-) Etage zu niedrig, aber auch daran werde ich mich gewöhnen. Im übrigen bin ich sehr zufrieden. Das Haus ist höchst solide gebaut, die Treppe anständig und lichtvoll, die Keller ausgezeichnet, die Lage die schönste in ganz Gießen. Der Kaufpreis ist nach früherem Maßstabe ein recht hoher, allein da alle Häuser in den letzten Jahren hier sehr im Wert gestiegen

sind, so glaube ich dennoch nicht zu teuer gekauft zu haben. Zieht sich die Stadt mehr nach meiner Gegend (d. h. nach dem Bahnhof) hinaus, wozu alle Aussicht vorhanden ist, so kann ich möglicherweise durch Verkauf von Bauplätzen (ich kann, ohne mich zu sehr im Garten zu beschränken, 6—8 abgeben) ein brillantes Geschäft machen.

Ein Bild aus meinem Leben! Am letzten Sonnabend packte ich mit meinen Kindern meine Schreibtischladen aus. Meldung: ein fremder Herr, als welcher sich Renaud entpuppte. Während er bei mir saß, neue Meldung (durch drei jauchzende Kinder): Die Kuh und das Kälbchen sind da. Den Nachmittag kam Renaud wieder mit Wasserschleben. Neue Meldung (durch meinen Knecht), das Stroh ist da, hier der Zettel. Das Stroh in Empfang genommen, und darauf Dickwurz abwiegen lassen. Das Heu hatte ich schon den Tag vorher gekauft.

Das sind jetzt meine Geschäfte und Interessen! Stalllaternen und Milcheimer, Seie, Häckselbank, Klee und Luzerne, Dickwurz und Kartoffeln, Mistbeet, Abteilung des Landes, Beschneiden der Obstbäume, Anbinden der Weinstöcke, Anlegung eines Komposthaufens usw. — diese Dinge haben meinen ganzen Geist okkupiert, für den Geist des römischen Rechts ist auch nicht ein Plätzchen mehr übrig. Aber wenn alles erst organisiert ist, wird auch dafür sich wieder Zeit und Lust finden. Mein Heinrich ist gottlob ein anstelliger Bursche, ein Mensch von Intelligenz und gutem Willen, — ich habe einen guten Griff darin gehabt. Auch die Kuh soll nach dem Urteil aller Sachverständigen vortrefflich sein; bis nächsten Sonnabend, wo ich das Kalb schlachten lasse, zieht letzteres noch den Löwenanteil der Milch von ihr. Dann wird es sich zeigen, wieviel Milch sie gibt; man macht mir Aussicht auf 6—8 Maß. Da wird auch gebuttert. Die noch ungelöste Frage ist die Wahl des richtigen Butterfasses! Nach

Ostern wird der Hühnerhof angelegt — der Taubenschlag nebst Tauben ist bereits da — etwas später kommen Bienen und ein Schwein.

Kostbare Aussichten, nicht wahr? Du kannst Dir das Vergnügen meiner Frau und meiner Kinder denken. Würde das Wetter nur erst etwas besser, damit meine Frau sich mehr ins Freie wagen dürfte. Leider aber zwingt ihr Zustand sie, fast beständig das Haus zu hüten. Sie hat in den letzten Monaten Rückschritte gemacht, wenigstens hustet sie recht viel, aber der Arzt, der sonst die Sache nicht leicht nimmt, hat gute Hoffnung, und da ihr Zustand im vorigen Jahre sich so entschieden verbessert hat, so hoffe ich auch in diesem Jahre ein gleiches. Um das Kapitel der eigenen Angelegenheiten vollständig zu absolvieren, so füge ich noch hinzu, daß ich in diesem Winter mit einer Lust und Freude Pandekten gelesen habe wie nur je. Ich hatte 30 Zuhörer, worunter 7 Fremde, die nur meinetwegen da waren (selbst 2 Schweizer), und die Leute waren mit Ausnahme von 4—5 musterhaft fleißig; obschon ich noch eine Woche länger gelesen habe als meine Kollegen, so waren zuletzt doch noch 20 Mann da.

Nun zu Dir! Sage zunächst Deiner Frau meinen besten Dank für ihren Brief (um sie nicht schamrot zu machen, unterdrücke ich das Epitheton, das ich in der Feder hatte). Leider fühle ich mich nicht in Besitz der erforderlichen geistigen Kraft, um ihr würdig zu antworten; ich spare es für ein anderes Mal auf. Die angekündigte Schrift von mir, erschienen bei meinem Hamburger Verleger, dem Rauchfleischhändler Adolf Heß, wird Dir gezeigt haben, welche Richtung meine neuesten Produktionen eingeschlagen haben; nächsten Winter könnte ich Dir einen Schinken aus meinem Selbstverlag schicken.

Und Du Ärmster quälst Dich immer noch mit literarischen Produktionen? Werde Landwirt wie ich, das ist für Gemüt und Gesundheit viel zuträglicher. Dein Buch habe ich wäh-

rend der Vorlesung bis auf weniges durchgelesen. Mein Urteil ist sich' im ganzen gleichgeblieben, allein etwas modifizieren muß ich es doch. Ich bin mit diesem Bande nicht ganz so zufrieden wie mit dem ersten, Du bist mir mitunter etwas zu spitz und fällst in einen Fehler, von dem wenige sich so frei gehalten haben wie Du früher, und den Du einst an mir mit vollem Recht getadelt hast: Hinneigung zum juristischen Formalismus auf Kosten des praktischen und legislativen Moments. Bleibe doch ganz Windscheid! Du scheinst mir wirklich in Gefahr zu sein, durch das gewaltige Material, das Du verarbeitest, Dich von dem ungesunden Geist, der dasselbe zum Teil beherrscht, beeinflussen zu lassen. Lies weniger!

Doch darüber können wir uns nur mündlich verständigen, und der Juristentag in München eröffnet mir dazu die erfreuliche Aussicht. Vielleicht bist Du Dir treu geblieben, und nur ich habe meinen Standpunkt verändert, was allerdings ganz richtig ist.

Wenn ich einmal ganz zur Ruhe gekommen, schreibe ich wieder, Du hast nicht nötig, auf diesen flüchtigen Wisch zu antworten; ohnehin schulde ich ja Deiner Frau noch einen Brief. Also arbeite ungestört an Deinem Buch weiter — — nur gönne Dir etwas Ruhe dabei und berücksichtige nicht jede verrückte Ansicht.

Küsse mein Patchen von mir! Dein Glück als Papa kann ich Dir ganz nachempfinden, lege Dir mir gegenüber keinen Zwang auf.

Die herzlichsten Empfehlungen von Ehepaar Jh. an Ehepaar W.

Dein R. Jhering.

60.

An Julius Glaser.

Gießen, 1. Mai 1866.

Mein lieber Glaser!

Seit Januar liegt Dein und Deiner Frau Brief unbeantwortet, und es wird endlich Zeit, daß ich ein Lebenszeichen von mir gebe. Wie schwer wird es mir aber, auf die kleinen Interessen der Privatexistenz einzugehen und mich insbesondere auch durch einen Bericht über die Zwischenzeit (vor allem den Umzug und die neue Wohnung) wegen meines langen Schweigens zu entschuldigen, da der Ernst der öffentlichen Verhältnisse alles Interesse auf sich zieht. Ich will versuchen, ob ich hinterher noch dazu Stimmung finde, vorher muß ich meinem Gefühl über die öffentlichen Dinge Luft machen. Es ist das Gefühl der tiefsten Entrüstung, dem ich Worte leihen muß! Mit einer solchen Schamlosigkeit, einer solchen grauenhaften Frivolität ist vielleicht nie ein Krieg angezettelt wie der, den Bismarck gegenwärtig gegen Österreich zu erheben sucht. Das innerste Gefühl empört sich über einen solchen Frevel an allen Grundsätzen des Rechts und der Moral. Ich bin, weiß Gott, kein Freund Österreichs, habe im Gegenteil immer als Gegner desselben gegolten — verstehe mich wohl: des politischen Systems, nicht der Österreicher, die ich lieb gewonnen habe, nicht bloß in den wenigen, die mir persönlich näherstehen — ich schwärme für den preußischen Einfluß in Norddeutschland, so wenig das gegenwärtige preußische System meine Sympathien gewonnen hat. Aber ich würde mir eher die Hand abhauen, als sie zu einem so grauenhaften Spiel darbieten, wie die preußische Politik sie jetzt gegen Österreich ins Werk setzt — der einfache Sinn eines ehrlichen Menschen reicht an einen solchen Abgrund von

Perfidie, d. h. nicht einmal zum bloßen Verständnis derselben, heran. Man fragt sich staunend: ist es denn wahr, daß Lügen, welche die ganze Welt als solche erkennt, von oben herab als Tatsache verkündet werden können? Österreich soll gegen Preußen rüsten! Jedes Kind weiß hier das Gegenteil. Preußen ist der angegriffene Teil, dies Preußen, welches den Todfeind Österreichs, Italien, zum Kampf auf Leben und Tod gegen dasselbe aufhetzt. Ach! was müssen wir erleben, welche grauenhafte Zukunft steht uns bevor. Und das allertraurigste dabei ist, daß, nachdem einmal der Kampf entbrannt sein wird, die Grundsätze des Rechtsgefühls und die Interessen in einen geradezu tragischen Konflikt geraten müssen. Wem sollen wir hier den Sieg wünschen, Österreich oder Preußen? Wir haben gar keine Wahl, wir müssen der ungerechten Sache den Sieg wünschen, wir zittern bei dem Gedanken, daß Österreich in Deutschland die Oberhand gewinnen könnte. Jeder verabscheut hier den Kampf, niemand wird froh sein können bei dem Gedanken, daß er den Ausgang haben werde, den wir wünschen müssen — die Oberherrschaft Preußens. Das ist unsere Lage. Deutsche gegen Deutsche bewaffnet, ein Bürgerkrieg, ein Komplott von drei bis vier Mächten gegen eine einzige, ohne allen Schein des Rechts, ohne Anteil des Volkes, rein von einigen Diplomaten ins Leben gerufen, eine Verschwörung gegen Dein armes Vaterland, bei der selbst die Gegner Österreichs ihm ihre Sympathien nicht vorenthalten können und ihm den Sieg wünschen müßten, wenn nicht — dieser Sieg unser eigenes Verderben sein würde! Für Österreich ist die Lage eine ganz verzweifelte, man kann sich des innigsten Mitleidens nicht erwehren. Es ist für Österreich eine Konstellation, wie sie für Preußen der Siebenjährige Krieg herbeiführte, nur mit dem Unterschiede, daß Österreich in seinem Recht ist, aber — ohne die gefüllten Kassen Friedrichs II. Es ist ein gewaltiges Ge-

richt, das jetzt über Österreich ergehen wird, und wo alle die Sünden, die ihm früher die Gemüter entfremdet haben, sich rächen werden. Der Krieg wäre undenkbar, wenn Österreich nicht seit Jahrzehnten alles getan, um es selbst seinen Freunden in Deutschland unmöglich zu machen, seine Partei zu nehmen und seinen Gegnern die gefährlichsten Waffen in die Hand zu geben. Das Konkordat, die Finanzwirtschaft, die Umgehung des Bundestages in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit, die Preisgabe der Kleinstaaten, der früheren Metternichschen Periode ganz zu geschweigen — alles dies wirkt jetzt zusammen, um Österreich des Schutzes, den es sonst an dem deutschen Volk gehabt haben würde, zu berauben. Jeder gesteht das schmähliche Unrecht ein, das man Österreich zufügt, und doch, wie gesagt, von Tausenden würde hier nicht einer die Hand erheben für seine Sache, man fühlt, daß man sie gegen sich selbst erheben würde, denn das ist hier mit sehr geringen Ausnahmen die allgemeine Ansicht: das Übergewicht Österreichs und eine freie Entwicklung Deutschlands vertragen sich nicht miteinander. Mag sie noch so irrig sein — ich konstatiere nur die Tatsache. Ebensowenig Herzen schlagen für das Recht unserer deutschen Fürsten. Auch hier wieder derselbe Gegensatz des unzweifelhaften historischen Rechts und des gänzlichen Mangels an Fähigkeit, sich für dasselbe zu erwärmen. Es ist ein trauriger Konflikt, in den man selber mit seinem Gefühl gerät — man soll dem Recht auch hier den Sieg wünschen, und doch kann man es nicht!

Wie bedauere ich es, daß ich Dir so fern bin, wie sehr fühle ich das Bedürfnis, mich mündlich mit Dir auszusprechen, denn das flüchtige Wort des Briefes reicht nicht aus, um sich zu verständigen, das kann nur Rede und Gegenrede.

Für Euch persönlich denke ich mit inniger Teilnahme daran, wie Ihr unter dem allgemeinen Elend leiden werdet. Möge der Haß, von dem jeder Österreicher mit vollem Recht

gegen Preußen erfüllt sein muß, das Freundschaftsverhältnis der auf beiden Seiten stehenden Individuen nicht beeinträchtigen, möge also vor allem auch unser Verhältnis nicht darunter leiden!

Gott mit Euch in dieser ernsten Zeit!

Dein

R. Jhering.

61.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 14. Juni 1866.

Mein lieber Windscheid!

Was denkst Du von mir, daß ich Dich auf Deine freundlichen Zeilen einen ganzen Monat lang auf Antwort warten lasse? Es hat mich recht gedrückt, aber ich konnte nicht anders. Es ist einmal eine Eigentümlichkeit von mir, daß ich, wenn ich an einer Arbeit sitze, die bis zu einem bestimmten Termin fertig werden muß, mich zu allen andern Dingen, die mich davon abziehen, und wären es auch Pflichten der Freundschaft und dringende Geschäfte, nicht entschließen kann. Denn jede Störung oder Abhaltung, die mich dabei trifft, bringt mich aus dem Zusammenhang und selbst aus der Arbeitsstimmung heraus. Erst seit wenig Tagen bin ich mit jener Arbeit — einer ganz verwünschten Spruchsache, die später im Druck erscheinen wird — fertig, und ich benutze meine Freiheit, um das Versäumte nachzuholen.

Welche gräßliche Zeit, die wir erleben! Welche Aussicht in die Zukunft, welcher Konflikt des Rechtsgefühls und der Interessen! Mein Rechtsgefühl steht auf seiten Österreichs, ich verdamme das frevelhafte Spiel, das Bismarck mit allem

treibt, was Recht und Wahrheit heißt. Und doch, ich zittere bei dem Gedanken, daß das Recht triumphiert. Wehe dann deutscher Kultur, Wissenschaft und persönlicher und politischer Freiheit. Ein Sieg Bismarcks ist trotz Junkertum und Absolutismus ein gewaltiger Schritt vorwärts auf der Bahn deutscher Entwicklung, ein Sieg Österreichs ein Rückschritt von einem Jahrhundert. Aber selbst jener Sieg, den ich wünsche, wie sehr wird er uns verkümmert werden; ich kann mir nicht denken, daß ich mich über die glänzendsten Erfolge Preußens freuen könnte, was auch passieren wird, es drückt einem das Herz ab. Und nun gar der Dämon an der Seine im Hintergrunde, der nur den richtigen Moment abwartet! Das ist mir die unheimlichste Figur bei diesem ganzen Drama; ich fürchte, es gibt ein zweites Elsaß für Deutschland, und lieber möchte ich sterben, als diese nationale Schande noch erleben, denn ich bin zu alt dazu, um noch hoffen zu können, den Tag der Abrechnung zwischen Deutschland und Frankreich gleichfalls mit erleben zu können. Der nächste Weg, den die Vorsehung uns führen wird, ist Kummer, Elend, Demütigung, nationale Schmach. Ich bin überzeugt, daß gerade auf diesem Wege der Same zu einer demnächstigen nationalen Kräftigung unseres Volkes ausgeworfen werden wird; aber bevor er aufgehen und der definitive und unvermeidliche Kampf zwischen Deutschland und Frankreich ausgekämpft sein wird, werden wir beide mutmaßlich längst dahin sein. Was soll man in solcher Zeit von den kleinen, armseligen Privatinteressen schreiben? In meinem Briefe an Deine Frau habe ich mich gleichwohl bezwungen, es zu tun, ihr die reizende Existenz, die mir durch den Kauf meines Hauses zuteil geworden ist, zu schildern versucht, gegenwärtig wäre ich selbst dazu nicht mehr imstande. Mit der Wissenschaft wird es jetzt ebenfalls eine Weile vorbei sein. Wer kann sich in einer solchen Zeit, wo um die Geschicke der Welt gekämpft wird, in die kleinen Fragen unserer Wissen-

schaft vertiefen? Die Studenten werden die Stimmung zum Besuch der Vorlesungen sehr bald verlieren, und ich würde es nicht bedauern, wenn sie mir sämtlich davonliefen. Ich finde nicht die Sammlung dazu, um mich, wie es der Lehrer soll, mit ganzem Interesse der Vorlesung zu widmen, ich lese nur noch der Pflicht wegen. Auch mit der Schriftstellerei will es nicht gehen. Seit 2—3 Tagen habe ich, gedrängt durch den Verleger, eine Abhandlung für meine Jahrbücher in Angriff genommen, aber ich kann kaum einen Satz zu Papier bringen; drei bis viermal des Tages bin ich an den nur wenige hundert Schritt von meiner Wohnung entfernten Bahnhof geeilt, um Österreicher, Preußen usw. durchpassieren zu sehen. Und dann sollte man sich sofort wieder hinsetzen, um eine corpus juris-Stelle zu erklären! Das tue ein anderer als ich!

Deine Frau wird mutmaßlich schon zurückgekehrt sein oder in diesen Tagen zurückkehren; es wird Zeit, daß man die Seinigen um sich versammelt, um beim Sturm zusammenzustehen. Wohl uns, daß wir wenigstens die Unsrigen zusammen haben, und daß der Krieg uns kein Mitglied entführt hat. Bei einem so grauenhaften Krieg, wo alle Freudigkeit und alle Begeisterung fehlen muß, wäre es gräßlich, seine Kinder in den Kampf ziehen zu sehen. Geht es einmal gegen die Franzosen, so mögen meine sämtlichen Kinder in den Krieg ziehen, und ich werde keins zurückziehen, selbst wenn ich es könnte. Aber in diesen Krieg — grauenhaft!

Für Dein vorzügliches Bier nochmals meinen besten Dank! Meine Frau und ich haben uns ehrlich darin geteilt und es mit wahrem Behagen geschlürft. Die Zeit solcher freundschaftlichen Aufmerksamkeiten ist jetzt vorüber; wir wollen, was wir übrig haben, den armen Verwundeten zuwenden, die uns in der Kürze in großer Zahl Gelegenheit geben werden, unsere Mildtätigkeit zu bewähren. Unsere Gegend wird

schwerlich sobald Kriegsschauplatz werden, allein Verwundete wird es durch ganz Deutschland geben wie noch nie.

Gott mit Dir und den Deinen! Grüße Deine Frau bestens von mir.

Dein R. Jhering.

62.

An Julius Glaser.

Gießen, 19. August 1866.

Mein teurer Freund!

Was liegt zwischen Deinem vorletzten und letzten Briefe! Welch qualvolle, grauenhafte Momente oder richtiger Wochen für Dich, mein armer Freund. Mit tiefster, innigster Teilnahme habe ich Deiner und Deiner Frau gedacht, und wenn ich Dir bisher kein Zeichen derselben gegeben habe, so geschah es nur aus der Scheu, die Schmerzen der noch blutenden Wunde durch eine wenn auch noch so schonende Berührung zu vermehren — ich habe nicht den Mut gehabt, Dir zu schreiben. Was die Schlechten verschulden, das müssen die Besten büßen — das gilt, wenn je, jetzt für Euch in Österreich. Die Schlechten hasse ich, und die Verwünschungen aller braven Leute in Österreich lasten auf ihnen, aber mit letzteren habe ich das innigste, tiefste Mitleiden. Wann tritt denn endlich in Deinem armen, unglücklichen Vaterlande ein Umschwung zum Bessern ein? Haben denn alle die Erfahrungen der letzten Jahre nichts gefruchtet, wird auch diese letzte, härteste Prüfung ohne innere Frucht an dem herrschenden System vorübergehen? Gott gebe, daß doch endlich ein heiterer Morgen über Deinem armen Vaterlande aufgehe! Muß ihm noch ein Orkan im Innern vorausgehen, damit er die Stickluft, die

die freie Entwicklung der Intelligenz und Volkskraft hindert, vertreibe und das faule Holz entwurzele, damit es neuen Trieben Platz mache? Gott gebe, daß die Leute, die Eure Geschicke in der Hand haben, endlich einmal lernen!

Doch ich breche diese Betrachtungen ab, um Dir nicht wehe zu tun. Mündlich würde es uns nicht schwer werden, uns zu verständigen, aber schriftlich ist es ein mißliches Ding, dazu gehört einmal Rede und Gegenrede.

Du erkundigst Dich nach meinem persönlichen Schicksal? Gottlob, der Krieg ist an uns vorübergegangen, ohne uns zu verletzen. Zwar an Besorgnissen hat es uns nicht gefehlt. Mein zukünftiger Schwager stand bei dem preußischen Armeekorps, welches bei Langensalza gegen die Hannoveraner kämpfte und später sich zur Mainarmee gesellte, und wir waren seinetwegen in großen Sorgen, allein er kam mit einer ganz unbedeutenden Verwundung bei Langensalza davon. Zweimal drohte uns die Aussicht auf ein Zusammentreffen bei Gießen, und wir hatten unsere wertvollen Sachen schon in den Keller befördert, allein auch hier ging die Gefahr glücklich an uns vorüber, wir sind mit dem Schrecken davongekommen, der übrigens in unserem Hause kein panischer war; meine Frau und ich waren beide sehr gefaßt. Mehr aber als diese persönliche Gefahr erregten uns die Wucht der Ereignisse und die aufreibende Spannung. Die ersten Nachrichten verkündigten uns hier eine Niederlage der Preußen in Böhmen, bei der 18 Kanonen gewonnen sein sollten. Mir erschien diese Nachricht durchaus glaublich; sie bestätigte mir nur die vorgefaßte Meinung, daß die Preußen den Österreichern nicht gewachsen seien. Dann kamen die Siegesnachrichten, dann die Abtretung von Venedig, die mir einen Krieg mit Frankreich in unabwendbare Aussicht zu stellen schien, dann die Nachrichten über das Gemetzel am Main, die gerade für uns bei den persönlichen Beziehungen zu den

dort beteiligten hessischen Truppen etwas höchst Wehmütiges hatten. Welche Summe von Eindrücken in dem engen Rahmen von 6—7 Wochen! Ich glaube Jahre verlebt, einen schweren Traum geträumt zu haben. Wie fern hinter mir liegt jener Morgen des 16. Juni, als ich durch die Botschaft geweckt wurde, es rekognoszierten Husaren meinen und die benachbarten Hofräume, und als ich dann das Fenster öffnete und den Ausbruch des Krieges (der mir noch am Abend vorher als eine Unmöglichkeit bestritten worden war) in nackter Wirklichkeit vor mir sah. Innerhalb weniger Stunden zogen 20—22000 Mann an meinem Hause vorüber. Die Kinder jubelten über alle die prächtigen Soldaten, und mir selbst — ich will es nicht leugnen — gewährte es eine Erleichterung, daß endlich das Gewitter, das seit so lange auf uns gelegen, angefangen hatte, sich zu entladen, und gleich mir ging es vielen. Wir wußten ja, daß es sich einmal entladen mußte; wir zogen die Entscheidung, selbst die ungünstige, der unerträglichen Schwüle und Ungewißheit vor. Während der 6—7 Wochen bin ich in einem ewigen Taumel gewesen. Ich habe gelesen — ja! aber frage mich nicht wie, ich weiß es selbst nicht. Nur einige Male, als wir Bundestruppen hier hatten, und diese sich zum Empfang der Preußen vorbereiteten, die Brücke barrikadierten usw., war ans Lesen nicht zu denken; viele Studenten verließen den Ort. Vor den wenig übriggebliebenen habe ich vorige Woche meine Vorlesungen zu Ende gebracht — müde und abgespannt von all der Aufregung. Augenblicklich hat sie nachgelassen, denn das Schicksal von Oberhessen, das zurzeit noch ungewiß ist, erregt mich nicht in dem Maße, obschon die schließliche Entscheidung, die in diesen Tagen eintreffen muß, für die Existenzfrage unserer Universität von großem Einfluß sein kann und damit mittelbar auch für mich. Werden wir preußisch, so ist Gießen die

längste Zeit Universität gewesen, und mein Haus ist um 8000 fl. weniger wert; meine schöne, kaum gegründete häusliche Existenz ist dann in Frage gestellt.

Wie gern käme ich zu Dir nach Luzern! Allein es geht nicht, ich werde in wenig Tagen meine Frau nach Schleswig zu ihren Eltern begleiten, wo sie in 7 Jahren nicht war. Im vorigen Jahre war ich in Luzern; wie schade, daß unsere Reiserouten sich nicht zusammengefunden haben. Aber im nächsten Jahre wollen wir beizeiten dazu tun, daß sie sich zusammenfügen, ich fühle sehr das Bedürfnis, Dich und Deine liebe Frau, der ich die herzlichsten Grüße sende, wiederzusehen. An letztere legt vielleicht meine Frau einige Zeilen ein.

Dein

R. Jhering.

63.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 19. August 1866.

Mein lieber Windscheid!

Welches Stück Geschichte liegt zwischen meinem letzten Briefe und dem gegenwärtigen. Ich glaube zu träumen, wenn ich mir sage, daß es sich in den engen Rahmen von wenig Wochen zusammengedrängt hat; ich meine, es müßten Jahre vergangen sein. Erst jetzt komme ich allmählich wieder zur Besinnung, es gab eine Zeit, wo ich durch die Rapidität der Ereignisse wahrhaft schwindlich geworden war. Welches Gewoge von Gemütserregungen; von schwerer Angst, bangem Zagen, freudigem Aufjauchzen, ängstlicher Spannung, ingrim-

miger Erbitterung, schmerzlichstem Mitleiden, und schließlich doch wieder ein Aufjubeln der Seele, ein Wahnsinn der Freude, wie sie mein Herz in meinem ganzen Leben nie erfahren! O, mein teurer Freund! welch beneidenswertes Los, daß wir diese Zeit noch erlebt haben, diesen Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands, dem die tausend vorhergehenden Jahre keine ähnlichen an die Seite gestellt haben. Wie habe ich seit Jahren die Italiener beneidet, daß ihnen gelungen, was uns das Geschick noch auf eine ferne Zukunft hinaus zu versagen schien, wie habe ich den deutschen Cavour und Garibaldi als politischen Messias Deutschlands herbeigewünscht. Und über Nacht ist er uns erstanden in dem vielgeschmähten Bismarck. Soll man nicht glauben zu träumen, wenn das Unmögliche möglich wird? Auch ich habe gleich Dir gezittert bei dem Gedanken des Krieges, der Wahn stand fest in mir, daß die in der praktischen Schule des Krieges geübten Österreicher den Preußen überlegen sein müßten. Hat jemals in der Geschichte die Intelligenz und die geistige Energie einen solchen Triumph über die rohe Kraft gefeiert? Es ist doch ein herrliches Ding um diesen Geist, der das kleine Preußen beseelt, diesen Geist, der uns alle aus dem Zustand der Ohnmacht und Schmach erlöst und dem deutschen Namen in Europa einen Glanz und Klang verleiht, wie er ihn seit einem Jahrtausend nicht gehabt hat. Ich beuge mich vor dem Genie eines Bismarck, der ein Meisterstück der politischen Kombination und Tatkraft geliefert hat, wie die Geschichte wenige kennt. Wie wunderbar hat der Mann alle Fäden des großartigen Gewebes gesponnen, wie fest und sicher, daß keiner derselben riß, wie genau hat er alle Mittel und Hebel gekannt und benutzt — seinen König, Napoleon, sein Heer, die Verwaltung, Österreich und seine Kräfte — kurz, ein Meisterstück der Berechnung. Ich habe dem Mann alles, was er bisher getan hat, vergeben, ja mehr als das, ich habe mich

überzeugt, daß es notwendig war, was uns Uneingeweihten als freventlicher Übermut erschien, es hat sich hinterher herausgestellt als unerläßliches Mittel zum Ziel. Der Mann ist einer der größten Männer unseres Jahrhunderts; es ist mir eine wahre Erquickung, einen solchen Mann miterlebt zu haben; ich gebe für einen solchen Mann der Tat, nicht der leichtsinnigen, sondern der politisch und moralisch in gleicher Weise beherzten und gewappneten Tat, hundert Männer der liberalen Gesinnung, der machtlosen Ehrlichkeit!

Hätte ich das vor 9 Wochen geglaubt, daß ich noch einen Dithyrambus auf Bismarck schreiben würde! Aber ich kann nicht anders! Das Schimpfen auf ihn überlasse ich jetzt meinen hartköpfigen Kollegen aus Schwaben und Bayern, die alles nur denkbare Scheußliche in den einen Namen Bismarck glauben zusammendrängen zu können. Unverbesserliche Doktrinäre! Für die deutsche Einheit haben sie sich seit Jahren heiser geschrien und getrunken, und wenn dann jemand kommt, der das Unglaubliche leistet und die deutsche Einheit aus dem Kommersbuch ins Leben einführen will, so schreien sie das „Kreuzige ihn". Sie meinen: die deutsche Einheit hätte sich von selber machen sollen — der Herr gibt's ja den Seinen im Schlaf! An der Geistesabwesenheit, die zum Schlaf vorausgesetzt wird, lassen sie es freilich nicht fehlen!

Doch genug der allgemeinen erbaulichen Betrachtungen, sonst komme ich wohl gar nicht mehr dazu, Dir einiges über mich selber zu berichten. In meinem Hause steht alles aufs beste. Das Befinden meiner Frau, das im Frühjahr sich verschlechtert hatte, hat sich wieder gebessert, was Du daraus schon entnehmen kannst, daß ich sie in einigen Tagen nach Schleswig zu ihren Eltern bringen werde. Der Aufenthalt in unserem ländlichen Paradies und die nahrhafte Milch unserer braunen Kuh scheint einen vorteilhaften Einfluß auf sie ausgeübt zu haben. Wir alle gedeihen hier wunderbar,

und ich wiederhole meinen Wunsch, daß Du uns einmal Deine Frau bringst, damit wir sie hier in die Kur nehmen können. Statt dieses so überaus günstigen Berichtes hätte ich Dir möglicherweise einen gerade entgegengesetzten schicken können. Zweimal waren wir in großen Sorgen, daß hier ein Zusammenstoßen zwischen Bundestruppen und Preußen stattfinden könne, und mein Haus wäre dann sicher zuerst in Grund geschossen; einmal waren bereits württembergische Kanonen neben demselben aufgefahren, ein anderes Mal sahen wir die Badenser sich zum Empfang der Preußen aufstellen. Glücklicherweise sind wir mit dem bloßen Schrecken davongekommen.

Die Vorlesungen haben wir hier mit einigen Unterbrechungen bis zu Ende gehalten, aber es war schwer, schwer; niemand war bei der Sache, weder der Dozent, noch der Student. Bis in die tiefe Nacht hinein habe ich alles an Zeitungen gelesen, was ich auftreiben konnte, und darüber das Präparieren auf die Vorlesungen von 7—10 Uhr morgens versäumt!

Nach der Zurückkunft von meiner Reise (4 Wochen) gehe ich an den folgenden Band meines Geistes — eine prächtige Aussicht nach diesem wüsten Leben. — Ihr seid jetzt wohl in Tegernsee, und hoffentlich kehrt Deine Frau, der ich die besten Grüße sende, neugestärkt nach München zurück.

Dein

R. Jhering.

64.

An Hermann Fitting.

Gießen, 18. November 1866.

Mein lieber Freund!

Unter den vielen unbeantworteten Briefen des letzten halben Jahres finde ich auch den Ihrigen vor, der seinem Inhalt nach (denn ein Datum trägt er nicht) im Frühjahr geschrieben sein muß. Sie werden es begreifen, daß ich unter den gewaltigen Ereignissen und Aufregungen des Sommers nicht die Stimmung fand, um meine Briefschulden abzutragen — ich fand kaum noch die Zeit, mich notdürftig auf die Vorlesungen vorzubereiten, der ganze Tag und ein Teil der Nacht gehörten der Lektüre der Zeitungen, den politischen Debatten, dem Laufen nach der Eisenbahn. In den Ferien war ich mit meiner Frau längere Zeit in Schleswig-Holstein und auf der Rückreise in Hamburg und Berlin, und nach dem fast halbjährigen Nichtstun fühlte ich bei meiner Zurückkunft einen solchen Hunger nach Arbeit in mir, daß ich mich nicht entschließen konnte, sobald an die Beantwortung der rückständigen Briefe zu gehen. Jetzt habe ich sie in Angriff genommen und erfülle endlich auch meine Schuld gegen Sie, die inzwischen durch Übersendung zweier Drucksachen von Ihnen (Ihr Soldatentestament ist mir noch nicht zugekommen) noch gewachsen ist.

Wenn Sie Ihren Brief mit einer Entschuldigung einleiten, daß Sie mir für Übersendung der zweiten Auflage meines Buches noch nicht gedankt haben, so soll mir das den Anlaß geben, Sie sowohl wie mich gegen ähnliche Entschuldigungen in Zukunft sicherzustellen. Die meisten Leute, denen ich meine Bücher zustellen lasse oder übersende, danken mir nicht, dies böse Beispiel hat mich zuletzt auch von meiner

Gewohnheit des Dankens abgebracht, und ich schlage Ihnen vor, daß wir es ebenso halten. Vangerow hat mir noch nicht ein einziges Mal auf alle meine Zusendungen geantwortet. Für diesmal werde ich Ihnen gegenüber meiner ehemaligen Gewohnheit noch treu bleiben, indem ich Ihnen nicht bloß für die Übersendung Ihrer beiden Druckschriften danke, sondern zugleich hinzufüge, daß ich der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der Ihr Gutachten ausgearbeitet ist, volle Anerkennung zolle. In Zukunft aber werde ich es mit Ihnen halten wie mit allen anderen und Ihnen für Ihre literarischen Geschenke nur einen stummen Dank darbringen, wie ich ein Gleiches auch von Ihnen erwarte. Der nackte Dank ohne Urteil hat keinen Wert, ist eine reine Formalität, und ein Urteil hat wiederum nur Wert, wenn es eingeht — mit einer allgemeinen Anerkennung wird Ihnen so wenig gedient sein wie mir — wer findet aber Zeit und Lust, um brieflich Rezensionen zu schreiben? Also lassen wir es bei dem Pakt.

Welche Zeit haben wir erlebt, seitdem Ihr Brief bei mir liegt! Der Gedanke an die öffentlichen Dinge drängt bei mir fast in jedem Briefe den an die Privatverhältnisse zurück, und ich muß mich jedesmal zwingen, daß ich nicht in ein ausschließliches Politisieren hineinkomme. Aus Ihrem Briefe entnehme ich, daß Sie ganz dieselbe politische Ansicht haben wie ich. Ich bin ein so guter Preußenfreund, d. h. ein vernünftiger Deutscher, wie irgendeiner. Man hat mir in diesem Sommer sogar die Ehre angetan, mich mit Wasserschleben, Lange und einigen anderen als preußischen Spion zu bezeichnen, doch sind wider Erwarten unsere Fenster noch verschont geblieben. Von Bülow, den Sie in Frankfurt trafen, haben Sie wahrscheinlich über unsere politischen Zustände und unsere Erlebnisse im Sommer Bericht erhalten. Einige Male waren wir ganz gefaßt darauf, daß unsere Gegend der Schau-

platz eines Kampfes werden würde; wir hatten die wertvolleren Sachen bereits eingepackt, und im Geist sah ich mein nettes, erst vor wenigen Monaten acquiriertes und neu eingerichtetes Haus schon zerschossen und zerstört. Gottlob sind wir noch mit blauem Auge davongekommen! Aber selbst wenn mich schwere Verluste betroffen haben würden, der Gedanke an den ungeheuren Fortschritt, den wir in diesem Sommer gemacht haben, würde mich einigermaßen getröstet haben. Meine Stimmung war so gehoben, daß der Maßstab für Glück und Unglück ein gänzlich anderer geworden war als bisher, und daß ich mit Fassung mein Haus würde haben brennen sehen. Seit dem Sommer ist hier die Stimmung mächtig umgeschlagen — die Vernunft bricht sich Bahn, und das Bedauern, daß wir nicht preußisch geworden sind, können Sie aus dem Munde von Hunderten vernehmen. Unsere Regierung hat freilich das ihrige getan, um hier am Ort dieser Stimmung gewaltig in die Hände zu arbeiten. Eine ihrer ersten Maßregeln war, daß sie den mit Stimmenmehrheit zum Rektor gewählten Wasserschleben verwarf und den secundo loco präsentierten (österreichisch gesinnten) Stahl nahm — eine kleinliche Rache gegen den Preußen Wasserschleben, die der Regierung aber in der öffentlichen Meinung gewaltig schadete und schließlich durch eine Ehrenerklärung an Wasserschleben so gut wie zurückgenommen ward.

Mit den besten Grüßen von meiner Frau, Helene und mir an Sie und Ihre Frau Gemahlin

ganz der Ihrige

R. Ihering.

65.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 4. Januar 1867.

Mein lieber Windscheid!

Ritter des heiligen Michael! Tandem aliquando! Ich gratuliere von Herzen. Dir ist es schwerer gemacht als anderen, die halbe Elle buntes Band zu bekommen, die das Ziel des Ehrgeizes von so vielen Menschen bildet. Ich denke, die bisherige Entbehrung wird Dich nicht unglücklich und der jetzige Besitz Dich nicht sonderlich glücklich gemacht haben.

Anbei sende ich Dir etwas zum Lachen — eine Fortsetzung der Briefe, die wenigstens früher diese Wirkung bei Dir geäußert haben. Käme mir doch öfter die Stimmung, solches Zeug zu schreiben, ich amüsiere mich selber dabei, aber es können Monate und Jahre vergehen, ohne daß die richtige Laune sich einfinden will. Augenblicklich z. B. fühle ich mich nichts weniger als disponiert dazu; nicht, als wenn ich nicht heiter und glücklich wäre — das bin ich im vollen Maße — aber ich fühle mich stumpf und dumm im Kopf, so daß ich kaum begreife, daß ich selber den Brief geschrieben habe, so fern liegt er meiner augenblicklichen Kapazität.

Das Weihnachtsfest ist in schönster Weise von uns gefeiert und genossen worden. Fühlte ich mich nicht so völlig abgespannt und dumm (woran einige Gesellschaftsabende schuld sind), so würde ich Dir noch einen schönen, liebenswürdigen Brief schreiben, aber es ist mir schlechterdings unmöglich. Also genug für diesmal! Nur noch zwei Worte: die herzlichsten Neujahrsgrüße für Dich, Deine Frau und Kinder, das Weitere ein andermal.

Dein R. Jhering.

66.

An August Lammers.

Gießen, Januar 1867.

Hochverehrter Freund!

Welche Überraschung, ein Brief von Ihnen! Ich hatte Ihre Handschrift inzwischen bereits vergessen. Und ich ein Rivale von Ihnen? Das erfahre ich erst von Ihnen selber. Ein Mann wie Sie, der in politicis schon so manche Enttäuschungen erlebt hat, wird sich auch über die diesmalige zu trösten wissen, die er sich übrigens hätte ersparen können, wenn er seine Wähler genauer gekannt hätte. Die Ostfriesen wählen so leicht keinen Fremden.

Ich bin übrigens an der Konkurrenz, die ich Ihnen gemacht habe, unschuldig, ich bin zu meiner Kandidatur gekommen, ich weiß selbst nicht wie. Vorige Woche erhielt ich eine Anfrage aus Leer, ob ich geneigt sein würde, ein Mandat zu übernehmen[1]. Hier in Gießen hatte ich eben vorher, als mein Name in einer öffentlichen Versammlung genannt ward, gedankt, allein wie könnte ich meinen Landsleuten widerstehen, wenn sie mich einmal haben wollen? Jetzt kommen die Konsequenzen des ersten Schrittes, vor dem bekanntlich jeder sich hüten soll, als da sind Wahlkreise, Wahlrede, Wahlkünste — lauter Dinge, an die ich bisher nicht gedacht hatte. Ich hatte nach Leer bereits geschrieben, daß ich nicht kommen könne, nun treffen aber Briefe ein von Norden und von Ihnen — und ich wankelmütiges Rohr werde heute nach Leer berichten, daß ich doch kommen werde. Und nun verlangen Sie gar als vorsorglicher, kundiger Freund, daß ich selber die Farben dazu geben soll, um mein Bild in

[1] Für den zu konstituierenden Reichstag.

Zinnober und Berliner Blau ausführen zu lassen und, wie das irgendeines großen Räuberhauptmanns, auf allen Jahrmärkten in Ostfriesland ausstellen zu lassen. Das geht mir am meisten gegen den Strich, und doch — ich fühle es — es gehört einmal zum System, und wer A gesagt hat, muß hier B sagen. Also es sei! ich werde Ihnen in der Beilage alles Schöne, das sich denkbarerweise von mir sagen läßt, zusammenstellen. Herzlichen Dank im voraus für die unter Christen kaum erhörte Selbstverleugnung, daß Sie Ihren Konkurrenten herausstreichen wollen; wird dermaleinst ein Bild von Ihnen entworfen, so darf dieser Zug von Hochherzigkeit nicht vergessen werden! Sie haben wohl die Güte, mir seinerzeit, wenn es Ihnen sonst keine Beschwerde macht, ein Exemplar der Nummer und des Blattes, in dem meine Verherrlichung in Szene gesetzt wird, zuzusenden?

Meine Frau erwidert Ihre Grüße freundlichst; nach Berlin wird sie nicht mitgehen können.

Ganz Ihr R. Jhering.

Rudolf Jhering.

Geboren? Ja! und zwar ehelich!
Religion? Romanist!
Alter? 48 Jahre — (1818)
Geburtsort? Aurich.

altostfriesische Familie, seit drei Jahrhunderten seine Vorfahren lauter Juristen — was muß da schließlich nicht Gutes darnach kommen!

Seiner Absicht, in den Staatsdienst zu treten, steckte die Hannoversche Regierung einen Stocken vor. Ernst August „fand sich nicht bewogen, den Rechtskandidaten R. Jhering zum Beamtenexamen zuzulassen“[1].

[1] Da bereits einer seiner Brüder in Ostfriesland zugelassen war.

Schöne Gelegenheit, über die frühere Wirtschaft in Hannover zu deklamieren! Nur Adlige und Söhne hannoverscher Beamtenfamilien wurden zum Staatsdienst zugelassen. „Jhering mußte sein Vaterland verlassen" (wie viele Ostfriesen werden dabei nicht Tränen vergießen), „aber der schnöde Willküraft seiner landesväterlichen (!) Regierung, der ihn aus dem Lande trieb, sollte zu seinem großen Glücke und zum Heil der Wissenschaft ausschlagen!!"

Um den Mann, den man in Hannover nicht haben wollte, erfolgte, sowie er 1844 mit seiner ersten Schrift hervorgetreten, ein förmliches Reißen! (1840 ging er nach Berlin, wo er 1842 promovierte und 1843 als Privatdozent auftrat.) Schon in demselben Jahr Ruf nach Basel. Kaum war er dort, so erfolgte (Ostern 1845) neuer Ruf nach Rostock. 1846 zog er dort ein, und schon 1847 Ruf nach Kiel und eine von ihm abgelehnte Anfrage nach Gießen. Den Ruf nach Kiel nahm er an, die politischen Ereignisse verzögerten jedoch seine Übersiedlung bis 1849. Zwei Jahre später Ruf nach Gießen, dem er 1852 folgte. Jn diesem miserablen Drecknest ist er bisher geblieben, obgleich ihm die Gelegenheit gegeben ward, als Professor nach Leyden und als Oberappellationsrat nach Celle zu gehen. Aber zum Holländer paßt er nicht und zu einem hannöverschen Appellationsrat noch weniger.

Fabelhaftes Ansehen in der Wissenschaft. Sein Hauptwerk: „Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung", noch nicht vollendet und doch schon ins Jtalienische übersetzt und in zweiter Auflage erschienen; eine Übersetzung ins Chinesische und ein Auszug in japanischer Sprache wird vorbereitet. Gibt „Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechtes" heraus; früher mit Gerber, jetzt allein; darin viele Abhandlungen von ihm.

Einem solchen Mann kann es natürlich nicht an An-

erkennung fehlen; von seinem Philippsorden, Ritterkreuz erster Klasse (Philippchen), macht er nicht viel Wesens, denn das hat in Hessen fast jeder Lump. Aber daß sein Ruf selbst bis in die kalte Zone gedrungen, davon gibt sprechenden Beweis einmal, daß die Universität Kasan ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hat, sodann das ihm verliehene Kommandeurkreuz des russischen Stanislaus-Ordens, mit dem versehen er sich ganz stattlich ausnimmt (leider nur einmal im Jahr an Großherzogs Geburtstag). Bei der Jubelfeier der Universität Wien 1865 ernannte ihn das dortige juristische Doktorenkollegium zu seinem Ehrenmitglied — 1866 hätte es dies sicherlich nicht mehr getan!

Seit Gründung des Juristentages ist er stets von neuem wieder in die ständige Deputation desselben gewählt. Einer der Hauptkerle des Juristentages.

Auch Politikus! Zwar bisher kein Kammermitglied. Er war zu vernünftig dazu, um in die kleine Hessen-Darmst. Kammer zu treten und dort beliebigen Unsinn zu hören und selber zu sprechen. Aber sonst, wo es galt, war er immer an der Spritze. So namentlich in Sachen Schleswig-Holstein, wo er sich an die Spitze der Bewegung in Gießen stellte und die Organisation des gesamten Vereinswesens betrieb. Viel Zeit und Geld verloren! Das schöne Geld — — mehrere 100 fl. im ganzen. Auch bei der Süddeutschen war er — infandum renovare jubes usw. mit einer Aktie beteiligt.

Gilt in Gießen als Hauptpreußenfreund, gleichwohl hat selbst in der bewegten Zeit ihm niemand etwas zuleide getan, als die Stimmung sehr gegen Preußen erregt war. Solche Achtung genießt er hier! Wo es ein öffentliches, gemeinnütziges Interesse gibt, steht er stets mit an der Spitze — — namentlich mit dem Maul, wenn ein Redner nötig ist, in welchem Artikel in Gießen verdammt wenig geleistet wird; sonst würde er schwerlich zu diesem Posten ausgesucht werden.

Höchst edler Mensch, glücklicher Familienvater (fünf ungeratene Kinder werden ihm die Hand drücken, wenn er nächstens nach Emden reist), treuer Freund, höchst bedenklicher Kollege (weil oft sehr derb und ostfriesisch!), darum als solcher gar nicht beliebt. — Ungeheures Verdienst um die Musik in Gießen, er hat den dortigen Konzertverein auf seinen jetzigen Höhepunkt gehoben; er selber passionierter Musikfreund. Der hervorragendste Charakterzug an ihm ist seine rührende Anhänglichkeit an sein Vaterland. Spricht ostfriesisch platt, als ob er nie aus Ostfriesland fortgewesen wäre; läßt sich jeden Winter Nagelholz, jedes Frühjahr Kibitzeier kommen und bezieht seinen Tee von Winter in Aurich. Echt ostfriesischer Appetit! Heute ißt er Grünkohl, nach ostfriesischer Manier zubereitet — — hat die Nase schon voll davon! Schreibt sich wie oben (mit h, sprich aus: zweisilbig).

67.

An Roderich von Stintzing.

Gießen, 29. Mai 1867.

Mein lieber Kollege und Freund!

Ihr Buch[1] habe ich sofort in Angriff genommen und rasch durchgelesen. Soll ich ehrlich sein, so muß ich gestehen, daß ich alle die bibliographischen Angaben, die Ihnen so kolossale Mühe gemacht haben, so gut wie überschlagen habe. Aber Sie Ihrerseits werden ja auch nicht verlangen, daß ich dieselben auswendig lernen soll, und ob ich sie einmal durchlese

[1] Geschichte der populären Literatur des römisch-kanonischen Rechts in Deutschland.

oder gar nicht, kommt für mich auf eins heraus. Trotz dieser überschlagenen Partien habe ich aber doch Ihr Buch mit vielem Interesse und mit Nutzen gelesen. Man gewinnt eine vollständige Anschauung der eigentümlichen literarischen Richtung daraus, die den Gegenstand derselben bildet, und das will bei einem Mann wie mir, der dieselbe so gut wie gar nicht kannte, nicht wenig sagen. Auch der Nichtkenner gewinnt zugleich ein Urteil über die kolossale Mühe, die Sie sich mit der Sache gegeben haben — sie leuchtet aus jeder Seite hervor. Es ist ein schönes Ding, eine Aufgabe vollständig erschöpfend zu lösen, und diesen Ruhm wird Ihnen jeder zugestehen, selbst wenn er wünschte, daß der immense Fleiß und die unübertroffene Genauigkeit sich ein höheres Problem erwählt hätte, wie ich allerdings diesen Wunsch oft gehabt habe. Aber was noch nicht ist, kann noch werden, und dazu will ich Ihnen Gelegenheit geben, indem ich Ihnen die Geschichte der neueren Jurisprudenz rite abtrete. Da haben Sie Gelegenheit, zu den beiden bisherigen Bausteinen Ihres literarhistorischen Ruhmes den dritten und letzten, den eigentlichen Eckstein hinzuzufügen. Ich werde dieserhalb an Hegel schreiben, lege vielleicht einige Zeilen an ihn bei. Mir selber geht damit unter den gegenwärtigen Umständen nicht viel verloren, denn bevor ich nicht mit meinem „Geist" fertig bin — den „Geist" ausgehaucht habe! — würde ich nie an jene umfassende Arbeit gehen, bei der Langsamkeit und Schwerfälligkeit meines Arbeitens hat aber ersteres noch eine gute Weile Zeit. Auch gesellt sich noch ein anderer Umstand dazu. Sie wissen aus unseren persönlichen Unterhaltungen, wie ich über die eminente Höhe, auf der unsere Jurisprudenz zurzeit steht, denke, und da bei mir leider einmal alle Urteile leicht etwas Scharfes und Verletzendes gewinnen, so würde mein Buch Zeter und Mordio hervorrufen. Sie Ihrerseits haben die Gabe, Ihren Urteilen eine Form zu geben, daß

sie unbeschadet der Sache glatter hinuntergehen — die so wertvolle Kunst des Apothekers, Pillen zu drehen, bei denen der Patient die Bitterkeit weniger empfindet, während meine Medikamente ihn im Halse kratzen. Zugleich haben Sie durch Ihre bisherigen Leistungen bewiesen, daß Sie der eigentliche Literarhistoriker der deutschen Jurisprudenz sind, und sowohl in meinem eigenen Interesse als in dem der Jurisprudenz glaube ich ein gutes Werk zu tun, die Aufgabe in Ihre Hände zu legen. Also lassen wir es dabei!

Mit freundlichen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr ergebenster

R. Jhering.

68.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 6. November 1867.

Mein lieber Windscheid!

Ich lege einige Zeilen an Dich bei. Sie sollen einmal Dir für die Übersendung der zweiten Auflage danken, die ich leider noch nicht die Kraft gefunden habe zu lesen — meine Arbeitskraft hat durch den Verlust, der mich getroffen[1], einen schweren Stoß erlitten — und sodann Dir eine Nachricht mitteilen, die Dich lebhaft interessieren wird. Ich stehe mit Wien in Unterhandlung, und es ist nicht unmöglich, daß sie zum Abschluß gelangt. Zunächst ist dieselbe freilich bloß außeramtlicher Art, allein sie ist mit Vorwissen und im Auftrage des Ministers mit mir angeknüpft. In München erhielt ich eine Depesche von Siegel, worin er den Wunsch aussprach, mich auf meiner Rückreise von München zu sprechen.

[1] Jhering hatte im September seine Frau verloren.

Wir trafen verabredetermaßen in Bruchsal zusammen, und hier befragte er mich, ob ich nicht Lust hätte, einen Ruf nach Wien (an Dworzaks Stelle) anzunehmen. Der Gedanke kam mir damals so abenteuerlich vor, daß ich rundweg ablehnte und der Sache gar nicht weiter gedachte. In Norderney erhielt ich einen Brief von einer anderen Person, die (offenbar im Auftrage des Ministers von Hye) mir dieselbe Frage wiederholte und in dem Tode meiner Frau einen Grund erblickte, der mich vielleicht einem Ortswechsel geneigter machen würde. Hierauf folgte dann eine Anfrage von Siegel im Namen der Fakultät, ob ich, wenn sie mich vorschlügen, einem an mich ergehenden Rufe Folge leisten würde, und dabei ein Privatschreiben von Siegel, worin er mir mitteilte, daß Hye (der augenblicklich neben dem Justizministerium auch das Unterrichtsministerium versieht) dringend wünsche, mich für Wien zu gewinnen. Ich weiß nicht, ob ich recht getan habe, mich geneigt zu erklären. Die großen Bedenken, die dagegensprechen, verhehle ich mir nicht, und zu einer anderen Zeit würden sie mich vielleicht von vornherein völlig abgeschreckt haben — in meiner jetzigen Lage, wo mein Haus hier sozusagen über mir abgebrannt ist, habe ich mich dadurch nicht abhalten lassen. Freilich habe ich Bedingungen gestellt, an denen möglicherweise die ganze Sache scheitern kann, wenn sie nicht etwa noch im Kabinett des Kaisers an meinen politischen Antezedenzien Schiffbruch leidet. Ich meinerseits sehe der Entwicklung der Dinge ohne große Spannung entgegen, ich werde mich weder sonderlich freuen noch betrüben, wie sie auch ausfällt; mein inneres Glück hat einen zu großen Stoß erlitten, als daß solche äußeren Dinge mir einen Ersatz geben könnten. Sollten Dir aber die Zeitungen die Nachricht bringen, daß der Ruf an mich ergangen und von mir angenommen ist, so mögest Du im voraus wissen, daß ich Sorge dafür getragen habe, mich teuer zu verkaufen.

Leider ist der Wunsch, Dich bei Gelegenheit meines letzten Besuchs recht zu genießen, nicht in Erfüllung gegangen; ich hoffe jetzt auf Pfingsten.

Dein R. Jhering.

69.

An Bernhard Windscheid.

Gießen, 28. Dezember 1867.

Mein lieber Windscheid!

Ich erhalte soeben beim Frühstück Deinen Brief und beeile mich, Dir die gewünschte Nachricht mitzuteilen; ich hätte sie Dir schon seit einer Woche oder länger machen können, aber teils die vielen sonstigen Briefe, die ich zu schreiben hatte, teils die Weihnachtszeit haben mich abgehalten. Die Wiener Berufung ist völlig erledigt. Ein Schreiben des Ministers Hye faßt das Resultat der Verhandlungen mit Siegel zusammen und stellt die noch nicht erledigten Punkte (Umzug usw.) in einer Weise fest, daß ich umgehend — seinem Wunsch gemäß — pure akzeptiert habe; augenblicklich liegt meine Vokation dem Kaiser vor, dessen Zustimmung aber als selbstverständlich vorausgesetzt werden darf, kurz, die Sache ist völlig geordnet, und ich habe hier bereits offiziell Anzeige gemacht. Das Schreiben des Ministers ist ein Muster von Höflichkeit und Artigkeit; ich habe ordentlich Respekt vor mir selber bekommen, daß ich so behandelt werde, und halte mir den Kopf fest, damit er mir nicht verdreht werde.

Ich teile mit Dir die Überzeugung, daß mir noch eine große Aufgabe bevorsteht, ja ich glaube, daß es eine Fügung der Vorsehung ist, die mich in dieser für meine ganze Entwicklung so kritischen Zeit an einen Platz stellt, wo eine

kolossale Wirksamkeit meiner harrt und es des Aufwandes aller meiner Kraft bedarf, um die mir zuteil gewordene Stellung zu behaupten. Ich gehe nicht nach Wien, um dort zu ruhen, um das Leben zu genießen, mich zu spiegeln in dem Glanz, den man um mich verbreitet hat, sondern um zu wirken, zu schaffen und zu arbeiten wie nur je. Ein erhebendes Gefühl der Freude durchdringt mich, wenn ich bedenke, was jetzt auf meine Schultern gelegt ist, und was ich werde schaffen können, und wenn je, schwellt der Glaube an mich selber mir das Herz. Nicht jener alberne Glaube, der nur ein anderes Wort für Eitelkeit ist, sondern der Glaube an eine Aufgabe, die die Vorsehung einem gestellt hat, und der von Demut und innigem Dank gegen Gott unzertrennlich ist. In diesem Gefühl habe ich den Tod meiner Frau überwunden — denn dies Gefühl hat mich über mich selbst, über mein Leid und Weh hinausgehoben und mich durchdrungen mit der Überzeugung, daß ich nicht bloß meinetwegen lebe.

Nur Dir und Deiner Frau teile ich dies mit. Euch wird es aufrichtig freuen, daß bei mir Mut, Hoffnung, Lebenskraft sich wieder eingestellt haben, früher, als ich es je für denkbar gehalten hätte. Ihr werdet es nicht mißdeuten, wenn ich Euch gestehe, daß ich in den jüngsten Geschicken meines Lebens den Finger der Vorsehung erblicke, und daß ich mit Wien erst den Punkt erreicht zu haben glaube, für den die Vorsehung mich bestimmt hat.

Auf den schönsten Wunsch meines Lebens, nämlich auf Heidelberg, leiste ich damit Verzicht. Es wird Dir vielleicht nicht so bekannt geworden sein wie mir, daß ich noch bis vor kurzem (solange Frölich Referent im Ministerium war) Heidelbergs so gut wie sicher war, und daß ich noch jetzt, wo Dein Name neben dem meinigen auftauchte, Dir ein gefährlicher Konkurrent geworden wäre. Schon vor einigen Monaten berührte ich diesen Punkt, damals geschah es im

Hinblick auf die Ungewißheit, wen von uns beiden das Los treffen würde, jetzt geschieht es mit der Gewißheit, daß Du es bist, für den die Entscheidung ausfallen wird, und um daran für Dich die herzlichsten Glückwünsche zu knüpfen. Mit Wien ist auch Heidelberg entschieden, und sowohl im Interesse von Heidelberg wie von Dir freue ich mich aufrichtig, daß kein anderer als Du Vangerow ersetzen wird. Es wird Zeit, daß die bocksteife, lederne Manier, in der dieser Mann seit einem Vierteljahrhundert Tausende von Juristen erzogen hat, durch eine Methode ersetzt wird, welche auf der Höhe der Zeit steht, wie es bei Dir der Fall ist.

Für Deine Rektoratsrede danke ich bestens. Du hast nicht nötig, Dich ihrer zu schämen, im Gegenteil, sie ist eine schöne Tat von Dir, denn als solche gilt es mir, wenn der Vertreter einer Universität bei einer solchen Gelegenheit, anstatt der Versuchung nachzugeben, ein wissenschaftliches Feuerwerk loszubrennen, auf das eine, was nottut, verweist, auf den sittlichen Geist und den Ernst der Wahrheit, auf jene Quelle, aus der alles Gute, Große und Edle hervorgehen muß.

Um Ostern oder Pfingsten sehe ich Euch auf meiner Reise nach Wien — der ersten, zum Zweck der Wohnungsmiete usw. — vielleicht auch Mitte August auf der zweiten Reise mit Familie. Mit den herzlichsten Grüßen zum Neujahr (nächstes Neujahr in Heidelberg!) an Euch beide

Dein R. Jhering.

70.

An Frau Minna Glaser.

Gießen, 24. Januar 1868.

Meine teure Freundin!

Welche Nachricht teilen Sie mir mit! Ich hätte mir kaum eine denken können, die mich zugleich so gefreut und geschmerzt hätte[1]. Jetzt ist das Unmögliche für mich Wirklichkeit geworden — ich komme nach Wien, soll Kollege von Glaser, Unger, Siegel werden, und gerade die Aussicht hat mich bei meinem Entschluß mit bestimmt — und da scheidet Glaser, noch bevor ich eintrete, aus! Es ist mir dieser Verlust, der mich trifft, bevor ich noch einmal meine Stelle angetreten, sehr schmerzlich. Und doch, wie möchte ich dem persönlichen Bedauern Macht über mich verstatten, da ich im übrigen mich nur über Glasers Beförderung auf das innigste freuen kann? Nicht bloß seinetwegen, sondern im Interesse meines zukünftigen Vaterlandes und der Wissenschaft. In der Tat, je länger man die jüngste Wendung der Dinge in Österreich verfolgt, um so mehr überzeugt man sich, daß der Umschwung ein fundamentaler und ein ernstlicher ist. Welch schönes Zeugnis für den Geist, der jetzt bei Ihnen herrscht, daß ein Mann wie Ihr Julius zu einer so einflußreichen Stellung berufen wird. Wie freue ich mich, ein so wichtiges Amt in den Händen eines Mannes zu wissen, der mit einer geistigen Qualifikation, wie sie bei den Trägern einer solchen Stelle sonst selten gefunden wird: mit seinem gediegenen Wissen und seiner Liebe zur Wissenschaft, zugleich eine moralische Qualifikation verbindet, die nicht minder unschätzbar ist: Wahrheitsliebe, Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit des Urteils, Opferfähigkeit

[1] Glasers Ernennung zum Sektionschef im Unterrichtsministerium.

und energische Kraft. Wohl Österreich, wenn solche Männer an die rechten Stellen kommen! Dann wird, dann muß es besser werden! Darum trotz meines persönlichen Verlustes die herzlichste, freudigste Gratulation zu dem Ereignis! Ich wünsche nichts mehr, als daß er möglichst lange zum Heile seines Vaterlandes die Stelle bekleiden möge.

Da dieser Brief ebensogut für Glaser als für Sie bestimmt ist, so möchte ich speziell an letzteren noch eine Bitte in bezug auf unsern Merkel[1] adressieren. Es ist ihm jetzt Gelegenheit geboten, etwas für ihn zu tun, und ich weiß ja, was er von ihm hält. In wenig Wochen wird derselbe hier außerordentlicher Professor werden; die Fakultät hat seine Beförderung einstimmig in dringendster Weise befürwortet, dasselbe wird von seiten des Senats geschehen, und die Regierung wird dem Antrag zustimmen! Aber in Österreich würde er eine ganz andere Aussicht haben als hier. In Göttingen bei Wiederbesetzung der Stelle von Herrmann ist er, wie letzterer mir schreibt, mit in Aussicht genommen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr R. Ihering.

71.

An Oskar Bülow.

Wien, 25. Oktober 1868.

Mein lieber Bülow!

Welche Freude hat mir Ihre letzte Sendung verursacht! Da ist also das Schmerzenskind, das ich habe entstehen sehen, da liegt es vor mir fix und fertig. Mit welchen Gefühlen habe ich es zur Hand genommen, wie habe ich es Ihnen

[1] Adolph Merkel, Privatdozent für Strafrecht in Gießen.

nachempfinden können, wie glücklich Sie gewesen sein mögen, als endlich der letzte Bogen und der Titel sich hinzugesellt hatten. So sei er mir denn von Herzen willkommen, mein Pate, möge er seine Wanderung durch die Welt antreten, und möge etwas von dem Glück, das mir seit einiger Zeit so treu ist, auf ihn übergehen! Leider kann ich mich mit ihm zunächst nicht beschäftigen, er muß sich bis Weihnachten gedulden, denn vorher finde ich keine Zeit zu zusammenhängender Lektüre, was Sie aus dem Folgenden begreifen werden. Eben darum habe ich nichts dagegen eingewandt, als Unger, der Ihr Buch bei mir liegen sah, es sich ausbat, um es sofort zu lesen und für seine Vorlesungen zu benutzen. Ich werde mutmaßlich Ihnen eher sein Urteil als das meinige mitteilen können.

Richten Sie jetzt selber, ob ich imstande bin, Ihr Buch zu lesen. Außer den beiden Privatkollegien (Institutionen 8 stündig bis jetzt 184 Meldungen, Pandekten-Praktikum 2 stündig bis jetzt 142 Meldungen) lese ich auch noch ein Publikum: allgemeine Theorie der Rechte, welches ich während des Semesters erst auszuarbeiten habe. Dann kommen folgende Arbeiten hinzu:

1. Korrektur der Druckbogen meines Geistes;

2. Vorbereitung der 2. Auflage des Besitzes (welche, beiläufig gesagt, sofort ins Italienische übersetzt wird. — Sie sehen, wie der Besitz eingeschlagen hat!);

3. Stellensammlung für meine Institutionen, wovon morgen der erste Druckbogen ausgegeben, und welche fortgesetzt wird. Die Studenten, denen ich meinen Plan in der zweiten Vorlesung mitteilte, haben ihn mit Bravos begrüßt und sind mir mit ihrer Hilfe an die Hand gegangen. Der Druckbogen wird geliefert zu 6 Kr. rheinisch (10 hiesige), und der Überschuß der Einnahme ist von mir dem Unterstützungsverein für arme Juristen zugewiesen.

Rechnen Sie dazu noch die Abhaltungen meines hiesigen Lebens, die Pflichten der Korrespondenz, die ich bis jetzt nur zum kleinsten Teil erfüllt habe, so werden Sie begreifen, wie wenig Muße und Stimmung mir für eine zusammenhängende Lektüre zu Gebote steht. Das Wiener Leben konsumiert! Ich meine nicht die Vergnügungen, denn im Genuß derselben bin ich außerordentlich mäßig, aber die Vorlesungen und die Besuche, die ich zu machen habe, und die ich empfange; letztere insbesondere haben mich schon viele, viele Stunden gekostet, und ich hätte mitunter die Leute gern vor die Türe gesetzt. Mein Hauptvergnügen ist das Trio Freitag abends. Freitag von 5½—6½ lese ich mein Publikum, und nachher feiere ich das Ende der Woche durch ein solides Trio, wofür ich — dank meinen energischen Bemühungen! — zwei Studenten gewonnen habe, die ihren Mann stehen; leider geht der eine von ihnen schon im November nach Berlin.

Nun, mein lieber Freund, von der Glanzseite meines hiesigen Lebens: den Vorlesungen. Von der zahlreichen Zuhörerschar spreche ich nicht weiter, ich habe Ihnen oben schon den dermaligen Stand angegeben. Dagegen darf ich Ihnen — im strengsten Vertrauen — mitteilen, daß ich bisher meine Sache gut gemacht habe. Wenn Sie wüßten, wie wenig ich in bezug auf Vortrag meiner selber immer sicher war und bin, so werden Sie die Ängstlichkeit begreifen, mit der ich am Freitag 16. Oktober in meine erste Institutionenvorlesung ging, die sich ohne mein Zutun zu einer Antrittsvorlesung gestaltet hatte, d. h. außer Studierenden waren Professoren, Beamte, Advokaten, Literaten usw. zugegen. Mit klopfendem Herzen bestieg ich den Katheder, empfangen mit jubelndem Hurra. Das gab mir wieder etwas Mut, und nachdem ich einige Minuten geredet und mich sozusagen selber eingeführt hatte, fand ich bei meinem eigentlichen Thema: dem wissenschaftlichen Charakter der Jurisprudenz, meine ganze

Kraft wieder, sprach mit lauter Stimme meine volle Stunde und darüber völlig frei und, wie ich glaube, besser als je in meinem Leben. Daß ich mich gründlich präpariert und den Vortrag der Hauptsache nach zu Papier gebracht hatte, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen; gleichwohl kam manches im mündlichen Vortrag ganz anders heraus und, wie Glaser, dem ich den Entwurf vorgelesen hatte, mir sagt, besser. Gottlob, daß es so gekommen ist, wie schwer wäre meine Stellung gewesen, wenn ich nicht sofort das erstemal durchgeschlagen hätte! Jetzt ist sie gemacht, und ich selber habe den besten Mut. Die Eröffnung des Praktikums vor einem ebenfalls kolossal gedrängt vollen Auditorium war Kinderspiel dagegen. Es ging mir glatt von der Zunge, und es gelang mir, die Leute gleich bei dem ersten Rechtsfall, den ich ihnen vortrug, so ins Feuer zu bringen, daß sich sofort eine Diskussion entspann. Das Praktikum ist nach allem, was ich höre, hier vollkommen gesichert. Ich habe den Studenten anempfohlen, die Aufgaben schriftlich auszuarbeiten, obschon ich sie nicht korrigieren könne; sie könnten mich dann in der Vorlesung über Punkte, die nicht zur Sprache gekommen seien, befragen. Wahrscheinlich wird noch eine andere Anordnung getroffen werden, nämlich die Bildung von Sektionen, von denen jede ihren Referenten ernennt, der die Arbeiten der Sektion durchliest und mir darüber berichtet. Die Sache ist in gutem Gang.

Während die Eröffnung des Praktikums ein Kinderspiel war, macht mich dagegen mein Publikum, das vorzugsweise auf ältere Juristen berechnet ist, wieder recht ängstlich. Freilich war die Beteiligung der älteren d. h. praktischen Juristen keine so große, wie ich erwartet hatte; wie mir einer derselben mitteilt, ist es in den Kreisen der Praktiker gar nicht bekannt geworden, daß die Vorlesung vorzugsweise für sie bestimmt ist. Möglich, daß die Beteiligung derselben später eine größere wird.

Der Studentenschlag ist ein recht guter — brauchbares Material! Die Leute sind großenteils unendlich dankbar, wenn ihnen anstatt der Definitionen und dem dürren Positivismus wissenschaftliche Speise geboten wird; es hat dies für mich etwas Rührendes und zugleich höchst Anspornendes. Meine Hauptkraft gehört jetzt den Vorlesungen, und ich finde meine höchste Befriedigung darin. Freilich spannt mich die Aufregung, in der ich mich dabei befinde, nicht wenig an; ich verlasse regelmäßig schwitzend den Katheder und habe nach meinen 2 Stunden geraume Zeit nötig, um mich zu erholen. Ohne einen gehörigen Schlaf geht es regelmäßig des Nachmittags nicht ab, und das Klavierspielen hat darunter sehr zu leiden, ich hoffe mit der Zeit aber auch dafür wieder ein Stündchen zu finden.

So läßt sich denn mein hiesiges Leben, was die Hauptsache anbetrifft, ganz gut an. Auch mit den meisten der Kollegen habe ich mich leicht auf einen kordialen Fuß gesetzt. Mit Arndts ist begreiflicherweise wenig zu wollen. Nach hiesigen Begriffen hat er eine große Unartigkeit gegen mich begangen, daß er nach länger als 14 Tagen mir noch keinen Gegenbesuch gemacht hat; die anderen Kollegen kamen 2—4 Tage nach meinem Besuch. Übrigens affiziert es mich wenig, wie er sich zu mir stellt; er ist eine so außerordentlich wenig anziehende Persönlichkeit, daß ich es ungleich vorteilhafter finde, ihm fernezubleiben, als ihm näherzukommen. Von Philipps habe ich schon berichtet; er ist fein, anständig und anziehend, und ich werde ihn öfters aufsuchen. Unger und Siegel die Alten, beide für mich von größtem Wert. Bei zwei Kollegen, Wahlberg und Neumann (beide wie Unger und Glaser von jüdischer Abkunft und zu den Tüchtigsten der Fakultät gehörend) war ich bereits mit meinen beiden neuen Kollegen Schäffle und Habietinek zu Tisch, und wenn ich Ihnen sage, ich wünsche häufige Wiederholungen,

so werden Sie begreifen, daß weder schlecht gegessen noch getrunken ist, noch auch, daß der Ton und die Unterhaltung etwas zu wünschen übrigließen. In kulinarischer Beziehung waren es kleine Bülows, in bezug auf Wein herrscht hier nicht ganz so viel Verständnis wie in Deutschland, aber ein Rauentaler bei Wahlberg und ein echter Champagner bei Neumann zeugten doch von schöner Beanlagung. Mit dem Trinken freilich sieht es hier jämmerlich aus — es ist ein Jammer, infandum renovare usw. Lassen Sie sich das von Lange des näheren berichten, er hat seinerzeit nicht zuviel gesagt — ich trinke so viel, wie 6 österreichische Kollegen!

Meine braven Jungens haben sich ins Unvermeidliche gefunden. Auch sie haben kaum Verkehr, aber sie amüsieren sich untereinander. Summa summarum: Der Vater hat es noch am besten.

Gleichzeitig mit diesem Brief werde ich einige Zeilen an Hermann[1] abgehen lassen, indem ich ihn auf diesen Brief verweise — ich kann nicht alles doppelt schreiben. Teilen Sie Gutfleisch mit, daß ich ihm gegen Weihnachten schreiben würde; ich habe bisher mit dem Minister noch nicht gesprochen, ich soll ihn in einer Gesellschaft bei Glasers sehen, die sich aber vielleicht noch lange hinausziehen kann.

Berichten Sie gelegentlich, wie Regelsberger[2] sich „raucht". Grüßen Sie alle Freunde, das Whistkränzchen, den Rappentisch, Wasserschleben, den Kanzler, den Juristenkranz, den Teufel und seine Großmutter von

Ihrem R. Jhering.

---

[1] Jherings ältester Sohn; er studierte in Gießen.

[2] Jherings Nachfolger in Gießen, später sein Kollege in Göttingen.

72.

An Oskar Bülow.

Wien, 15. November 1868.

Mein lieber Bülow!

Das war ein Brief! So kann nur ein so treuer Freund schreiben, der nicht aus Pflichtgefühl die Feder ergreift, sondern um seinem Herzen Luft zu machen. Haben Sie Dank, vielen Dank.

Mein heutiger Brief wird sehr gegen den Ihrigen abstechen, er wird kurz ausfallen. Was ich Ihnen zu melden habe, ist eigentlich bloß folgendes. Ich bin auf die Idee gekommen, die zweite Auflage meines Besitzes denjenigen meiner Freunde zu widmen, die ich das Glück gehabt habe für meine Theorie zu gewinnen, nämlich Bähr, Unger und — Bülow und zwar mit Angabe dieses ihres Verhältnisses zu meiner Theorie. Ich möchte nun von Ihnen wissen, ob man darin nicht etwa von meiner Seite eine Ruhmredigkeit finden könnte. Unger, mit dem ich gesprochen habe, findet dies nicht. Aber ich möchte auch Ihr Urteil hören. Fänden Sie gegen die Idee nichts einzuwenden, so kommt Frage 2: ob Sie nichts dagegen haben, daß ich Ihren Namen mit aufführe.

Ihre Bemerkungen über den Besitz sind ganz richtig, und vielleicht kann ich sie noch verwerten. Vor Dezember soll der Druck nicht beginnen. Gegen Goldschmidt werde ich nichts weiter tun; ich trage seiner Empfindlichkeit über Lucca Pistoja Rechnung[1].

Ihr Buch ist von Unger an den für Prozeß neuberufenen Kollegen Habietinek gewandert, und wie Unger mir berich-

[1] Ihering hatte sich in einem Gutachten über diese damals berühmte Prozeßsache scharf gegen ein Gutachten von Goldschmidt ausgesprochen.

tet, ist er ebenso entzückt wie Unger. Hat Regelsberger Ihr Buch schon gelesen? Die Schilderung oder Zeichnung von Regelsberger ist vortrefflich; ich sehe den Mann vor mir. Ich nehme den herzlichsten Anteil an dem für Sie so außerordentlich wichtigen Ausfall der Wahl meines Nachfolgers. Gießen kann mit den beiden Berufungen für die juristische Fakultät sehr zufrieden sein, und ich freue mich, daß ich mir einen Anteil des Verdienstes daran vindizieren darf. Manche gute Freunde werden mir freilich grollen, daß sie nicht berufen sind — aber ich tröste mich mit dem Bewußtsein, daß ich ohne Ansehen der Person mich bloß durch das Interesse der Fakultät habe leiten lassen. Grüßen Sie meinen Nachfolger bestens und bestellen Sie ihm, wenn er einmal etwas Brauchbares für meine Jahrbücher hat, würde ich es gern aufnehmen, Ihnen selber brauche ich es nicht erst zu wiederholen. Ich möchte in den Jahrbüchern so gern die „gesunden" Juristen zusammen haben!

Was Sie mir über Hermann schrieben, hat mir die größte Freude gemacht. Sie wissen, wie mein Herz an dem Jungen hängt — eine Anerkennung, die er findet, ist mir lieber als eine, die mir selber zuteil wird. Ich meinerseits finde ja an dem Artikel auch keinen Mangel! Sie glauben nicht, wie ich hier in Kurs gekommen bin; ich frage mich selber oft ganz ungläubig, ob ich denn derselbe Mann bin, auf den noch vor kurzer Zeit mancher Dozent einer großen Universität wie ein Großhändler (Nominativ) auf einen Detaillisten und Krämer (Akkusativ) herabsah. In den Institutionen bin ich jetzt auf 194, im Publikum auf 180 Meldungen, und vielleicht erreiche ich in der ersten Vorlesung noch die 200. Von allen Seiten höre ich, wie ich meine Zuhörer gepackt habe — — und das bin ich, derselbe, den mitunter in Gießen ein wahres Zittern überfiel, wenn er sich im Geist auf den Katheder nach Wien versetzte.

Mit sieben juristischen Kollegen (Unger, Siegel, Schäffle, Habietinek und drei anderen) habe ich jetzt den ersten Anfang eines Sonderbundes gebildet, der sich jeden Mittwoch abend am „Graben" versammelt, aber ohne Vorträge. Später, wenn wir erst zusammengewachsen sind, dehnen wir aus.

Meine geselligen Beziehungen machen sich vortrefflich. Letzten Sonntag Diner bei Stein (der es nie unter Zuziehung von Exzellenzen tut, es waren diesmal drei da, die Schäffle und mir imponieren sollten), Dienstag beim Präsidenten von Rizzy, gestern abend mit Luise bei einem praktischen Arzt (den ich als solchen annehmen werde), wo die Gesellschaft sich in Aufmerksamkeiten gegen Luise und mich erschöpfte. Heute nachmittag um 5 Uhr mit Karl Fr. ins Hellmersbergersche Quartett. Teilen Sie Hermann gelegentlich die Einlage mit, damit er weiß, was er um Weihnachten zu hören bekommt.

Beiläufig: auf Umwegen erfahre ich, daß ich auch an Thöl in Göttingen einen Anhänger für meine Besitztheorie gewonnen habe.

Doch jetzt genug! Herzlichen Gruß von allen an Sie und Hermann

Ihr R. Jhering.

73.

An Bernhard Windscheid.

Wien, 17. November 1868.

Mein lieber Windscheid!

Aus Deiner eignen Erfahrung wird Dir bekannt sein, wieviel es infolge einer Übersiedlung zu tun gibt, wie spät man erst dazu gelangt, allen seinen Freunden und Verwandten

Bericht zu erstatten, und selbst jetzt noch, wo ich beinahe drei Monate in Wien bin, wird es mir schwer, dieser Pflicht zu genügen. Freilich will ich nicht leugnen, daß auch das Widerstreben, immer wieder von neuem über dieselben Sachen zu schreiben, einen gewissen Anteil an meiner Schreibunlust hat. Da soll ich zwei Kindern, von denen das älteste, mein Sohn, in Gießen studiert, das zweite, meine Tochter, in einer Pension im Elsaß sich aufhält, genauen Bericht erstatten, dann den Geschwistern, dann den Schwiegereltern erster und zweiter Ehe, und wenn ich mit Kognaten, Agnaten, Affinen fertig bin, den guten Freunden, an denen ich ja — gottlob! — auch keinen Mangel habe. Hätte ich doch eine Kopiermaschine, auf der ich einen und denselben Brief 50mal abklatschen könnte! Als verständiger Mann wirst Du Deine Anforderungen an mich auf das geringste Maß herabstimmen und mir verstatten, meinen Bericht höchst summarisch zu fassen.

Ich fasse die Summe desselben dahin zusammen, daß es mir hier recht wohl gefällt, und daß ich es bis jetzt keinen Augenblick bereut habe, den Ruf angenommen zu haben, daß ich im Gegenteil bei dem Gedanken, jetzt noch in Gießen zu sitzen, ein gelindes Schaudern empfinde. Ich will nicht sprechen von der liebenswürdigen, zuvorkommenden Aufnahme, die ich hier bei fast allen Leuten gefunden habe, mit denen ich in Beziehung getreten bin, von den vielen anregenden Gesellschaften, die ich hier schon durchgemacht habe, und die zu dem ermüdenden Einerlei der Gießener Gesellschaften mit 10—12 überall wiederkehrenden Kollegen, dem obligaten Whistspiel und den stehenden Gerichten einen sehr wohltätigen Gegensatz bilden. Sondern ich habe dabei im Auge mein Verhältnis zu drei Freunden aus früherer Zeit: Siegel, Unger, Glaser, die mir hier außerordentlich viel sind — Unger in wissenschaftlicher Beziehung ganz unschätzbar. Auch den Frauen der beiden andern (Unger ist nicht verheiratet) stehe ich sehr

nahe, wie denn der Artikel: Frau in den Kreisen, in die ich komme, überhaupt ungleich besser vertreten ist als in Gießen, wo außer zweien keine war, die mir das mindeste Interesse abgewonnen hatte.

Die Glanzseite meiner hiesigen Existenz ist, wie ich Dir kaum zu sagen brauche, die gewaltige Steigerung meiner akademischen Wirksamkeit. In den Institutionen habe ich es bis jetzt auf 195 Meldungen, im Pandekten-Praktikum auf 180 gebracht, und wie ich höre und merke, finden meine Vorträge Beifall. Ich kann Dir nicht sagen, welchen Genuß es mir gewährt, zu einem solchen Auditorium zu sprechen; ich gehe jeden Tag mit erneutem Vergnügen in die Vorlesung und finde einen wahren Genuß darin, meine Kraft endlich einmal auch nach dieser Seite hin vollständig zu verwerten.

Glaube übrigens nicht, daß ich jetzt dem Vergnügen lebe. Ich habe den ernsten Zweck des Lebens nicht aus den Augen verloren und hier bereits recht tüchtig gearbeitet, manche Nacht bis 1 Uhr. Die Früchte dieser Arbeit werden Dir in einiger Zeit in Gestalt einer neuen Auflage des 3. Bandes des Geistes und der Abhandlung über den Besitz zukommen, jene noch in diesem Jahr, letztere am Anfang des nächsten Jahres. Sowie ich mit den Vorlesungen etwas aufgeräumt habe, gehe ich an Band 5 des Geistes, und ich hoffe ihn im nächsten Jahre erscheinen zu lassen. Dabei fällt mir ein, daß ich Dir für die 2. Auflage Deiner Pandekten noch nicht gedankt und Dir noch nicht zu der glücklichen Vollendung derselben gratuliert habe — es sei hiermit getan.

Doch ich sehe zu meiner Verwunderung, daß ich in Gefahr komme, meinem Vorsatz, Dir nur sehr kurz zu schreiben, untreu zu werden — also Schluß! Womit könnte ich ihn besser machen als mit der Versicherung, daß ich Deines ganzen Hauses mit alter Liebe gedenke? Grüße mir Frau und

Kinder recht herzlich, und wenn Du in den Weihnachtsferien einen Moment frei hast, so lasse etwas von Dir hören.

Dein

R. Jhering.

74.

An Bernhard Windscheid.

Wien, 1. März 1869.

Mein lieber Windscheid!

Wie schrieb es sich doch von Gießen so unendlich viel leichter als von Wien aus, ich begreife jetzt erst recht, welche Opfer Du hast bringen müssen, um die Korrespondenz mit mir zu unterhalten. In Gießen! Du lieber Gott! Schon aus bloßer Langeweile griff man zur Feder, denn wenn man keine Lust hatte zu arbeiten, und die fünf bis sieben Familien, welche ein Mal im Winter eine Gesellschaft gaben, ihre Abfütterung überstanden hatten, konnte man, wenn man nicht vertieren, d. h. jeden Abend um 5 Uhr, wie einige Kollegen es taten, in den Klub laufen wollte, nichts tun als Klavierspielen oder Briefe schreiben. Aber hier in Wien! Man findet ja kaum Zeit, sein pater noster zu beten, wenn man ein Katholik ist, und die meisten unterlassen es auch gänzlich! Dann Konzerte (Sonntags morgens von $12^1/_2$—$2^1/_2$ und nachmittags von 5—7, ebenfalls Sonntags), dann Gesellschaften, dann Besuche — — wenn doch die verwünschten Vorlesungen nicht wären! Ich habe in der Tat meine liebe Not, eine kleine Arbeitszeit herauszuschlagen. Aber einen Winter mag es darum sein! Ich habe in meinem Leben ja schon so manchen Winter bei den Büchern gesessen, daß ich einmal auch einen dem Vergnügen widmen

darf. Und wenn man sich einmal dazu entschließt, kann man ihn nirgends in Deutschland so angenehm verbringen wie hier, wenigstens gilt dies für meine Wenigkeit. Ich habe hier die liebenswürdigste, freundlichste Aufnahme gefunden und habe meine liebe Last, mich der Anknüpfung neuer und immer neuer Bekanntschaften zu erwehren; habe ich doch schon weit mehr, als ich bewältigen kann. Aber, ich will es nicht leugnen, es hat einen großen Reiz für mich, dies hiesige gesellige Treiben, wo man immer neuen Gesichtern begegnet und darunter manchen, die man sich freut von Angesicht zu sehen, wie z. B. in diesen Tagen Dingelstädt. Nach und nach lerne ich die sämtlichen Spitzen der gebildeten Gesellschaft (wozu man die hermetisch verschlossenen aristokratischen Kreise nicht soll zählen dürfen) hier kennen, mein Gedächtnis wird auf schwere Proben gestellt! Mein Bedürfnis nach Freundinnen hat hier ebenfalls die reichste Befriedigung gefunden; bei der leichten Weise der Wienerinnen kommt man sehr bald auf einen vertrauten Fuß mit ihnen, und ich habe schon etwa sechs, die ich, wenn es mir nicht unbehaglich sein soll, mindestens alle 14 Tage sehen muß. Welch wohltätiger Kontrast zu dem — salva venia — ledernen Gießen, wo die Damen, die einem ein Interesse abnötigen konnten, mit der Laterne gesucht werden mußten. Summa summarum: Wien hat das für mich geleistet, was ich mir von ihm versprach; das Leben, das in Gießen seit dem Tode meiner Frau allen Reiz für mich verloren hatte, hat neuen Reiz für mich gewonnen, ich lebe gern und danke täglich meinem Schöpfer, daß ich nicht mehr in Gießen sitze. Und nun die Vorlesungen! Ich komme mir vor wie ein Hecht, der bisher in einem Goldfischglase steckte und jetzt ins freie Wasser gesetzt ist, wo er nach Herzenslust schwimmen und sich tummeln kann. Auf meinem Katheder komme ich mir vor wie ein Wagenlenker mit vier mutigen Rossen — es

geht darauf los, daß die Funken davonfliegen, so recht ein Gefühl des Übermuts, als müßte ich alles, was ich seit Jahren versäumt, hier nachholen. In den Institutionen habe ich es auf 205, in dem Pandekten-Praktikum auf 193 Meldungen gebracht, und für den Sommer kann ich in dem ersten Teil der Pandekten, den niemand weiter neben mir angekündigt hat, auf 350 rechnen, in Gießen würde ich nächsten Sommer 6—8 Füchse in den Institutionen gehabt haben!

Aus Deinem Briefe sehe ich zu meiner Freude, daß Du am Erbrecht arbeitest. Glück auf! guten Fortgang. An Unger habe ich Deine günstige Äußerung bestellt. Er steht mir sehr nahe, aber um uns öfters aufzusuchen, dazu haben wir kaum die Zeit, dagegen treffen wir uns oft in Gesellschaften, deren er mitunter an einem Tage 2—3 besucht! Daneben hat er die Zeit gefunden, diesen Winter eine längere Abhandlung über Verträge zugunsten Dritter für meine Jahrbücher, in deren Redaktion ich ihn aufgenommen habe, auszuarbeiten. Auf eine Andeutung von Wunderlich in Lübeck konnte ich nicht umhin, auch letzterem den Beitritt zu offerieren, und um ihn nicht alleinstehen zu lassen, habe ich auch Bähr gleich mitgenommen, so daß der Titel der Jahrbücher von jetzt an lauten wird

... herausgegeben von Jhering und Unger
in Verbindung mit Bähr und Wunderlich.

Ob es gerade viel helfen wird, muß die Zeit lehren.

Beiläufig: Für die kritische Überschau sende ich Dir anbei eine durch mich veranlaßte Anzeige der verunglückten Abhandlung von Nissen von unserm Privatdozenten Hoffmann, den ich Dir als Mitarbeiter für Handelsrecht und römisches Obligationenrecht empfehle.

An meinem Besitz wird gedruckt, aber langsam, unendlich langsam. Ich habe manche Zusätze gemacht, sämtlich be-

stätigender Art; bisher habe ich kein Argument entdeckt, das mich stutzig gemacht hätte. Ich widme diese zweite Auflage dreien meiner Freunde, die sich pure für meine Theorie erklärt haben, nämlich Unger, Bähr, Bülow. Es ist mir erwünscht, damit dem Publikum zu zeigen, daß meine Theorie neben dem Widerstande, dem sie nicht wird entgehen können, doch auch Proselyten gemacht hat; auch Stintzing, der erst noch zweifelte, ist ihr inzwischen beigetreten. Schmidt in Bern sollte noch warten, bis die zweite Auflage erschienen ist; er findet dort noch manches zu berücksichtigen.

Von der laufenden Literatur habe ich seit Herbst mehr Notiz genommen, als es mir sonst möglich; eben weil ich selber gar nicht produziert habe. Aber wie wenig Interessantes findet sich darunter! Etwas gelernt habe ich nur von den beiden Göttingern: Bremer und Schlesinger — gelangweilt über die Maßen hat mich Arnold!

Nun genug! Sehe ich Dich um Ostern in Wien? Es wäre prächtig, wenn Du kämst, es soll Dir hier schon gefallen.

Hoffentlich steht alles gut bei Dir! Grüße mir Dein ganzes Haus.

In alter Freundschaft

Dein R. Jhering.

75.

An Bernhard Windscheid.

Wien, 17. März 1869.

Mein lieber von Windscheid!

Gestern las ich in der Zeitung, daß Du einen Ruf nach Leipzig erhalten und abgelehnt hast, und ich kann nicht umhin,

Dir meine freudige Teilnahme darüber auszudrücken. Ich setze voraus, daß Du die Gelegenheit benutzt hast, Dich gründlich in München zu verbessern, d. h. Dirmindestens einen Gehalt von 4000 fl. erwirkt hast, denn sonst würde ich Dir die Ablehnung des Leipziger Rufes sehr verdacht haben. Höchst komisch hat mich die Art berührt, wie die Verleihung des Ordens an Dich motiviert ist. Mein Gott! das ist ja ein Lärm, als ob ein Major gestorben wäre! Offenbar muß man das Gefühl gehabt haben, daß es eigentlich doch nicht recht schicklich sei, auch einmal an einen Pandektisten einen Orden zu verleihen, und darum hat man es für nötig gehalten, ein ganzes Register von Deinen Verdiensten aufzustellen. Wenn man von letzteren so durchdrungen ist, so hätte man Dir ein Kommandeurkreuz geben sollen! Ich fühle mich als Pandektist gekränkt, daß man bei einer solchen Gabe, bei der man einem Chemiker oder Historiker gegenüber gar kein Wort verloren hätte, eine ellenlange Motivierung hinzufügt. Es ist schlimm genug, daß man Dich zwölf Jahre lang ohne alle Anerkennung hat sitzen lassen, während man Stintzing nach wenig Jahren dekorierte; man scheint dies gefühlt zu haben, und diesem Gefühl verdankt jene öffentliche Belobung vielleicht ihren Ursprung. Hat es daneben nicht auch noch einen schönen Titel abgeworfen? Hofrat, Geh. Hofrat, Geh. Justizrat? Wie habe ich Dich fortan zu titulieren? Mein Freund, der Ilmenauer Schmidt, hat es inzwischen ja auch zum Geh. Justizrat gebracht, wir beide haben in den Titeln getauscht, er hat den Hofrat abgelegt, um Geh. Justizrat zu werden, ich umgekehrt. Nun! uns beiden wird es wohl dabei sein. Wenn Du in den Ferien einmal eine überflüssige Stunde hast, so berichte mir, warum und auf welche Bedingungen hin Du den Leipziger Ruf abgelehnt hast; ich weiß nicht, ob ich es getan hätte, Leipzig hat eine glänzende Zukunft, ich bin überzeugt, daß Du dort eine ungleich höhere

Honorareinnahme als in München gehabt hättest — und dann keine Prüfungen, die 14 Tage dauern!

In wenig Tagen kommt mein ältester Sohn aus Gießen zu mir; von hier wird er nächstes Semester nach Leipzig gehen, um seine Studien bei Leuckart (Zoologie ist sein Lieblingsfach) fortzusetzen — nun habe ich bereits einen erwachsenen Sohn! Und der Geist ist noch immer nicht fertig!

Die herzlichsten Grüße an Deine liebe Frau — sie soll Aufsicht über Dich führen, daß Du nicht gar zu viel arbeitest! Also schon wieder eine neue Auflage von Deinen Pandekten? Gratuliere von Herzen! Das ist die beste Antikritik gegen Salkowski. Auch wieder ein reizendes Inst. Compend., das dieser Mensch in die Welt gesetzt hat! Und dieser Schlingel erlaubte sich damals, das große Wort gegen Dich zu führen. Es hat jedes Tier eben seine Laus, auch der Elephant; meine hieß Muther — ist über die Laus nicht viel hinausgekommen, und ich meinerseits lebe noch, und zwar recht gut! Mit freundlichem Gruß

Dein R. Jhering.

76.

An Oskar von Schwarze.

Wien, 5. Juli 1869.

Mein lieber Freund!

Einem Manne, auf dessen Schultern die Last eines Atlas liegt, will sagen, der neben der Sorge für die Kriminaljustiz des Königreichs Sachsen noch die für den norddeutschen Bund zu tragen hat, kann es wohl passieren, daß er ein, in einer leichtsinnigen Runde, einem Freunde gegebenes Versprechen wieder vergißt, insbesondere, wenn der Gegenstand desselben nicht

kriminalistischer, sondern zivilistischer Natur ist, nämlich das Zivilgesetzbuch für das Königreich Sachsen, welches ein gewisser Schwarze einem gewissen Ihering zukommen zu lassen versprach, und welches letzterer für seinen demnächstigen Vortrag über den Anerkennungsvertrag anzusehen wünscht. Darf ich den verehrten Herrn gehorsamst an sein Versprechen erinnern?

Gestern teilte mir Unger mit, daß er aus Leipzig gehört habe, man denke dort an mich, und dasselbe schreibt mir heute mein Sohn. Du wirst Dich wundern, wenn ich Dich bitte, Falkenstein zu ersuchen, mir keine Anfrage zukommen zu lassen. Du weißt, wie wenig ich der Hoffnung entsagt habe, noch einmal an eine größere deutsche Universität zurückzukommen, und ebenso, daß das jetzt im schönsten Aufblühen begriffene Leipzig etwas ungemein Verführerisches für mich haben würde. Allein so wenig wie Windscheid möchte auch ich einem persönlich mir so nahestehenden Mann wie Wächter als Konkurrent zur Seite gestellt werden, und käme etwa jetzt eine Anfrage an mich, so würde ich sie ablehnen. Wenn ich diese Anfrage nicht erst abwarte, sondern sie schon im voraus abschneide, so brauche ich Dir nicht zu sagen, warum dies geschieht. Ich möchte auch nicht einmal den Schein auf mich laden, als ob ich, wie das ja leider nicht selten geschieht, eine solche Anfrage gern gehabt hätte, um sie hier zu verwerten. Am wenigsten aber möchte ich in den Augen eines Mannes wie Falkenstein, an dessen Achtung mir so viel liegt, diesen Schein auf mich laden, bez. ihm die Unannehmlichkeit bereiten, daß die Sache, wie ja nicht ausbleiben würde, in die Zeitung käme.

Sollte die Wächtersche Professur einmal vakant werden, so halte ich es selbst für diesen Fall immer noch für meine Pflicht, daran zu erinnern, daß Windscheid kommen und zwar gern kommen würde, und daß er auch zu billigeren Be-

dingungen zu haben sein wird als ein gewisser Jemand, der weiter nichts hinzuzufügen hat, als die ergebensten Empfehlungen an die Frau Schwarze und seinen

Namen: Rud. Jhering.

77.

An Gustav Baur.

Wien, 26. Februar 1870.

Mein lieber Baur!

Gestern ist mir von zwei Seiten her die Nachricht Deiner Berufung nach Leipzig zugekommen, durch einen Brief meines Hermann, der Deine Frau bei Leuckarts getroffen hat, und durch Zarnckes Zentralblatt. Ich muß Dir sagen, daß ich mich seit langer Zeit nicht in dem Maße über eine Berufung gefreut habe, als über diese, und es drängt mich, Dir sofort meine herzliche Teilnahme auszudrücken. Du weißt, wie ich seinerzeit mit allen Deinen Freunden es beklagt habe, daß Du, der Du verdient hättest, auf dem Katheder geboren zu werden und zu sterben (wovon allerdings das erste mit mehr Schwierigkeiten verknüpft sein dürfte als das letzte!), vom Katheder scheiden mußtest. Jede Vakanz, die seit jener Zeit in einer Professur Deines Faches eintrat, habe ich mir darauf angesehen, ob sie Dich nicht wieder auf den Katheder (oder wie ich als Österreicher sagen muß: auf die Lehrkanzel — sehr bezeichnend! denn die gewöhnlichen Kanzeln sind hier keine Lehrkanzeln) zurückführen würde, und mit Bedauern sah ich ein Jahr nach dem andern dahingehen, ohne daß mein Wunsch erfüllt wurde. Schon war ich daran, meine Hoffnung aufzugeben. Um so größer war meine Freude, als ich gestern die obige Nachricht erfuhr; sie bestärkt mich in

meinem Glauben, daß es eine eigene akademische Vorsehung gibt, welche, wenn auch nicht immer, dafür sorgt, daß schlechte Professoren von Kanzeln und Gerichtsstühlen entfernt, und daß gute Professoren von dort auf den Katheder zurückberufen werden. Wie wonnig wird Dir zumute sein, wenn Du einmal dort oben sitzest und, wie in Leipzig wohl nicht anders zu erwarten sein wird, die Zahl Deiner Gießener Zuhörer verfünffacht und verzehnfacht sehen wirst. In wenig Jahren wirst Du alle die Zuhörer, die Dir seit Deiner Abwesenheit von Gießen entgangen sind, nachgeliefert erhalten haben, dann ist das Verlustkonto gedeckt, und was folgt, ist reiner Profit! Also meine besten Segenswünsche mit auf den Weg, mein alter Freund! Schmiere Deine Kehle bis dahin noch gehörig mit St. Julien, Chateau Lafitte, Chateau d'Yquem, damit Du seinerzeit mit frischer Stimme, wie die Lerche im Frühling, Dein Lied in Leipzig erschallen lassen kannst. — Daß ich mich anklagen muß, Dir so lange nicht geschrieben zu haben, sagt mir mein schuldbewußtes Herz. Aber seitdem ich unter lauter Katholiken lebe und die Segnungen der Absolution, welche die Mutter Kirche gewährt, hier täglich vor Augen habe, bin ich in Ermanglung eines Priesters, der mir die Absolution gewährt, selber so frei, sie mir zu erteilen, und dies habe ich auch in bezug auf Dich getan. Ich hätte Dir insbesondere meine Wiedervermählung anzeigen sollen, allein ich rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Fama dieselbe sehr bald zu Deiner Kunde bringen würde, und ich hatte in dieser Zeit so unendlich viel zu schreiben, daß ich mir schon die Erleichterung gewähren mußte, sie zur Aushilfe mit heranzuziehen. Auch im übrigen bin ich mit meinem Lose zufrieden — — so lange bis mir ein besseres, nämlich eine Vokation nach Deutschland zurück, in Aussicht gestellt wird. Sterben möchte ich hier nicht, aber einige Jahre will ich

immerhin noch ohne zu murren hier zubringen. Mit 300 Zuhörern und mehr läßt sich für einen Dozenten schon existieren! Im gegenwärtigen Semester habe ich die Zahl in den Institutionen, obgleich Arndt sie neben mir zu denselben Stunden liest, noch um einige überschritten, und im vorigen Semester habe ich es im Sachenrecht, das ich allein las, auf 388 gebracht. Leider Gottes zahlen diese Leute österreichisches Honorar — ich meine nicht Papiergeld, sondern verwünscht wenig — aber es leppert sich doch auf einige 1000 fl. im Jahr heran — „die Menge muß es machen", wie der Kaufmann sagte, der unter dem Kostenpreis verkaufte.

So viel, mein Bester! Mit den herzlichsten Grüßen an die Deinigen

in alter Freundschaft

Dein R. Jhering.

78.

An Bernhard Windscheid.

Wien, 26. März 1870.

Mein lieber Windscheid!

Seit gestern bin ich ein freier Mann, d. h. ich habe meine Vorlesungen geschlossen, und der erste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit mache, soll darin bestehen, Dir zu schreiben. Das war ein anstrengendes Semester! Täglich drei Stunden hintereinander in einem gedrängt vollen Auditorium, bei schauderhafter Luft, mit vollster Anspannung der Stimmwerkzeuge und nicht gerade leichter Anstrengung der Gehirnkräfte! Nie haben mich die Vorlesungen in dem Maße angegriffen wie die des letzten Winters, obschon ich doch auch sonst schon drei Stunden hintereinander gelesen habe, und ich schließe

daraus, daß der Grund davon nicht in mir, sondern in äußeren Gründen, nämlich in der scheußlichen Luft meines Auditoriums zu suchen ist. Du glaubst nicht, in welch elenden Lokalen wir hier lesen müssen — es ist eine Schande für eine Regierung, daß sie die Wissenschaft in solche Höhlen verwiesen hat — es geschah im Jahre 1849, daß man die Universität zur Strafe ihrer Räumlichkeiten beraubte, weil dieselben von den Revolutionären als Versammlungsort benutzt worden waren, und daß man sie in das Jesuitenkollegium verwies, aus dem das Gymnasium wegen der gesundheitsgefährlichen Räumlichkeiten entfernt wurde. Neulich war in der Gegend meines Auditoriums, das in der Nähe eines gewissen Ortes liegt, ein so infernaler Geruch, daß ich beinah ohnmächtig wurde! Und in solchen Pesthöhlen muß man hier lesen. Ich habe aber meinem Herzen gegen die Studenten Luft gemacht, die dies mit größtem Beifall begrüßten, und die Sache scheint hier Eindruck gemacht zu haben, da sie sogar in die Zeitung gekommen ist. Wollte Gott, daß nur das neue Universitätsgebäude erst einmal in Angriff genommen würde, seit 3—4 Jahren streitet man sich bloß um den Platz — handelte es sich um ein Opernhaus oder um eine Kaserne, das Gebäude wäre längst fertig, aber was kümmert man sich hier viel um Wissenschaft! Wenn ich nur in jenen Hundeställen meine Gesundheit nicht zuzusetzen hätte, dann sollte es mir gleichgültig sein; aber die Sache ist für mich außer allem Spaß. Im übrigen kann einem das Dozieren hier schon Vergnügen machen, ich habe diesen Winter wieder brillante Auditorien gehabt; ich habe soeben meine Zuhörerliste aus den Institutionen aufgenommen und gefunden, daß ich nahe an 340 habe; in dem Obligationenrecht wird es nicht viel weniger sein. Wenn nicht wunderbare Dinge geschehen, kann ich von jetzt an in meinen Vorlesungen auf etwa 300 Zuhörer rechnen. Das „Material" ist gut, wenigstens empfänglich und dankbar — freilich mit Ausnahme der Bar-

baren, Grafen, Lumpen usw., an denen es hier nicht fehlt. Wie scheußlich müssen die Einrichtungen in Österreich sein, daß aus dem an sich begabten und leicht für etwas zu gewinnenden Völkchen so gar nichts wird — die Menschenschlächterei ist nirgends so erfolgreich betrieben worden wie hier, dank den Pfaffen und Jesuiten.

Seit einer Woche habe ich meinen ältesten Sohn aus Leipzig bei mir, und nach Verlauf einer zweiten Woche werden wir beide zusammen nach Rom reisen. Mein Sohn hat mir eine ganz außerordentliche Freude gemacht, zur Belohnung nehme ich ihn mit nach Italien. Der Junge hat nämlich von Leipzig aus in Halle sein physisches Examen mit Nr. 1 gemacht. Den ganzen Winter hindurch hat er aufs angestrengteste gearbeitet, um dies Examen machen zu können, ohne mir das geringste davon mitzuteilen. Während ich in dem Glauben stand, daß er in Leipzig sich frohe Tage mache, hat er Tag und Nacht gearbeitet und es dadurch durchgesetzt, daß er nach Ablauf von zwei Jahren jenes Examen mit glänzendstem Erfolg bestanden hat. „För wat hört wat" heißt es im plattdeutschen Sprichwort, und in Befolgung dessen habe ich sofort, als ich seinen Brief, worin er mir die Nachricht gab, gelesen hatte, gesagt: jetzt geht er mit nach Rom. Ich meinerseits kann das Sprichwort auch auf mich beziehen und mir die Reise schon gönnen, denn ich habe mich diesen Winter tüchtig gequält. Ich gedenke den ganzen April fortzubleiben, vor dem 3.—6. Mai fangen die Vorlesungen hier nicht an, um dann schon am 20.—25. Juli zu schließen!

In Deinem letzten Briefe hattest Du meine Reflexwirkungen berührt. Du weißt, wie hoch ich es Dir anrechne, daß Du mir Dein Urteil über alles, was ich schreibe, ungeschminkt mitteilst, und ich danke Dir auch diesmal dafür, daß Du es getan hast. Aber nicht die Autoreitelkeit ist es, wie ich glaube, wenn ich diesmal Dir opponiere. Bei einem bisher noch

gar nicht bekannten Begriff und Verhältnis soll meines Erachtens der Verfasser sich nicht darauf beschränken, die Sache so darzustellen, wie er es bei gangbaren Begriffen zu tun hat, sondern er muß sich alle denkbaren Komplikationen des Begriffs vergegenwärtigen und den Begriff daran sozusagen die Probe bestehen lassen. Für den Leser mag das nicht gerade sehr erbaulich sein, wenn der Verfasser den Begriff durch dick und dünn führt, aber ich meinerseits würde nie einen neuen Begriff als bestanden anerkennen, der mir nicht diese Probe abgelegt hat. Eine reiche Kasuistik ist zu dem Zweck unentbehrlich, und nicht ohne guten Grund habe ich auf sie einen Hauptwert gelegt, denn erst sie gibt eine allseitige Anschauung des Verhältnisses und damit zugleich die wahre Sicherheit der Begriffsverwertung und -beherrschung — in dem obigen Verhältnis um so nötiger, als hier selbst römische Juristen aus Unkenntnis desselben Versehen begangen haben.

Nächstens erscheint die zweite (wesentlich umgearbeitete) Auflage meiner Rechtsfälle; meine Arbeiten am „Geist" sind diesen Winter nicht sonderlich aus der Stelle gerückt. Mit herzlichen Grüßen an alle die Deinen

in alter Freundschaft

Dein R. Jhering.

79.

An Oskar Bülow.

Wien, 5. August 1870.

Mein lieber teurer Bülow!

Welche Nachricht! Ich hätte Dir, Freudentränen weinend, in die Arme fallen mögen, als ich sie las. Bei Gott! eine

Nation, bei der die Vaterlandsliebe solche Taten hervorruft, kann nicht zugrunde gehen — trotz Mitrailleuse und Chassepot! Und wenn 100 000 fallen, so wird sofort die drei- und vierfache Zahl wieder dasein. Wie danke ich Gott, daß ich diese Zeit noch erlebe; das ist die nahe Wiedergeburt der deutschen Nation, und alles, was sie im Laufe von einem Jahrtausend gesündigt hat, macht sie in wenig Wochen wieder gut, sie erhebt sich jetzt als einige Nation wie der Herkules in der Wiege — wie ganz anders als die italienische! — um der Schlange den Kopf einzudrücken. Ob ein einzelner mehr oder weniger teilnimmt, macht scheinbar nichts aus, und doch ist oft ein einzelner so viel wert wie zehn und hundert, und so ist es bei Dir. Welche Glut der Begeisterung muß durch das Volk gehen, wenn Leute wie Du zu den Waffen eilen, und wie zündend muß ein solches Beispiel wirken — wer von der Jugend kann zu Hause bleiben, wenn Du wieder die Uniform anziehst! Könnte ich Dich noch mehr lieben, als ich es tue, Deine jetzige Tat würde es bewirken. Ich bin ganz stolz darauf, daß die Militärs einmal sehen, welcher Geist in deutschen Professoren lebt, und ich bedauere, daß ich nicht jünger bin, um mich Dir anzuschließen. Wohl mir, daß wenigstens mein Hermann trotz meiner Vorstellungen als Freiwilliger eingetreten ist — ich mußte als k. k. Beamter das meinige tun, um ihn abzuhalten, aber ich habe gewußt, daß es mir nicht gelingen würde — so kann doch auch ich wenigstens eine Person dem Vaterland stellen. Daß ich hier für die gute Sache sonst nicht viel wirken kann, wirst Du Dir sagen können, aber ich habe mich wenigstens mit 200 fl. an die Spitze einer Sammlung für die deutschen Verwundeten gestellt, und angesichts der hier in den oberen Kreisen herrschenden Stimmung darf ich sagen, daß ich wenigstens dadurch, daß ich meinen Namen nicht zurückhielt, meine Gesinnung bewährt habe — bisher ist keiner von meinen deutschen

Kollegen meinem Beispiel gefolgt! Unter den eingeborenen Österreichern der gebildeten Klasse gibt es manche ganz begeisterte Deutsche, insbesondere unter den Studierenden, aber auch in anderen Kreisen, und die Presse hält sich fast ausnahmslos über Erwarten gut, ja seit einer Woche musterhaft gut. Von allen Seiten Europas, aus Italien, Spanien, England, Österreich, schallen die Verwünschungsrufe nach Frankreich hinüber, und vertrauensvoll wendet der Glaube an eine Vorsehung und eine Gerechtigkeit in der Geschichte seine Blicke zum Himmel, um den Blitz herunterfahren zu sehen, der den Verruchten und seine Helfershelfer und die Nation, die sich zu ihren Mitschuldigen gemacht hat, zerschmettert. Mein Glaube an Gott und die Geschichte würde sich in Nichts auflösen, wenn den Schuldigen das Strafgericht nicht ereilte. Wohl Dir, daß Du teilnehmen kannst an diesem Strafgericht — das ist für das ganze Leben eine schönere Erinnerung, als die besten Bücher geschrieben zu haben. Gott sei mit Dir, mein lieber teurer Freund, und bewahre Dich vor Tod oder Verwundung — aber selbst wenn Du fallen solltest, so werden, ebenso als wenn mein Hermann fallen sollte, die Tränen des tiefsten Schmerzes sich mit Freudentränen mischen, mit Freudentränen darüber, daß Ihr für die heilige Sache gefallen seid.

Soeben kommt Besuch! Die herzlichsten Grüße von meiner Frau und Tochter, die seit etwa 14 Tagen zurückgekehrt sind — sie bewundern Dich.

Gott mit Dir!

Dein treuer Freund

R. Jhering.

Die heutige Siegesnachricht von Weißenburg hat mir Freudentränen ausgepreßt!

80.

An Oskar Bülow.

Wien, 23. August 1870.

Mein lieber Kapitän!

Dein Brief hat mich außerordentlich erfreut, um so mehr, da ich ihn so bald noch nicht erwartet hatte. Ich glaubte, Du würdest mit der Küstenverteidigung und der Abhaltung der französischen Flotte so viel zu tun haben, daß Du für Deine Privatverhältnisse gar keine Zeit übrig haben würdest. Zu meiner Freude sehe ich, daß Dir Deine dienstlichen Pflichten noch Zeit für Korrespondenz überließen — und daß sie Deinen guten Humor nicht verdorben haben, leuchtet aus jeder Zeile Deines Briefes hervor. Wie wohl tut es, in dieser fast vernichtend großartigen Zeit einmal einen solchen Labetrunk gesunden Humors zu tun, wie Dein Brief ihn darbietet; es ist wirklich fast Bedürfnis, einmal einen heitern Moment zu haben, wenn man, d. h. jemand, der in dieser Zeit nicht mit tätig zu werden hat, nicht unter den gewaltigen Aufregungen zugrunde gehen will, und Dein lieber Brief hat in der Tat dafür gesorgt, mir nicht bloß einen heitern Moment, sondern einen heitern Tag zu verschaffen.

Daß ich jetzt die Feder zur Hand nehme, um Dir zu schreiben, betrachte ich fast als ein Heldenstück, denn nie im Leben (wenn ich die ähnliche Zeit im Sommer 1866 ausnehme) ist es mir so schwer geworden, mich zu den geringsten Anstrengungen zusammenzunehmen, als jetzt. Seit 5 Wochen tue ich nichts, gar nichts; denn wenn ich einmal ein wissenschaftliches Buch zur Hand nehme, sind meine Gedanken nicht bei ihm, sondern bei dem Kriege. Um 7 Uhr morgens bekomme ich das Morgenblatt der „alten" Presse, kurz nachher das der „neuen", mittags 2 Uhr die Allgemeine Augsburger

Zeitung, nachmittags gegen 5 die Abendblätter der beiden genannten Zeitungen. In der Zwischenzeit gehe ich gewöhnlich noch in die Stadt, um entweder auf dem Klub sonstige Zeitungen zu lesen, oder in einem hiesigen Kaffeehause die dort angeschlagenen neuesten Depeschen zu erfahren. Was ich außerdem noch tue, ist Essen, Trinken, Schlafen und unausgesetztes Denken über den Krieg und seine Folgen, und in dem Maße hat mich dieses Denken und Grübeln gepackt, daß es mich selbst im Schlaf und Traum nicht losläßt, denn sooft ich in der Nacht aufwache (was mir jetzt in der Aufregung oft passiert), betreffe ich mich im Kriege. Es liegt in diesem tatenlosen Denken etwas unglaublich Aufreibendes, ich kann es bald nicht mehr ertragen! Der Umstand, daß ich meine für Kissingen beabsichtigte Kur hier in meinem Garten machen mußte, zwang mich zur Untätigkeit — Du weißt, daß man bei einer Kur nicht arbeiten soll — und da sich zu dieser Untätigkeit das Zeitungslesen hinzugesellte (und zwar schon ambulando in den Frühstunden), so bin ich jetzt, wo inzwischen die Kur beendet ist, dahin gelangt, daß mir das Zeitungslesen als einzige Beschäftigung erscheint. Welche Aufregung diese Beschäftigung in mir hervorruft oder richtiger unterhält, brauche ich Dir nicht zu sagen — — ich bin seit etwa 6 Wochen in der fieberhaftesten Stimmung. Anfangs war es mehr das Gefühl der Angst, — einer, ich will es nur gestehen: ganz unsäglichen Angst — das mich erfüllte. Nach den Berichten, die ich über die Wirkungen der Mitrailleuse und der Chassepots gelesen und gehört hatte, fürchtete ich sehr, daß auch die größte Tapferkeit ihnen nicht würde standhalten können, und ich habe unter dieser Angst unsäglich gelitten, bis mich die Treffen am 4. und 6. dieses Monats von dieser Angst befreiten und mit großem Mut erfüllten. Man hat aus den bisherigen Schlachten gesehen, daß schließlich doch das moralische und — in bezug auf Führung —

das intellektuelle Moment den Ausschlag gibt. Von einer solchen Todesverachtung und von einem solchen Heldenmut, wie ihn unsere deutschen Truppen an den Tag gelegt haben, möchte die Geschichte wenig Beispiele aufzuweisen haben — was sind die gefeiertsten Proben, die man uns auf der Schule aus dem Altertum dafür aufzählte, gegen die, welche die letzten 14 Tagen uns dargeboten haben? Nichts, gar nichts! Und das ist unser, wegen seines Materialismus so hart angelassenes Zeitalter, und das unsere angeblich so spießbürgerliche deutsche Nation! In Wirklichkeit offenbart sich dabei ein Idealismus, eine Poesie des Schwunges und der edelsten Leidenschaften, ein Heroismus, wie er kaum je in der Geschichte hervorgetreten ist. O! wohl dem, der diesen Aufschwung unseres Volkes noch mit erlebt hat, er hat den Tag der Verheißung gesehen, auf den so viele hofften, ohne ihn zu erleben, den Tag, wo Deutschland groß und mächtig wird, die Schmach, welche Frankreich seit Jahrhunderten gegen uns verübt hat, tilgt und alle Sünden der Vergangenheit sühnt. Jetzt ist die Abrechnung von Jahrhunderten, wir zahlen heim, was unsere Vorfahren in unverantwortlicher Schwäche und Uneinigkeit sich haben gefallen lassen. Noch nie in der Geschichte hat ein Volk eine solche Zeit der Glorie erlebt — wenige Wochen, in welche das Gesamtresultat von zwei Jahrtausenden zusammengedrängt wird, es ist das deutsche Märchen vom Aschenbrödel, welches plötzlich Prinzessin wird! Dank diesen Hunden von Franzosen, daß sie unser Volk bisher als Aschenbrödel behandelt haben — — sie haben es zur Erkenntnis seiner Kraft gebracht, und die Striemen auf dem französischen Rücken, die Demütigung und Schwächung Frankreichs sollen den Franzosen für ewige Zeiten unseren Dank vergegenwärtigen. Ich kann es kaum fassen, daß Elsaß und Lothringen wieder unser werden sollen! Vor 5 Jahren hätte man jemanden ins Narrenhaus geschickt, der dies für

möglich gehalten hätte. Zwar haben wir beide Provinzen noch nicht definitiv, aber ich bin überzeugt, daß man preußischerseits eher einen Krieg mit ganz Europa aufnehmen würde, bevor man von dieser Forderung ließe. Und mit vollem Recht! Nicht etwa um altes Unrecht auszugleichen, sondern um endlich einmal Grenzen gegen Frankreich zu bekommen, die es diesen Schuften nicht mehr möglich machen, jederzeit in Deutschland einzufallen. Gottlob! daß wir einen Bismarck haben! der wird schon aufpassen, daß wir die richtigen Grenzen erhalten, und für die Kontributionen ist mir auch nicht bange! Frankreich wird nach dem Kriege ein schönes Schuldbudget erhalten! Ich denke, daß man einen Teil der Kriegskontributionen, etwa 40—50 Millionen Frank, in Panzerfregatten annehmen wird (datio in solutum!).

Hier in Wien habe ich leider außer meinem Hause selten Gelegenheit, mich mit andern auszufreuen. Die meisten Leute sind auf dem Lande, und die wenigen meiner Bekannten, die in der Stadt anwesend sind, gehören zu den Österreichern alten Schlages, denen die Preußen ein Dorn im Auge sind. Dagegen ist die Jugend (wenigstens die gebildete) durchweg gut deutsch, ja zum Teil fanatisch (sie würde lieber heute wie morgen preußisch) — — eine der wunderbarsten Erfahrungen, die ich je in meinem Leben gemacht habe. Die Tüchtigkeit, die gewaltige moralische Kraft, die in den Preußen und Deutschen „des Reichs" steckt, imponiert ihnen eben, und ihre bessere Natur wendet sich von der Schwäche und Halbheit, der sie hier überall begegnen, mit Unmut ab. Welche Äußerungen habe ich hier gehört, wie hat man die Siege der Preußen bejubelt! Ich würde so etwas nicht für möglich gehalten haben. Du kannst Dir daher auch denken, mit welchem inneren Bangen und Zagen man hier die Siege der Preußen verfolgt, man fürchtet schon, daß die deutschen Provinzen Österreichs demnächst an das „deutsche Reich" zurück-

fallen dürften, ja, ich wurde neulich sogar von einem hiesigen höheren Beamten gefragt, ob Preußen nicht wohl für Bayern schon jetzt eine dieser Provinzen begehren würde!

In der Nähe von Wien habe ich nur Siegel, mit dem ich mich mitunter einmal aussprechen kann — — wie vermisse und entbehre ich diesen Mangel an Austausch! Wieviel würde ich darum geben, wenn ich die gegenwärtige Zeit der Siege in Berlin oder einer andern großen deutschen Stadt hätte verleben können, um den Volksjubel mitzumachen — — hier muß ich mich so ganz still freuen.

Über Deinen anschaulichen Bericht habe ich mich höchlich ergötzt. Halte Deine Kompagnie nur gut in Ordnung! Strenge Disziplin muß sind: Sonntags große Parade! Um Deine Seebäder beneide ich Dich mehr noch als um die geräucherten und gebratenen Aale, die ich mir übrigens auch schon gefallen ließe. Wäre Pellworn nicht so weit entfernt, so könnte ich schon auf die Idee kommen, Dich zu besuchen, denn es gäbe für mich zurzeit nichts Besseres als Seebäder.

Mein Hermann, der sich, wie Du weißt, als Freiwilliger gemeldet hat, ist noch in Darmstadt; beim nächsten Nachschub wird er mit ins Feld kommen, hoffentlich wird dann das Schlimmste vorüber sein, aber wenn auch nicht, so werde ich mich in dem Gedanken zu fassen wissen, daß in dieser Zeit jeder sein Liebstes herzugeben hat.

In meinen Hause geht es gut; wir leben recht häuslich, nur hier und da einmal kommen wir aus Wien heraus. Gestern war mein Geburtstag, der unter anderem durch einen Toast von Rudi[1] gefeiert wurde, worin er die politischen Beziehungen der Gegenwart verwendete, indem er meinte: ich hätte noch nie einen so schönen Geburtstag gefeiert wie

[1] Der damals achtjährige jüngste Sohn.

jetzt, wo Deutschland der „glänzendste Punkt“ in der Welt werden würde!

Nun genug, mein lieber Freund! Möge die Idylle Deines gegenwärtigen Aufenthalts zwischen Wachtdienst, Seebädern, gebratenem Aal und Unterhaltung mit den Insulanern und Deinen Untergebenen schön geteilt dahinfließen und Du demnächst (hoffentlich noch im September) nach dem Pariser Frieden an der Spitze Deines Freikorps mit Wasserstiefeln in Hamburg einziehen!

Mit den herzlichsten Grüßen von den Meinigen

Dein R. Jhering.

Ich adressiere nicht an den „Stationskommandeur“, damit der Brief nicht geöffnet werde.

81.

An Bernhard Windscheid.

Wien, 31. Januar 1871.

Mein lieber Windscheid!

Was magst Du nur gedacht haben, daß ich in all der Zeit Dir gar nicht geschrieben habe? Jedenfalls hast Du nicht das Richtige gedacht; denn daß es nicht Nachlässigkeit gewesen ist, was mich abgehalten hat, Dir zu schreiben, wie Du nicht anders hast annehmen können, davon wirst Du Dich aus dem Folgenden überzeugen.

Welche Zeit liegt hinter mir! In welchem Zustande könnte ich mich jetzt befinden, wenn der 6. Dezember etwas anders für mich verlaufen wäre, als er es ist. Ende No-

vember ward meine Frau wiederum von demselben Übel befallen, das schon vor zwei Jahren ihrem Leben eine so schwere Gefahr gebracht hatte: dem Gelenkrheumatismus. Anfang Dezember gesellte sich eine Rippenfellentzündung dazu, erst auf der einen, dann auf beiden Seiten. Am 3. Dezember wußte ich, daß der Zustand ein äußerst gefährlicher sei. Die Ärzte hielten es für ihre Pflicht, mich auf das Schlimmste gefaßt zu machen, ich sah den Tod bereits in meinem Hause und ließ meinen Hermann von Darmstadt kommen, damit er mir in der furchtbaren Zeit zur Seite stehe. Wie durch ein Wunder trat am 6. Dezember ein Stillstand in der Entzündung ein — — noch einige zweifelhafte Tage, dann erklärten uns die Ärzte, daß bei normalem Verlauf der Krankheit, wenn also kein Rückfall eintrete, das Leben meiner Frau außer Gefahr sei.

Von dem, was ich in dieser Zeit ausgestanden habe, brauche ich nicht zu sprechen. Während der kritischen Zeit hielt ich mich aufrecht, aber seltsamerweise: nachdem die Wendung zum Besseren eingetreten war, brach ich machtlos zusammen und war längere Zeit zu jeder Arbeit außer meinen Vorlesungen völlig untauglich. In den Weihnachtsferien erholte ich mich wieder und benutzte meine ersten Kräfte für eine Abhandlung, von der ich Dir früher gesprochen habe; teilweise war sie schon gedruckt, teilweise sollte sie erst ausgearbeitet werden. Gestern bin ich mit derselben endlich fertig geworden und habe heute den Rest des Manuskripts zur Post befördert. Die erste Frucht der mir dadurch gewordenen Freiheit siehst Du in diesem Briefe vor Dir. Daß ich Dir nicht schrieb, obschon ich es hätte tun sollen, wirst Du hoffentlich entschuldigen. Längere Zeit fehlte es mir an Entschlußfähigkeit und Kraft selbst zum Briefschreiben, und als ich wieder so weit war, um die Feder zur Hand zu nehmen, hielt ich es für meine Pflicht, sie ausschließlich meiner Abhandlung zuzuwenden. Wie Blei

lag letztere mir auf der Seele; war doch das Heft des folgenden Bandes bereits gedruckt und erschienen, und waren doch die Abhandlungen, die mit der meinigen zugleich das Licht der Welt erblicken sollten, bereits im Sommer gesetzt. Wie mögen die Verfasser derselben ungeduldig geworden sein und mich wegen meiner Langsamkeit verwünscht haben. Wenn übrigens meine Abhandlung in 5—6 Wochen Dir zu Gesicht kommen wird, so wirst Du nach Umfang und Inhalt derselben es schon begreifen können, daß sie mir in der oben geschilderten Lage zu schaffen gemacht hat. Sie hat mich recht gequält, und schließlich, da sie fertig ist, freue ich mich doch, daß ich sie — da der Druck einmal begonnen hatte! — haben machen müssen; ohne jenes äußere Zwangsmittel hätte ich sie vielleicht nie zu Ende geführt.

So schwer der letzte Monat des Jahres für mich war, so habe ich doch fast nie ein Jahr mit dem innigen Dank gegen die Vorsehung beschlossen als das gegenwärtige. Denn was mich persönlich anbetrifft, wie nahe war mir schon die Gefahr gerückt, meine Frau und meinen ältesten Sohn zu verlieren — und beide Gefahren sind gnädig abgewandt. Sodann über die Sache des Vaterlandes! Und hätte ich auch Frau und Sohn verloren, in meinem Herzen wäre immer noch so viel Empfindung übriggeblieben, um mich an der großen Zeit, die über Deutschland gekommen ist, zu laben, erheben und wiederaufzurichten. Wie segne ich mein Geschick, daß es mich nach dem Jahre 1866 (wo ich schon mit meiner verstorbenen Frau ganz dasselbe Dankgefühl gegen die Vorsehung hatte) auch dieses Jahr 1870 hat erleben lassen. Welcher Blick in die Zukunft öffnet sich einem, und wie beruhigt kann man seinen Lebenslauf schließen, wenn das letzte Stündlein gekommen — — ein Blick in die Zukunft, gleich dem Blick des Sterbenden in die Sonne, die sein Lager vergoldet. Ich begreife jetzt erst, wie die Bedingungen des

höchsten Glücks, das durch nichts zu erschüttern ist, nicht bloß durch die individuellen, sondern zugleich durch die allgemeinen Verhältnisse gegeben werden. So glücklich, und ich möchte auch sagen so groß und mächtig habe ich mich nie gefühlt wie jetzt. Freilich andererseits fehlt es auch an der Kehrseite nicht. Wie hat der jetzige Krieg, den ich auf dem Zimmer verlebt habe, mich verwildert — wie habe ich mich geweidet an der Demütigung der Franzosen, wie habe ich ihnen aus innerster Seele alles Schlechte gegönnt und gewünscht. Es ist nicht gut für den Menschen, wenn er öfter einen solchen Krieg mitmacht — hoffentlich ist es für mich der letzte.

Wie schal und öde erscheint einem einer solchen Zeit gegenüber eine „Monographie" über das peculium castrense, selbst wenn einem die Beziehungen dieser Materie zum Jahre 1870 so klargemacht werden, wie der Verfasser es in der Vorrede tut. Ich habe das Buch bisher nicht gelesen, bezweifle auch, ob ich so bald dazu komme. Zunächst Scheurl, Göppert, Auerbach: Jüdisches Obligationenrecht, Windscheid: Erbrecht. Dann wollen wir sehen!

Für Euch kommt jetzt bald eine recht unleidliche Zeit. Ich kenne dieselbe aus mehrmaliger Erfahrung. Ihr beide werdet gewiß oft, wie ich in solchen Lagen, den Wunsch haben: wären wir doch erst 5 Monate weiter. Gottlob, daß die Zeit die schöne Eigenschaft hat, aus der Stelle zu gehen.

Doch genug für diesmal! Die besten Grüße an alle die Deinigen verstehen sich von selbst.

Dein

R. Jhering.

82.

An Oskar Bülow.

Wien, 1. Februar 1871.

Mein lieber Bülow!

Gestern bin ich endlich den bösen Backenzahn losgeworden, der mich so lange gequält hat, und sofort heute setze ich mich hin, um Dir zu schreiben. Unter dem Backenzahn verstehe ich nicht einen wirklichen, auch keinen falschen oder nachgemachten, sondern einen figürlichen: meine Abhandlung über die passiven Wirkungen der Rechte. Kein böser Backenzahn kann seinem unglücklichen Besitzer so viel Schmerzen verursachen wie mir der eben genannte. Im Sommer sollte die Abhandlung fertig sein, der Druck des fertigen Teils begann bereits, und weder die Herbst- noch die Weihnachtsferien haben das Ende der Abhandlung gebracht. Erst gleichzeitig mit Paris ist letztere fertig geworden — ich will nur hoffen, daß sie nicht den Eindruck machen wird, ausgehungert zu sein. Wäre die Krankheit meiner Frau nicht dazwischen gekommen, die mich längere Zeit jeder Arbeitskraft beraubt hat, ich wäre wohl schon früher zum Ziel gekommen. Übrigens wirst Du, wenn mein neuestes Opus in etwa vier bis fünf Wochen in Deinen Händen sein wird, bei der Lektüre hoffentlich mir das Zeugnis ausstellen, daß man bei einem so bösen (nämlich in die heterogensten Materien eingreifenden) Stoff sich schon hat quälen können.

Im Hause geht es gut. Die Genesung meiner Frau schreitet langsam vorwärts. Seit etwa 14 Tagen ist sie aufgestanden, nachdem sie unausgesetzt 50 Tage das Bett gehütet hatte. Von Ausgehen wird in den nächsten zwei Monaten kaum die Rede sein; das Hauptaugenmerk bei ihr, ihre Lebensaufgabe in den nächsten zwei Monaten ist „Good

Eten und good Drinken", das Schlafen schließt sich von selbst daran — plenus venter dormit libenter.

Vorlesungen nicht ganz nach Wunsch! Nämlich immer noch nicht auf 400. Gestern hatten sich 397 für Institutionen gemeldet, aber ich will eine Wette eingehen, daß das tückische, neidische, neckische Schicksal mich auf 399 stehen läßt. Komme ich auf 400, so weiß ich kaum, wie ich dies würdig feiern soll. Übrigens bin ich mit meinen Zuhörern ausnehmend zufrieden; der Besuch ist ein so vorzüglicher, daß gewöhnlich noch einige Leute stehen.

Also auch Lange? O! O! O! Alles geht, aber gottlob, daß immer noch Leute wiederkommen. Wann wird die Reihe an Dich kommen?

Fitting hat sich ja endlich entschlossen, der Welt sein pecul. Castr. (kastriertes Kleinvieh) nicht länger vorzuenthalten, dasselbe vielmehr gleichzeitig mit dem deutschen Kaiser das Licht der Welt erblicken zu lassen.

Auch Göppert hat einmal wieder in Eigentum gemacht. All dieser juristische Krimskrams (meine eigene Abhandlung über passiva, activa, lasciva und was es für sonstige — iva gibt, Wirkungen der Rechte mit einbegriffen) verschwindet in nichts, und man selber kommt sich mit seiner öden Arbeit wie ein Wurm oder Käfer vor, wenn man seine Blicke auf Paris wendet. Paris unser, unser Todfeind, der uns seit mehr wie drei Jahrhunderten mißhandelt hat, zu Boden geworfen, Elsaß-Lothringen unser und der olle Wilhelm deutscher Kaiser — wenn ich das vor acht Monaten geträumt hätte, so würde ich beim Erwachen gesagt haben: was hast du denn diese Nacht für tolles Zeug geträumt! Und jetzt ist alles das wahr! Und wem verdanken wir es? Wem anders als dem vielgeschmähten Bismarck! „Hätten wir in Deutschland doch auch einen Cavour", so rief ich vor zehn bis zwölf Jahren so häufig aus und schimpfte dabei wie wütend auf Bismarck,

und jetzt zeigt es sich, daß er noch viel mehr für Deutschland getan hat als Cavour für Italien. Wir Deutsche haben unsere Einheit nicht erkauft durch Abtretung eines deutschen Stückes Erde, im Gegenteil, wir haben uns ein altes Stück deutscher Erde zurückgeholt! Ich komme den ganzen Tag aus dem Jubel und dem Entzücken nicht heraus. Könnte ich jetzt doch nur in Deutschland sein! Heute abend feiern einige gut Deutschgesinnte (worunter auch Lorenz und ein Professor Scherer, beide geborene Österreicher) die Kapitulation von Paris.

Was machst Du um Ostern? Kannst Du jetzt nicht einmal nach Wien kommen? Ich richte Dir bei mir das Quartier ein. Bitte, mein lieber Freund, überlege Dir einmal die Sache. Wieviel Jahre haben wir denn noch miteinander zu verleben, und wie selten sieht man sich!

Nun genug! Grüße mir alle Gießener Freunde, besonders Stahl, Lange, Buff, Seel — unius positio alterius non exclusio.

Dein R. Jhering.

PS. Mir fällt eben erst Dein Brief in die Hände, nachdem ich ihn vergebens gesucht hatte. — Also Verlobung von X. mit Y.? Freue Dich noch hinterher. — Wer einen Esel lieben kann, ist des Löwen nicht wert. — Berichte mir das nächstemal über das Befinden Deines Vaters. Grüße die Deinigen vielmals.

83.

An Oskar Bülow.

Wien, 21. Mai 1871.

Mein lieber Bülow!

Soeben habe ich in mitternächtiger Stunde, nachdem ich den ganzen Sonntag daran gearbeitet, die ersten sechs Druckbogen von der zweiten Auflage des letzten Bandes des „Geistes" eingesiegelt und benutze die mir gewordene Freiheit, um Dir noch einige Worte zu schreiben. Daß ich Deiner, auch wenn ich Dir bislang kein Lebenszeichen gegeben habe, oft gedacht, brauche ich Dir nicht zu sagen. Mehr als einmal habe ich in Italien den stillen Wunsch gehegt: könntest du doch den armen Bülow jetzt an deiner Seite haben und ihm durch die herrlichen Eindrücke, die du in dich aufnimmst, dieselbe Erfrischung bereiten, die sie dir gewähren.

Seit Ende April bin ich wieder zurückgekehrt, sehr erfrischt durch die köstliche Reise. Was könnte ich alles davon erzählen, wenn ich Zeit hätte! Aber wo ein Ende finden, wenn ich einmal anfange? Also nur ein ganz kurzes Skelett! Wien—Venedig (2 Tage Aufenthalt), Abend und Morgen in Padua (mit dem Übersetzer meines Geistes, Prof. Bellavite, zugebracht), dann in einer Fahrt nach Neapel (2½ Wochen Aufenthalt), Rom (2 Tage), Florenz (3 Tage), Bologna (1 Tag; mit Serafini zusammen) und dann fast in einer Tour zurück. Glanzpunkt: Neapel! Vesuv bestiegen am Ostersonntag bei unvergleichlich schönem Wetter (der Vesuv ist gerade jetzt in ungewöhnlich guter Laune, es entquillt ihm ein unausgesetzter Lavastrom, der in der Dunkelheit einen wunderbar schönen Eindruck macht), Tour nach Capri usw. Mit der ganzen juristischen Fakultät Neapels und einer Menge von Praktikern Bekanntschaft gemacht (ein Diner mir zu Ehren im könig-

lichen Lustschloß von Portici — unvergleichlich reizend!). Alles, was sie an juristischen Büchern, Abhandlungen usw. geschrieben hatten, brachten sie mir, so daß ich genötigt gewesen bin, den Bücherballen per Spedition nachkommen zu lassen. (Beiläufig ein teures Vergnügen: 25 fl., das in keinem Verhältnis zum Wert der Bücher steht.) Hospitiert bei fünf Professoren (bei zweien fast unfreiwillig). Bei dem einen bestanden die Studenten darauf, daß ich auch ihn hören müßte, den sehr beliebten Kriminalisten Persina, der andere, ein Privatdozent, preßte mich dazu für seine Vorlesung, in der er meine Besitztheorie, die er angenommen hat, vortragen wollte — fast wörtlich nach mir, aber mit dem Nimbus eigener Erfindung! Höchst komisch! Ovation von den Studenten, Erwiderung von mir in — italienischer Sprache! Es war danach! Zweite italienische Rede (nachdem ich mich etwas mit den Konjugationen bekannt gemacht hatte) beim Diner, dritte an die Studenten in Bologna! Unglaublich, was der Mensch fertigbringt, wenn er muß!

Wetter durchgehends gut, Kosten ungemein billig (nach Abzug der Einkäufe etwa 370 fl. — freilich Retourbillett von Wien nach Florenz für etwa 70 fl.), angenehmer Reisegefährte (ein russischer Professor, der seit einem Jahre bei mir hört), Befinden regelmäßig gut, Durst und Appetit nach Wunsch!

Eine Reisebeschreibung in nuce, die alles Wesentliche enthält.

Vorlesungen: Sachen- und Obligationenrecht zwölfstündig, bis jetzt 330 Zuhörer. Zahl vom Winter (398) wird im Sommer nie erreicht. Schluß schon am 20. Juli, dann noch einige Tage Examen.

Das wäre ja wohl alles? In den nächsten Wochen wird Dir meine Abhandlung über die passiven Wirkungen der Rechte zukommen — groß geworden, 11 Druckbogen, aber freilich viele Fragen darin berührt. Arndts hat in der neue-

sten Auflage, aus der ich vorläufig die erste Abhandlung erhalten, eine wesentliche Schwenkung zu meiner Besitztheorie vollzogen. Meine Schrift wird nächstens in italienischer Übersetzung erscheinen, letztere selber ist fertig, es handelt sich nur noch um den Verleger.

Nun genug, mein lieber Freund! Ich habe nach unausgesetzter Tagesarbeit die Nachtruhe verdient. Grüße alle Gießener Freunde.

Dein R. Jhering.

84.

An Oskar Bülow.

Wien, 28. Oktober 1871.

Mein lieber Bülow!

Während der Woche pflege ich jetzt regelmäßig keine Briefe mehr zu schreiben, sondern mir dieses Vergnügen oder diese Arbeit bis zum Sonntag aufzusparen, und so hatte ich vorigen Sonntag die Absicht, Deinen Brief zu beantworten, fühlte mich jedoch so matt und abgespannt, daß ich es mir versagen mußte. Ausnahmsweise habe ich heute einen Sonnabend morgen diesem Geschäft bestimmt, da ich nicht weiß, ob ich mit meinen sämtlichen Briefen im Laufe eines Nachmittags und Abends fertig werden kann — so viel hat sich im Lauf von 2 Wochen angesammelt — und Du sollst jetzt Nr. 1 sein, dem ich antworte.

Ich gehe sogleich in medias res. Zunächst gratuliere ich Dir von Herzen zu der glücklichen neuen Wendung, die Dein Schicksal zu nehmen im Begriff ist. Daß Du Heidelberg unbedingt den Vorzug vor Tübingen gibst, ist selbstverständlich. Den Rücktritt kann Dir meines Erachtens kein

vernünftiger Mensch verdenken. Das Äußerste, was man von Dir verlangen könnte, wäre, auf 1 Semester hinzugehen, denn auf längere Zeit erstreckt sich die Verpflichtung nicht, die man durch Annahme eines Rufes übernimmt; man wird aber in Tübingen froh sein, wenn Du nicht auf dieser Pflichterfüllung bestehst. Fein ging nach einem halben Jahre von Zürich nach Tübingen, ich nach einem Jahre von Basel nach Rostock; also wäre es nichts Ungewöhnliches, wenn Du Ostern nach Tübingen und zum Herbst nach Heidelberg gingest. Der Fall, der Dir jetzt zugestoßen ist, hat sich ganz in derselben Weise vor Jahren mit Gerber ereignet. Er hatte von Erlangen aus einen Ruf nach Gießen angenommen, und seine Berufung war für mich mit ein Bestimmungsgrund, nach Gießen anzunehmen. Da erging an ihn ein neuer Ruf nach Tübingen, zugleich mit der Vizekanzlerstelle, und er trat in Gießen wieder zurück. Auf diesen Vorgang kannst Du Dich jedem gegenüber berufen.

Daß mich die Aussicht, die sich Dir in Heidelberg eröffnet, neben der aufrichtigen, freudigen Teilnahme, mit der sie mich für Dich erfüllt, zugleich wehmütig, sehr wehmütig stimmt, brauche ich Dir nicht zu sagen. Wenn ich an Heidelberg denke, bemeistert sich meiner stets ein Gefühl des tiefsten Schmerzes, ja ich muß fast sagen der Bitterkeit. Schwerlich wirst Du mich je bei Dir sehen!

Auch mir eröffnet sich jetzt die Aussicht, an eine andere Universität zu kommen. Ich meine nicht Straßburg, sondern Göttingen. In bezug auf Straßburg hat Roggenbach in Stuttgart lange mit mir konferiert, und er hielt meine Akquisition wohl schon so gut wie sicher, allein nachdem ich später (von Stuttgart aus) mir den Ort angesehen habe, bin ich so abgeschreckt, daß ich schwerlich hingehen werde, selbst wenn man mir (wozu man geneigt ist) die exzeptionellsten Bedingungen gewähren würde. Die Umgegend schauerlich öde,

kein erquickender Spaziergang, und in der Stadt nicht einmal passable Wohnungen; wie soll man da existieren? Dann ein sehr teures Leben, das allein schon den deutschen Studenten fernhalten wird.

Die Sache mit Göttingen ist jetzt im Werk; zunächst handelt es sich noch um meinen Vorschlag in der Fakultät. Thöl schrieb dieserhalb vor einigen Tagen an mich. Ich meinerseits habe mich geneigt erklärt, anzunehmen, vorausgesetzt, daß die Bedingungen annehmbar sind. Hier in Wier setze ich meine Gesundheit und gute Laune zu. Das Klima oder die Luft ist scheußlich, und kaum habe ich das Pflaster von Wien betreten, so sind alle günstigen Einflüsse der Reise wieder dahin. Ebenso geht es meiner Frau. Kommen wir nicht bald von hier fort, so wird man uns hier beide begraben. Meine Laune wird auch nicht lange mehr vorhalten; sie erliegt nach und nach unter den Sorgen und Beschwerden des täglichen Lebens, die hier ungleich größer sind als in einer kleinen Stadt. Dienstmädchen, Wohnung, Gefahr auf der Gasse, sinnverwirrender Lärm usw. Meine Hunderte von Zuhörern machen mir das nicht wieder gut; zahlten sie wie die deutschen Studenten, so ließe sich noch eher darüber reden, aber sie zahlen ebenso schlecht wie der Staat.

Von Kissingen reiste ich mit Beseler nach Schweinfurt und dann allein nach Stuttgart. Richtigerweise hätte ich nicht hingehen sollen, der Juristentag paßte wie eine Faust aufs Auge auf meine Kur, allein da meine Thesen zur Verhandlung kamen, so hätte es mir wie eine Art Feigheit gedeutet werden können, wenn ich ausgeblieben wäre. Das wüste Treiben des Juristentages hat mich diesmal höchlich disgutiert, vielleicht weil es mir physisch so wenig wohltat, und ich habe den Beschluß gefaßt, mit dem Juristentag für immer zu brechen, und meinen Austritt aus der Deputation angezeigt. Ich gewinne dadurch fortan wieder die ganzen

Ferien, ohne sie durch einen Besuch des Juristentages zerstückeln zu müssen.

Von Stuttgart ging ich nach Straßburg, wo sich frühere Zuhörer von mir meiner annahmen und mich in $1^1/_2$ Tagen so gründlich über alles unterrichteten und aufklärten, als wenn ich selbst dort längere Zeit gelebt hätte. Schade, daß ich dadurch um eine Hoffnung ärmer und um eine Illusion reicher ward, ich hatte mir mein Leben in Straßburg schon so schön ausgemalt.

Von Straßburg nach Hall in Oberösterreich zu Frau und Tochter, wo ich blieb, bis letztere ihre Kur beendet hatte, um dann mit ihnen nach Aussee in Steiermark zu gehen, — einem der schönsten Punkte in ganz Österreich — wo wir zwei reizende Wochen verlebt haben. Ich las dort juristische und nationalökonomische Sachen, erstere mit ebensowenig wie letztere mit viel Genuß. Im Vertrauen: Die Jurisprudenz wird mir immer langweiliger. Ich würde nicht wieder Jurist, wenn ich zu wählen hätte.

Über den Semmering nach Wien zurück. Hier viele Briefe und viel Arbeit vorgefunden. Aufgabe des Winters: Geist III, 2 begonnen, aber noch nicht viel beschafft, trotz schwerer Anstrengung. Vorlesungen wie bisher. Das Pandekten-Praktikum ist besser zustande gekommen, als ich erwartete, die Zahl der Zuhörer mag vielleicht 100 erreichen, was sehr viel sagen will, da dies Kolleg 1. völlig frei ist, 2. doppelt honoriert (4 fl.!!) und 3. im Wintersemester gelesen wird, d. h. für solche, die mit ihrem römischen Examen bereits fertig sind oder erst ein Jahr studiert haben.

Deine Zeichnung gibt einen neuen Beweis Deiner Virtuosität. Ich habe mich sofort erkannt, meine Frau will freilich nicht gelten lassen, daß ich philisterhaft aussehe, aber Du hast mein Zeugnis für Dich. Ich werde die Zeichnung Hermann schicken, damit er sie den beiden Berliner Beteiligten

übermittelt; mögen auch sie die Probe machen, ob sie sich erkennen.

Von Deiner Sache habe ich meiner Frau nichts mitgeteilt, sage auch Du über die meinige niemandem etwas.

Dein
R. Jhering.

85.

An Oskar Bülow.

Wien, 15. Dezember 1871.

Mein lieber Bülow!

Ich habe gestern abend einen wichtigen Brief zur Post befördert, von dessen Inhalt ich Dir — selbstverständlich im strengsten Vertrauen — Kunde geben muß. Es handelt sich um meine Berufung nach Göttingen. Auf die vor einiger Zeit an mich gerichtete Anfrage von Thöl habe ich mich, wie ich Dir schrieb, bereit erklärt, einem Rufe nach Göttingen unter annehmbaren Bedingungen Folge zu leisten, und die Fakultät hat mich daraufhin einstimmig und zwar als einzigen Präsentierten vorgeschlagen. Vor einigen Tagen erhielt ich die offizielle Aufforderung von dem Kurator v. Warnstedt, mich zu erklären, unter welchen Bedingungen ich einen Ruf annehmen würde. Ich habe als Fixum mein hiesiges Fixum von 3200 Taler begehrt, jedoch nicht als Gehalt, sondern 2200 Taler Gehalt und 1000 Taler Honorarentschädigung. Du wirst erraten, warum ich diese Form gewählt habe. Ein Gehalt von 3200 Taler wäre in Göttingen ganz exzeptionell und würde mutmaßlich allgemeine Indignation erregen, ich würde ja dadurch allen anderen weit vorangestellt, und ich selber habe die dringendste Veranlassung, dies zu vermeiden, ich würde

dadurch eine unerbittliche Kritik meiner Leistungen herausfordern und mir von vornherein manche Gegner machen. Kein Billigdenkender wird es dagegen der Regierung verdenken, daß sie mir für eine Nebeneinnahme, die im letzten Jahre nahe an 4000 Taler betrug, die ich leicht über diesen Betrag steigern kann, und die in Göttingen auf 500 Taler herabgehen wird, eine Entschädigung von 1000 Taler gewährt. Ich büße ja immerhin noch recht viel ein, ich komme in Göttingen nämlich nur auf die Hälfte meiner hiesigen Einnahme zu stehen. Vielen wird dies Opfer völlig unbegreiflich erscheinen, Du wirst es wohl verstehen. Meine Gesundheit steht mir höher als alles Geld und aller Glanz der Stellung und ich fühle von Jahr zu Jahr mehr, daß meine Gesundheit hier leidet, ich habe mich in all dieser Zeit recht schlecht befunden. Die Folge davon war, daß ich für die Produktion völlig unfähig war, ich habe die Arbeiten am Geist, mit denen ich nach meiner Rückkehr von der Reise begonnen hatte, wieder zur Seite legen müssen und statt dessen neu erschienene Schriften gelesen! Eine rechte Plage! Male Dir aus, mit welchem Widerwillen ich Burkhart über O. N. N. heruntergewürgt habe! Dann all die Schriften über die Bedingungen! Letztere sind jetzt die Modekrankheit geworden, wie es einst die hereditas jacens, dann die Korrealobligation waren. Augenblicklich sitze ich bei Demelius, der mir schon mehr zusagt. Ganze Berge anderer Bücher liegen noch da, die meiner für die nächste Zeit harren. Doch ich bin von Göttingen abgekommen. Ob man meine Bedingungen annehmen wird, ist mir fraglich, jedenfalls ist man aber geneigt gewesen, etwas Ordentliches für mich zu tun, sonst hätte man sich gar nicht an mich gewandt. Sobald Antwort kommt, gebe ich Dir Nachricht.

In bezug auf Straßburg habe ich mich schon vor einigen Wochen entschieden und Herrn v. Roggenbach abgeschrieben

— — absichtlich vor Eintreffen des Rufes, um nicht den Schein auf mich zu laden, als hätte ich denselben nur an mich herankommen lassen wollen, um ihn hier zu verwerten. Die Eindrücke, die ich in Straßburg erhalten hatte, waren gar zu abschreckend.

Damit für heute genug!

Dein R. Jhering.

86.

An Oskar Bülow.

Wien, 24. Januar 1872.

Mein lieber Bülow!

Herzlichen Dank für Deinen inhaltreichen Brief und die Photographien der Deinigen.

Meine Berufung ist materiell so gut wie entschieden. In voriger Woche erhielt ich vom Ministerium in Berlin die Mitteilung, daß der Kaiser und König meine Berufung unter der von mir gestellten Gehaltsbedingung genehmigt hat, es handelt sich jetzt noch um Nebenpunkte, deren Erledigung bisher nur durch die Mühlersche Ministerkrisis verzögert worden ist. Hier macht mein Entschluß, nach Göttingen zu gehen, die größte Sensation; einige wenige Verständige, welche eine klare Einsicht in die hiesigen Zustände haben, verstehen ihn, die große Masse glaubt noch nicht daran, und die Zeitungen bringen allerhand Notizen, berechnet darauf, mich hier moralisch zu binden, z. B. auch angebliche Erklärungen von mir, an denen kein wahres Wort ist, und die nur durch völlige Unkenntnis der deutschen Sprache (die allerdings bei meinem Auditorium nichts Überraschendes ist) oder absichtliche Entstellung der Wahrheit veranlaßt sein können. Wollte ich

bleiben, was könnte ich erreichen: Gehaltserhöhung, doppeltes Honorar, Orden, Standeserhöhung! Selbst Leute, welche für die Wissenschaft und Universität nicht das geringste Interesse haben, nehmen — aus österreichischem Patriotismus — den lebhaftesten Anteil daran, ob ich, von dessen Existenz sie bisher nicht die geringste Kunde gehabt haben, hier bleibe oder gehe — es ist ihnen gar zu empfindlich, daß ein Mann wie ich Wien mit Göttingen vertauschen kann. Einen aufrichtigen Anteil an der Sache nehmen die Studenten — und ich will nicht leugnen, daß es etwas Schmerzliches für mich hat, das vortreffliche Arbeitsfeld, das ich mir hier angelegt habe, aufzugeben. Die Studenten bereiten eine Adresse an mich vor — schade, daß ich ihren Wunsch nicht erfüllen kann. Aber was auch mir in den Weg träte, ich bin fest entschlossen zu gehen. Meine Gesundheit und meine Arbeitsfrische ist mir wichtiger als alles Geld, alle Anerkennung und Ehre. Ein neuer Band vom Geiste wiegt für mich 10000 fl. auf, und diese 10000 fl. hoffe ich mir in Göttingen zu verdienen. Aus dieser Quelle wird mir wieder Zufriedenheit, Behaglichkeit, Gleichmaß der Stimmung kommen, die hier sehr gelitten haben.

Daß Du die Sache in dieser Weise beurteilen würdest, darüber bin ich gar nicht im Zweifel gewesen. Auch Windscheid äußerte sich ebenso wie Du, ich bin überzeugt, daß alle Leute echt wissenschaftlicher Natur ebenso denken werden, und daß ich in ihren Augen durch den Tausch, den ich vorhabe, nur gewinnen werde.

Ich schreibe Dir diesen Brief in größter Eile. Ich habe in dieser Zeit über die Maßen viel zu schreiben gehabt und kann die Portionen eines einzelnen nicht so reichlich bemessen.

Als meinen Nachfolger habe ich Brinz in Aussicht genommen, der bei meiner Berufung secundo loco genannt war und auch ohne meinen Vorschlag von anderen in Vorschlag

gebracht werden würde. Sollte er ablehnen, so wäre es nicht unmöglich, daß ich Regelsberger in Frage brächte. Es ist eine gute Zeit für Romanisten! Den Romanisten, der neben Bremer für Straßburg bestimmt ist, kenne ich, darf ihn jedoch, da die Unterhandlungen noch schweben, nicht nennen; wenn die Unterhandlungen zum Abschluß gelangen, bekommt er von uns allen den höchsten Gehalt — was ich ihm von Herzen wünsche.

Was wird das im Frühjahr und Herbst für ein Professorenwandern sein! Ich möchte einmal eine Liste bloß von uns Romanisten aufstellen — es kommen sicher 15—20 heraus! Überall, wo eine Lücke entsteht, rückt ein anderer nach.

Nun genug! Herzlichen Gruß von den Meinigen.

Dein

R. Jhering.

87.

An Ludwig Lange.

Wien, 3. Februar 1872.

Mein lieber Ludwig Lange!

Ich wollte, daß es nicht so viele Juristen in der Welt gäbe, oder wenigstens nicht so viele Romanisten! Nicht als ob mich dieselben durch ihr bloßes Dasein genierten — ich habe ja mein Brot! — wohl aber dadurch, daß sie einem ihre guten und schlechten Bücher zuschicken und „viel Schönes" darüber zu hören wünschen, daß sie einem Briefe schreiben, worauf sie Antwort erwarten. Ist man nun ein so bekannter Mann wie ich, so setzt sich nach und nach alles, was denselben Boden des römischen Rechts bestellt — oder bedüngt, mit

einem in Verbindung, und es kann kaum eine Vakanz in Aussicht kommen, daß man nicht so und so viele Briefe erhält. Ist dann der Ruf glücklich eingetroffen, so kommen die Anfragen wegen der Bedingungen, die man etwa stellen könne — ein Artikel, in dem ich ganz besonderes Vertrauen genieße, da ich einmal in dem Rufe stehe, darin für mich selber eine besondere Geschicklichkeit an den Tag gelegt zu haben. Und in der Tat, ich kann mich rühmen, darin meinen Freunden gute Dienste geleistet zu haben — ohne mich hätte Bülow nicht 3000 Gulden in Tübingen und Köppen nicht 4000 Taler Gehalt nebst 500 Taler Wohnungszulage in Straßburg erhalten. Von früheren Fällen, die jetzt verjährt sind, zu schweigen. Ich habe es mir einmal als Lebensaufgabe gestellt, soviel an mir liegt, die Gehälter der deutschen Professoren, zunächst der Romanisten, möglichst in die Höhe zu treiben — und kann mit meinen bisherigen Erfolgen zufrieden sein.

Ein schöner Anfang von einem Briefe, nicht wahr, Freund Lange? Ein an korrektes logisches Denken gewohnter Mann wie Du wird kaum wissen, was er daraus machen soll. Oder hat nicht Deine bewährte philologische Spürnase schon gerochen, wohin es hinaus soll? Die ganze erste Seite ist nichts als eine etwas freie Behandlung eines alten Themas, ein Thema, das andere Menschenkinder kurz in die Worte fassen, ich habe ja nicht schreiben können, weil usw. An diesem Weil fehlt es bekanntlich nie. Daß es mir nicht daran fehlt, hast Du aus der ersten Seite gesehen. O Fluch der Teilung der Wissenschaften! Daß sie sogar in die geheiligten Rechte der Freundschaft eingreift, und daß man eher 50 Briefe an zum Teil recht lederne Fachgenossen schreibt als einen an seine hervorragenden Freunde auf dem Gebiete des klassischen Altertums, der praktischen und unpraktischen Theologie und der Zoologie. Konkret: Lange, Baur, Leuckart. Es bedarf

erst der Übersendung eines Bandes der römischen Altertümer, also eines literarischen Impulses, um die geheiligten Rechte der Freundschaft in Erinnerung zu bringen. — Die Korrespondenz des Gelehrten wird nur durch Bücher in Bewegung gesetzt, höchstens noch durch Vokationen. Traurig! Traurig! Einen ganzen Band muß man schreiben, damit man einen Brief bekommt, die Zahl der Briefe bemißt sich nach der der Werke, die man verschickt! Und hätte der Mann, der dafür dankt, wie ich dies jetzt hiermit in optima forma tue, es nur noch gelesen, aber da schlägt wieder die — verwünschte Jurisprudenz hinein. Da sitze ich diesen Winter vor lauter dickleibigen juristischen Werken, darunter eines, das 600 Seiten über einen Gegenstand füllt, der mit 100 mehr wie genug hätte. Vier Schriften über Bedingungen. — Man kann sich nicht mehr retten, unsere juristische Literatur gestaltet sich zu einem roten oder vielmehr schwarzen Meere, in dem einem das Schicksal des Pharao droht — man kommt um in all dem vielen Wasser! Seit Wochen sitze ich bei Mommsens Staatsrecht und bin erst zur Hälfte gediehen. Nach ihm solltest Du an die Reihe — und warum komme ich nicht aus der Stelle? Weil einem gleich wieder ein juristisches Werk in die Quere kommt, über das der Wöchner das dringendste Verlangen hat, ein Urteil zu erfahren, oder in dem Ansichten von Ihering widerlegt, berichtigt usw. werden. O Fluch der Teilung der Wissenschaft! rufe ich zum zweiten Male aus. Du hinderst einen nicht bloß, seinen Freunden aus anderen Fachwissenschaften zu schreiben, sondern auch ihre Bücher zeitig zu lesen. Vor den Osterferien werde ich voraussichtlich gar nicht dazu kommen, das Buch durchzunehmen. Mit dem bloßen Lesen ist es bei Dir ebensowenig wie bei Mommsen getan, man muß Euch beide eben verarbeiten — mit der Feder in der Hand. Zu der Flut der juristischen Literatur kommt in diesem Winter noch ein ganz persönlicher Grund

hinzu, der mir die streng kontinuierliche Arbeit sehr er- erschwert: meine Berufsangelegenheit. Daß ich aber Wien mit Göttingen zu vertauschen entschlossen bin, wird niemand so verstehen können wie Du — Du kennst ja Österreich, und damit ist alles gesagt. Wie oft habe ich hier ausgerufen: O Solon — soll heißen: O Lange, Lange! Man muß hier gelebt haben, um diesen Ausruf zu verstehen. Die Aussicht auf Göttingen kommt mir vor wie eine Aussicht auf Wieder- geburt, geistig und körperlich hätte ich es hier nicht lange mehr gemacht.

In dieser Zeit habe ich öfters mich Deiner und Leuckarts aus einem ganz speziellen Anlaß erinnert, weißt Du warum? Nicht etwa wegen Whistspiels, wegen schwedischen Punsches, Ananaskardinals usw., sondern aus Anlaß einer italienischen Geige, die ich meinem Albrecht gekauft habe, und zu der jetzt noch eine zweite für Friedrich hinzukommen wird. Nirgends in der Welt hat man so gute Gelegenheit, echt italienische Geigen für einen verhältnismäßig billigen Preis zu erwerben, wie hier. Die Geige, die ich mit 200 Gulden bezahlt habe, ward neulich von dem Konzertmeister Lauterbach aus Dres- den, der hier konzertierte und mich besuchte, auf 200 bis 300 Jahr geschätzt. Ich möchte Dir und Leuckart daher raten, wenn Ihr Euren violinspielenden Sprößlingen ein sehr gutes Instrument zuwenden wollt, die Gelegenheit meiner hiesigen Anwesenheit zu benutzen, um dies zu tun. In Deutschland sind die Preise doppelt und dreifach so hoch wie hier, wo noch von alter Zeit her eine Menge ganz vorzüg- licher Instrumente stecken (auch für Rudi habe ich ein Cello für 250 fl. gekauft, das von Kennern auf den doppelten Preis taxiert ist). Ich habe hier einen ganz zuverlässigen, als solchen allgemein bekannten Geigenhändler, bei dem Ihr völlig sicher gehen würdet, und ich würde die Geigen durch befreundete Musiker probieren lassen. Allerdings müßtet Ihr,

wenn Ihr etwas recht Gutes haben wollt, mindestens 120 fl. daranwenden, für Friedrich habe ich eine im Auge, die 300 fl. kosten soll, eine Summe, die ich aber mit Vergnügen zahlen werde, da sie sich durch die Lust und Liebe, die ihr Besitzer dadurch zur Musik bekommt, reichlich bezahlt machen wird. Nun genug, es ist bereits Mitternacht vorüber, und ein guter Familienvater legt sich zu Bett. Grüße mir die Deinigen bestens, ebenso Baur und Leuckart nebst ganzer Familie. In alter Freundschaft

Dein

R. Jhering.

88.

An Bernhard Windscheid.

Wien, 31. März 1872.

Mein lieber Windscheid!

Ich kann Dir jetzt über meine bei Beginn der Ferien unternommene Expedition nach Göttingen Bericht erstatten. Sie hat den besten Erfolg gehabt: ich habe mir dort ein Haus gekauft, welches ganz meinen Wünschen entspricht, groß genug, um meiner ganzen Familie ein behagliches Unterkommen zu gewähren (11 Zimmer), frei vor dem Tor gelegen, mitten in einem schönen Garten, mit der relativ besten Aussicht, die man in Göttingen haben kann. Dasselbe wird mir am 1. Juli abgetreten, dann beginnen die baulichen Änderungen und Instandsetzungen, welche bis zur zweiten Hälfte August fertig sein sollen, so daß ich also schon um diese Zeit meinen Umzug werde bewerkstelligen können und zu Anfang

der Vorlesungen vollständig installiert sein werde. Gottlob! daß diese Wohnungsfrage gelöst ist; was hat mir dieselbe schon im Leben zu schaffen gemacht, und wie drohend hätte sie mir hier in Aussicht gestanden, da das Haus, in dem ich wohne, zu Mai nächsten Jahres verkauft ist und abgerissen werden wird. Wie sehr freue ich mich hinterher, daß der Ruf nach Göttingen eingetroffen und zur rechten Zeit eingetroffen ist. Die sämtlichen Nebenpunkte, welche bei meiner Berufung noch in Betracht kamen, sind jetzt erledigt, und ich habe daraufhin hier meine Entlassung eingereicht. Wie der Minister mir vertraulich mitteilt, hat der Kaiser mir auf seinen Antrag das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen, womit der Anspruch auf Erhebung in den Adelstand verbunden ist — — eine Artigkeit, die einem Manne gegenüber, der den hiesigen Dienst verläßt, in der Tat kaum erwartet werden konnte. Überhaupt muß ich den hiesigen Leuten das Zeugnis ausstellen, daß sie, anstatt mir ihre Empfindlichkeit oder Mißstimmung darüber auszudrücken, daß ich die Kaiserstadt mit einer Provinzialuniversität vertausche, umgekehrt bemüht sind, durch Entgegenkommen und freundliches Benehmen einen angenehmen Eindruck bei mir zurückzulassen. Ich würde keinen Augenblick anstehen, den Entschluß, der mich von Wien nach Göttingen führt, wenn er noch ungeschehen wäre, von neuem zu fassen, aber ebenso bestimmt muß ich sagen: ich würde, wenn ich noch, wie vor 4 Jahren in Gießen, über die Vokation nach Wien zu entscheiden hätte, ganz so handeln wie damals, ich möchte meine Wiener Existenz um keinen Preis aus meinem Leben reißen. Ganz abgesehen von den Vergnügungen der großen Stadt, von den Erfahrungen, die ich hier gemacht, von meinen Reisen nach Italien, der Schweiz, Tirol, die mein Budget in Gießen und Göttingen schwerlich vertragen hätte, habe ich hier einen Genuß kennen lernen, der mir bis dahin völlig

unbekannt war, und den ich schwerlich je wieder kosten werde: das Lesen vor einem so großen Auditorium, wie es nur Wien bietet — die Zahl von 415 Zuhörern in den Institutionen wird mir in Göttingen erscheinen wie der Chimborasso neben dem Göttinger Hainberg. In Göttingen gehört eine Zahl von 25 in den Institutionen zu den exzeptionellen — die regelmäßige Zahl in den juristischen Vorlesungen bewegt sich zwischen 10 und 20! So erschreckend hat die einst so bedeutende Frequenz von Göttingen abgenommen. Meine Erwartungen in dieser Beziehung habe ich auf das Niveau von Gießen herabgestimmt, wo ich in den letzten Jahren in den Pandekten 25—30 hatte; was darüber ist, ist ein gütiges Geschenk des Geschicks! Aber es soll mich nicht irremachen und verstimmen; ich gehe mit frischem, frohen Mut der neuen Lebensphase entgegen, und ich hoffe, was dem Lehrer abgeht, soll der Schriftsteller nachholen. Wie freue ich mich, wenn ich mich dort ganz so, wie einst in Gießen, in meinen Geist einspinnen kann — das soll mir eine Lust und Freude sein, die mich für alles, was ich sonst entbehre, schadlos halten wird.

In der Zeitung las ich, daß man Dir in Karlsruhe das Kommandeurkreuz des badischen Ordens verliehen hat — meinen besten Glückwunsch dazu. Mehr als dieser Orden wird Dich der Erwerb Deines Hauses erfreut haben, zu dem ich ebenfalls von Herzen gratuliere.

Noch eins! Ein zukünftiger dänischer Professor, der bei mir im Winter hörte, fragte mich wegen eines seiner Kollegen in Hue, der eine deutsche Universität besuchen will, um Rat, und ich habe ihm Heidelberg empfohlen und mich anheischig gemacht, den Mann bei Dir einzuführen. Er ist mir von meiner Quelle sehr empfohlen, und daraufhin glaube ich dasselbe bei Dir tun zu können. Er heißt Lahsen und ist bereits verheiratet. Wenn Du ihn auffordern möchtest, mit

seiner Frau bei Dir Besuch zu machen, so würdest Du ein gutes Werk tun.

Nun genug, mein lieber Freund; grüße mir alle die Deinigen bestens von

Deinem

R. Jhering.

89.

An Oskar Bülow.

Wien, 12. April 1872.

Mein lieber Bülow!

Immer was Neues! Ewig die akademische Vorsehung spielen! Kaum habe ich hier einen in Ruhe sitzen, wird mir der wieder unruhig! Ich hatte mich mit meiner Fürsorge bereits von Dir zurückgezogen, um Dich für einige Jahre ganz Deinem Schicksal zu überlassen, und hatte meine Gedanken anderen zugewandt — und da gibt's bei Dir schon sofort bei Deinem ersten Eintritt in Tübingen wieder etwas zu raten. Also vernimm die Stimme, die Dir schon so oft weise Ratschläge zugeflüstert hat: unbedingt Wachs Posten übernehmen — Gott danken! Entscheidungsgründe: a) Zweifelsgründe — vakant, b) positive Gründe: Prozessualisten sehr rar sein, ungeheuere Zukunft haben — römisches Recht nicht bloß genug vertreten, sondern auch abgetreten, zur Neige gehend, aus dem letzten Loche pfeifend, Romanisten in 30 bis 50 Jahren komische Figuren sein, vorweltliche Tiere, die man ins Museum steckt — und zurzeit schon in bester Petrifizierung begriffen.

Römisches Recht längst überflügelt vom deutschen, alle tüchtigeren jüngeren Leute sich letzterem zugewandt, für römisches Recht nur der Abhub übrig, Krüppel und Lahme, die man sonst nicht gebrauchen kann! Schlimm genug, Romanist zu sein, — aber werden!? Entschluß der Verzweiflung! — Verhungern und Verdursten in der großen Sandwüste.

Prozeß mitten im Leben und in der Bewegung — Wissenschaft wachsen mit der Zeit, römisches Recht umgekehrt immer mehr absterben — Bewußtsein, mitwirken und schaffen zu können am Webstuhl der Zeit und nicht hundert- und tausendmal ausgezupften Werg von neuem zu zupfen. Ein Königreich für 100 neue Stellen zum corpus juris, damit die Alten endlich einmal Ruhe hätten und man nicht zum 999 999 . . . . . . 999. Male im Leben die l. 9 qui potior usw. sich vorkauen lassen müßte! Man möchte dem ganzen Quark den Rücken kehren! Möchte heute noch Prozessualist werden, um etwas Neues zu hören und mitzuerleben.

Persönliche Gründe: bisher vorzugsweise sich dem Prozeß zugewandt habend, recht artige Anlagen zeigend, Zukunft habend! Literatur leichter zu beherrschen. — Im römischen Recht ungleich schwerer, wenn man in der Rechtsgeschichte überall Schritt halten will, (Römisches Staatsrecht!) — nichts dagegen, im Gegenteil einverstanden mit der Stelle eines Volontärs im römischen Recht. Lesen und aussuchen ganz nach Bequemlichkeit — schönes Ding das! Degenkolb und Mandry vollkommen ausreichend und damit auch wohl zufrieden.

Summa Summarum: Prozeß ambabus zu ergreifen; und Verbindung mit römischem Recht nicht völlig aufzugeben. Stelle eines Prozessualisten in Heidelberg, Berlin usw. frei. Wer vorzuschlagen? Bülow! Stelle eines Pandektisten in München, Bonn usw. zu besetzen. Wer weiß einen? Bülow!

Pythia.

Über den schönen, vielverheißenden Eintritt in Tübingen sich sehr gefreut habend, zur reizenden Wohnung bestens gratulierend

Dieselbe.

Mit dem „von" hat es auch gute Wege! Aber Scherz gut. Erwiderung folgt auf dem gegenwärtigen Briefe. Postbediente glauben machen: Bülow sei von Bülow — alles Protestieren dagegen umsonst seiend.

Nochmals und nun zum letzten Male

Dieselbe.

12 Uhr (Mitternacht).

90.

An Oskar Bülow!

Wien, 16. Juni 1872.

Mein lieber Bülow!

Soeben habe ich einen langen Brief an Windscheid beendet in Sachen seiner Berufung nach Berlin (er wünscht über mehrere Punkte meine Ansicht zu wissen), und jetzt schon wieder ein Brief in Berufungsangelegenheiten!

Merkel ist zu haben. Hier denkt man noch so bald nicht an die Wiederbesetzung der Kriminalistenstelle, weil Glaser bei seinem Eintritte in das Ministerium sich den Rücktritt vorbehalten hat. Die Vorschläge der Fakultät zur Wiederbesetzung der Stelle waren eine reine Formsache, und Geyer, der in erster Stelle vorgeschlagen war, hat sich in richtigem Gefühl dadurch auch nicht abhalten lassen, die Vokation nach München anzunehmen, und ebensowenig würde Merkel, der

jetzt bei uns an der Reihe wäre, um diese schwachen Aussichten einen soliden Antrag von Tübingen ablehnen. Ich wünsche ihm denselben von ganzem Herzen und bin überzeugt, daß er ihn annehmen würde; ich setze dabei ähnliche Bedingungen wie bei Dir voraus. Also nun los! Ordentlich ins Geschirr gegangen! Merkel ist, wie Du weißt, jetzt einer unserer tüchtigsten Kriminalisten, und es ist gerade jetzt noch der Moment, ihn zu kapern, bevor der Kanzellarius stirbt und er voraussichtlichermaßen nach Gießen berufen wird.

Unausgesetzte Berufungen. Es schwirren „Rüfe" in der Luft wie Maikäfer in einer lauen Juninacht. Ich sehe die Sache jetzt ruhig mit an; ich habe mich in Gedanken schon so in mein Göttingen und mein dort gekauftes Haus hineingelebt, daß ich Dir die Versicherung geben kann, es ist mir sehr zweifelhaft, ob ich erforderlichenfalls nach Heidelberg gehen würde. Heidelberg ist mir durch die letzte bewußte Angelegenheit völlig verleidet. Also fort mit dem Gedanken! Jedenfalls verkümmert er mir meine Ruhe nicht.

Bei mir sind allerhand Nova passiert, die Dich interessieren werden. Zunächst ist der „Ritter vom Geist" (wie man mich jetzt mit Recht nennen kann) richtig aus dem Ei gekrochen, und ich fühle mich seit der Zeit bereits von einer höchst adeligen Stimmung durchstürmt. Manche meiner Bekannten werden die Nase rümpfen — ich meinerseits weiß, warum ich es getan habe: für mich ist es gleichgültig, aber meinen Kindern und Enkeln kann es noch einmal zugute kommen, denn leider ist ja in Preußen der Einfluß des Wörtchens „von" noch in üppigster Blüte. Ein zweites Novum: Haus in Gießen verkauft.

Drittes Novum: Frau und Tochter in Teplitz. Bis jetzt von den Erfolgen der Kur noch nicht viel zu vermelden, aber beide leben dort sehr angenehm.

Viertes Novum: in etwa 14 Tagen bekommst Du die

ersten „Fahnen" von meinem Kampf ums Recht, die Du sofort durchzulesen und umgehend mir Deine etwaigen Änderungsvorschläge mitzuteilen hast. Was habe ich an dieser kleinen Broschüre wieder einmal geschwitzt! Dreimalige Umarbeitungen! An einzelnen Seiten tagelang gearbeitet und gefeilt, bis schließlich alles verpfuscht war — Du kennst ja meinen unleidlichen stilistischen Drehkrampf, bei dem ich mich um einen einzelnen Gedanken drehe und wende, ohne aus der Stelle zu kommen. Die Hälfte des Manuskripts ist jetzt druckreif — mit der anderen hoffe ich nächste Woche fertig zu werden. Die Form scheint mir in der jetzigen Redaktion befriedigend, stellenweis gelungen zu sein; in der zweiten war sie zu gesucht und schleppend. Meine Stelle ist noch immer nicht besetzt.

Nun genug! Ich habe heute noch an Weib und Kind zu schreiben.

Dein Ritter von der traurigen Gestalt.

91.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 21. März 1873.

Mein lieber Bülow!

Wie ein glühender Bleitropfen ist mir Dein Brief aufs Herz gefallen! Ich verstehe jetzt den Ausdruck: feurige Kohlen auf das Haupt sammeln; denn die Kohlen, die Du mittelst Deines Briefes auf mein Haupt gesammelt hast, haben mir schon alle Haare weggesengt.

Daß Du in diesen Ferien einen Brief erhalten solltest, war schon lange beschlossen, und fast hätte ich wünschen mögen,

daß Dein Brief sich um etwa 14 Tage verspätet hätte, dann wäre ich Dir zuvorgekommen, und es hätte nicht den Anschein genommen, als hätte Dein Brief mich erst zur Antwort nötigen müssen.

Als Du uns verließest, war bereits alles vorbereitet, um unsere erste große Gesellschaft zu geben. Sie ging glänzend vonstatten — ein Diner von 20 Personen. Kaum 14 Tage später war wieder ein Diner, neulich eine Tanzgesellschaft von jungen Leuten, etwa 40 Personen, daneben allerhand kleinere Gesellschaften: Studenten-Diners, -Abendgesellschaften mit Bowlen, Familienzusammenkünfte usw. Das ist das, was wir getan haben. Nun das, was wir erduldet haben: In der Woche drei- bis viermal Gesellschaft bis nachts 1 Uhr, mitunter auch Tanzvergnügen bis 2, 3, 4 Uhr. Und dabei soll einer noch frisch und kräftig bleiben! Er sollte es wohl, er tat es aber nicht. Ich wurde schließlich so mürbe und dumm, daß ich Mühe hatte, vor der Welt noch den Schein von mir selber aufrecht zu erhalten. Du fragst: Warum nehmt Ihr so viele Einladungen an? Rücksichten, Rücksichten! Im ersten Jahr kann man nun einmal nicht anders als sich von jedem Kollegen einmal futtern zu lassen, im zweiten Jahre ist es nicht mehr nötig, und wir haben jetzt schon eine Liste von Leuten gemacht, die wir abschütteln werden.

Mit dem Überstehen der Gesellschaften habe ich Dir die anstrengendste Arbeit dieses Winters genannt. In zweiter Linie nenne ich außer den Vorlesungen, die mir, wie immer, nicht wenig zu schaffen gemacht haben, einige literarische Arbeiten, nämlich 1. neu: Abhandlung in den Jahrbüchern, 2. aufgeschustert: a) Geist: Band 1, dritte Auflage, b) Kampf ums Recht, dritte Auflage (mit nicht unerheblichen Veränderungen), c) Jurisprudenz des täglichen Lebens, zweite Auflage. Mit allen diesen Arbeiten hoffte ich bis zu den Ferien fertig zu werden, um dann an die Fortsetzung des „Geistes" zu gehen,

allein ich gebrauche noch die ganze gegenwärtige Woche dazu. Es fehlt nur noch die Vorrede zum Kampf ums Recht, in die ich etwas „Paprika", d. i. spanischen Pfeffer für zwei meiner Rezensenten bringen möchte, und die Jurisprudenz des täglichen Lebens, welche ich um etwas erweitere.

Die genannten Arbeiten haben mir recht Gelegenheit gegeben, mich zu überzeugen, wie sehr meine Verstandeskräfte in diesem Winter gelitten haben. Wieviel Mühe hat mir meine Abhandlung gemacht, trotzdem sie relativ sehr leicht war! Wie lange habe ich dabei gesessen, und wie schlecht ist sie doch schließlich ausgefallen — ich meine nicht sachlich (denn sachlich stand alles bereits seit Jahren fest), sondern stilistisch — ich habe bei der Korrektur möglichst zu bessern gesucht, aber ich fürchte, ein aufmerksamer Leser wird dennoch durchfühlen, daß die Abhandlung nicht mit alter Kraft gemacht ist. Meinen Kampf ums Recht glaube ich stilistisch und auch sachlich in der neuen Auflage, die mir (bis auf die Vorrede) bereits fertig vorliegt, nicht unerheblich verbessert zu haben. Es ist mir dies ein große Freude, denn bei der Lektüre, der ich zum Zweck der neuen Auflage die Schrift unterziehen mußte, stieß ich bei manchem an, neben vielem recht Gelungenen war manches Matte und Breite. Das habe ich jetzt unbarmherzig herauskorrigiert.

Die neue Auflage des Geistes sollte erst in einem unveränderten Abdruck bestehen, allein beim Druck kam ich so ins Korrigieren hinein, daß die Verlagshandlung mich ersuchte, eine Revision des Textes vorzunehmen; das ist denn für die letzten sechs Bogen geschehen und infolgedessen einiges völlig umgearbeitet. Auch im „Geist" bei manchem Guten, ja Vortrefflichem, manches Matte — — Brei und Faselei! Hätte ich erst den ganzen Geist fertig, ich würde in den vorhergehenden Bänden noch ganz anders aufräumen, als ich es bisher getan habe; aber ich muß meine Kraft sparen für die Fortsetzung.

Auf die nächste Woche, wo ich letztere zur Hand nehme, freue ich mich ganz unbändig. Von jetzt an wird keine neue Arbeit mehr begonnen, bis nicht der neue Band des Geistes fertig ist. Er wird außerordentlich stoffreich werden — es bangt mir fast vor der Masse des Stoffes — aber andererseits erfüllt mich auch die Aussicht, so ganz aus dem vollen zu schöpfen, mit großer Freude!

Wie drängt sich doch bei einem Gelehrten die Schriftstellerei immer in den Vordergrund! Jetzt habe ich Dir noch über nichts anderes berichtet, und der Brief ist bald zu Ende — denn das muß er sein, da ich wieder an meine Vorrede muß. Also noch das Unerläßlichste von sonstigen Nachrichten.

Dein vorletzter Brief höchst interessant. Also bei Königs gegessen. Das lobe ich mir auch. In Preußen bekümmert man sich den Teufel viel bei Hofe um die Wissenschaft. Ja, wenn die Professoren Pickelhauben aufhätten! Ich möchte übrigens manche wohl darin sehen — mich selber auch. Auf Deiner Rückreise von Berlin kannst Du ganz bequem bei uns vorsprechen; willst Du nicht bei uns logieren, so logiere im Gasthof, aber komme jedenfalls; ich denke mir, daß es Dir guttun wird. In Berlin lebst Du bloß in der Familie, hier kommst Du allmählich wieder in die Jurisprudenz. — Über Deine Erfolge als Dozent habe ich die größte Freude empfunden.

Dein

R. v. Jhering.

92.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 22. Juni 1873.

Lieber Bülow!

Endlich einmal der Zeitpunkt, wo Muße und Stimmung sich vereinen, um etwas mit Dir zu plaudern. Deinen letzten Brief habe ich zu einer Zeit gelesen, wo ich dies bisher noch selten getan habe: morgens um 4 Uhr! Nicht als ob die Briefe hier um diese Zeit ausgetragen würden, oder als ob ich den Abend vorher nicht mehr fähig gewesen wäre, ihn zu lesen — sondern ich kam des Morgens in der Frühe von einem Pfingstausflug nach Ostfriesland zurück, und da es der erste schöne Tag war, den ich seit Monaten hier verlebt hatte, so blieb ich auf, las die eingegangenen Briefe und sah mir, wie der Schwienegel, meine Steckrüben an!

Deine Epistel enthält ja gottlob nur Erfreuliches — wenn auch nicht die Nachricht, die ich erwartet hatte. Vorläufig behelfen wir uns noch so.

Du sprichst von Euren Vorschlägen. Wir befinden uns in derselben Not mit einem Germanisten, der Krauts Stelle ausfüllen soll. Unsere Absicht war auf Sohm gerichtet, allein er war „Tabu" — noli me tangere —. Wie schade, daß Meibom nicht mehr in Tübingen ist — den hätten wir uns geholt, von Bonn ist er natürlich nicht loszureißen. Für eine preußische Universität wird es in der Tat schwer, Vorschläge zu machen, da die Dozenten auf den meisten preußischen Universitäten ausgeschlossen sind, für Göttingen insbesondere ist die Annexion in dieser Beziehung höchst nachteilig geworden — man muß das kompensieren mit dem, was wir in nationaler Beziehung gewonnen haben.

Trotz der relativ ungünstigen Verhältnisse unserer Fakultät hebt sich doch die Frequenz unserer Universität, wir sind nahe an 1000 gekommen und hoffen im nächsten Winter diese Zahl zu erreichen. Meine Institutionen sind wiederum ganz gut — nach hiesigem Maßstab brillant — besetzt, ich muß jedenfalls 60 haben. Unter diesen befinden sich drei Prinzen: Hohenlohe, Ratibor, ein russischer Fürst Galitzin, der den Glanzpunkt des gegenwärtigen Semesters bildet. Denke Dir: der Mann, jedenfalls den 30 nahe, will in Moskau Professor werden, trotzdem er in den glänzendsten Verhältnissen lebt und einer der ersten russischen Familien angehört. Er ist Fanatiker des römischen Rechts, in specie des „Geistes des römischen Rechts", und weiß nicht, wie er mir seine Verehrung und Liebe beweisen soll, es hat etwas wahrhaft Rührendes für mich — wäre es nicht zu weitläufig, ich würde Dir köstliche Züge davon erzählen können. Er hört mit dem größten Eifer meine Vorlesungen, und ich bin sehr glücklich über das tiefe Verständnis, das er für die neuen Ideen äußert, die ich in der Rechtsgeschichte über das dritte System vortrage. Bei Ziebarth hat er zweimal die Woche mit einem Landsmann, der ebenfalls Professor in Moskau werden soll, ein Konversatorium (für das ich, der den Vermittler spielte, den Preis pro Stunde auf 20 Mark angesetzt habe) — worüber? Über den Geist des römischen Rechts! Sie nehmen gemeinschaftlich jetzt zunächst den dritten Teil durch, da die Russen sich im römischen Prozeß etwas schwach fühlen. Die Leute arbeiten übrigens mit größter Energie — allen Respekt! Außer diesen beiden, mit denen ich „Staat" machen kann, habe ich noch einen Dozenten aus Norwegen, einen aus Deutschland, der sich für deutsches Recht ausbilden will, und verschiedene Historiker und Philologen — kurz, ein höchst distinguiertes Publikum! Daß dasselbe mich mächtig anspornt, und daß ich infolge davon den Maßstab ziemlich

in die Höhe gerückt habe, wirst Du begreifen; ich lese mit Aufbietung aller Kraft und mit dem größten Interesse. Es ist mir eine große Freude, daß es Dir ebenso geht; die Schwaben sind tüchtige Leute, und da sie zugleich sehr kritisch sind, so kannst Du Dir nicht wenig darauf einbilden, daß Du sie so gepackt hast. Es ist doch etwas Schönes um den Lehrberuf, wenn man sich ihm mit Lust und Erfolg widmet, er macht einem täglich neue Freude.

Deinem Briefe folgend, den ich vor mir liegen habe, komme ich auf die dritte Auflage vom Geist. Welche Genugtuung gewährt es mir, daß ich es noch erlebt habe, wie dies Buch eingreift; und wie ganz anders ist es doch gekommen, als meine Gegner erwartet hatten. Gegenwärtig liegt Band 2, Abteilung 1 bei mir und wartet auf Besorgung der 3. Auflage. Die beiden folgenden Bände sind zunächst noch nicht vergriffen, und ich wünsche auch gar nicht, daß dies so bald geschieht, ich möchte gern meine ganze freie Zeit auf die Fortsetzung des Werkes verwenden. Von den Rechtsfällen erscheint nicht die dritte Auflage, sondern lediglich von der „Jurisprudenz des täglichen Lebens" die zweite. Die dritte Auflage des Kampfes liegt seit zwei Monaten gedruckt, aber sie soll erst Mitte Juli ausgegeben werden. Im Gerichtssaal bin ich von Geyer scharf angegriffen; hätte ich statt seines Gegners Levitas Notwehr die seinige zitiert, wäre es vielleicht nicht geschehen; seine Rezension ist nichts als eine oratio pro domo für seine Theorie der Notwehr. Ich werde den Angriff mit Fassung zu ertragen suchen. Das längst gedruckte Heft der Jahrbücher ist jetzt endlich auch ausgegeben; ich begreife die lange Zögerung nicht. Daß Du mir endlich einmal einen Beitrag liefern willst, freut mich außerordentlich. Das nächste Heft ist bereits fertig, es treten darin lauter neue Mitarbeiter auf: Cyglarsch in Prag, Präsident Henrici in Berlin und Bremer (Verfasser des Registers von Seufferts Archiv) in Flensburg.

An der Zusammenkunft in Straßburg hätte ich gern teilgenommen, ich liebe derartige Zusammenkünfte sehr, habe hier aber, nachdem ich meine Göttinger Kollegen kennen gelernt, auf die Idee, die Göttinger, Marburger und Gießener in Wilhelmshöhe zusammenzubringen, bald verzichtet. Die hiesige Art ist zu schwerfällig, und ich meinerseits habe jetzt keine Lust mehr, meine gute Kraft an der vis inertiae der Leute abzunutzen.

Heute abend habe ich Quartett, auch Quintett bei mir, mein Hettenhausen schleppt eben Notenpulte und Stühle zusammen. Es ist augenblicklich über alle Maßen schön bei mir; Flügeltüren und Fenster nach dem Garten offen und lauter Grün, wie unendlich viel schöner als in Wien — um keinen Preis ginge ich dorthin zurück, ich verspüre nicht einmal die Lust, die Ausstellung zu besuchen, trotzdem ich eine Einladung meiner Freundin, der Frau v. Littrow, habe. Bis jetzt habe ich die Absicht, den größten Teil der Ferien hier zuzubringen, um am Geist zu arbeiten; vielleicht gehe ich zur Schumann-Feier (am 17.—19. August) nach Bonn; könnten wir uns dort vielleicht treffen? Jedenfalls müssen wir es so einrichten, daß wir uns sehen. Hermanns Zimmer steht während der ganzen Ferien frei, Du brauchst also nicht im Gasthof zu logieren.

Lasse bald von Dir hören, was Du in den Ferien vorhast.

Welch langen Brief habe ich Dir diesmal geschrieben, ich behalte mir vor, ein anderes Mal einen um so kürzeren zu schreiben.

Dein R. v. Jhering.

93.

An Bernhard Windscheid.

Göttingen, 31. Dezember 1873.

Mein lieber Windscheid!

Der Schluß dieses Jahres mahnt mich an die Abtragung meiner Schulden, nicht bloß der ökonomischen, die ich gottlob in der Lage bin, sich nicht hoch ansammeln zu lassen, sondern auch der Briefschulden, in bezug auf welche ich mit den Jahren ein immer schlechterer Zahler werde. Du hast dies an Dir erfahren, denn Dein Brief, der vor mir liegt, trägt das Datum des 19. Märzes, wenn es sonst der letzte ist, den ich zu beantworten habe; jedenfalls aber bin ich Dir einen Brief schuldig und will mir den Kopf nicht darüber zerbrechen, von wann meine Schuld datiert. — Das Jahr 1873 liegt jetzt nach dem Grundsatz: dies coeptus pro completo habitur, beschlossen vor mir, und ich kann mein Gesamturteil dahin abgeben, daß es keins der schlechtesten gewesen ist, die mir vergönnt waren. An kleinen Störungen und Widerwärtigkeiten hat es auch in diesem Jahre nicht gefehlt — um Pfingsten bekam meine Frau auf der Reise, während eines Aufenthaltes in Bremen, einen Anfall von Gelenkrheumatismus, der aber glücklicherweise schnell und ohne Komplikationen verlief. Im übrigen aber wüßte ich kein Ereignis des letzten Jahres namhaft zu machen, das über die Kategorie der kleinen Leiden des menschlichen Lebens hinausginge, während ich umgekehrt allen Grund habe, das Glück und die Freude, die mir zuteil geworden sind, als ein über das Durchschnittsmaß hinausgehendes anzuerkennen. Völlige Zufriedenheit mit meiner Häuslichkeit und meinem Hause, mit Weib, Kind und allem, was mein ist — was will der Mensch mehr? Dazu gottlob noch meine alte Fähigkeit des Lebensgenusses in unvermindertem Grade, die Lust am guten Glase

Wein und was sonst der liebe Gott noch hat wachsen lassen, Empfänglichkeit für Scherz und Spaß, Vergnügen an einer Partie Whist und an einem Trio usw. usw. Nur meine Passion für das Alleinmusizieren hat etwas abgenommen, und ich merke daran, daß ich älter geworden bin, aber beim Trio kommt doch noch ganz die alte Stimmung über mich, noch vorgestern haben wir bis in die Nacht hinein musiziert, indem wir dabei unsere Lebensgeister durch eine Bowle frisch erhielten. Fragst Du mich aufs Gewissen, ob mir denn gar nichts fehlt, so muß ich allerdings gestehen: meine Arbeitskraft ist nicht mehr die alte, und zwar ist es nicht etwa die Arbeitslust, so daß es etwa nur auf Selbstüberwindung ankäme, sondern ich habe die bittere Erfahrung gemacht, daß es die Kraft ist. Am Ende der Herbstferien habe ich mich einmal bei den Arbeiten an meinem Geist tüchtig gezwungen und in alter Art gearbeitet, allein ich mußte es teuer büßen, indem mein Gehirn so affiziert war, daß ich 2—3 Wochen mich fast jeder geistigen Anstrengung enthalten mußte. So habe ich mich denn auf Diät gesetzt und beobachte eine weise Ökonomie meiner Kräfte. Ich wende sie zunächst und vor allem meinen Vorlesungen zu, die mir gottlob mehr Vergnügen als Last machen; was dann im übrigen abfällt, muß die Zukunft lehren, das Beste dafür werden die Ferien tun müssen. Ich habe die Absicht, dieselben in den nächsten Jahren zum größten Teil in Göttingen zuzubringen, was mir nach der Erfahrung, die ich im vorigen Herbst gemacht habe, nicht schwer werden dürfte. Ich war damals nur auf kurze Zeit abwesend: auf einige Tage in Bonn zur Schumannfeier, dann mit Stobbe 10—12 Tage in Norderney, 3 Tage in Aurich, im übrigen in Göttingen und habe wenigstens eine Partie am folgenden Band meines Geistes fertiggebracht. Fortsetzung folgt in den Oster- und Herbstferien, und der Druck soll noch in diesem Jahre beginnen — langsam, wie immer! — In diesen Ferien habe ich alle meine

Kinder um mich versammelt gehabt und köstliche Tage mit ihnen verlebt! Summa Summarum: nach allen Seiten geht es mir gut. Möchte ich doch bald von Dir dasselbe hören! Das ist der beste Neujahrswunsch, den ich Dir senden kann. Indem ich die herzlichsten Grüße an Deine Frau von mir und der meinigen hinzufüge, verbleibe ich wie immer

Dein

R. v. Jhering.

94.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 9. August 1874.

Es wird an der vierten Auflage des Kampfes gedruckt. Volksausgabe von 3000 Exemplaren à 10 Silbergroschen, neun Übersetzungen davon im Werk.

Mein lieber Bülow!

Diesmal bin ich mir selbst nicht gleichgeblieben! Ich kann mir sonst in meiner Korrespondenz mit Dir das Zeugnis ausstellen, daß ich Dich nie über Gebühr habe warten lassen, aber gegenwärtig kann ich mich von dieser Schuld nicht freisprechen. Du hattest mir bei Gelegenheit der Heidelberger Berufung zuletzt geschrieben, es wäre an mir gewesen, zu antworten, statt dessen sammelst Du feurige Kohlen auf mein Haupt, und — wie verhärtet ich geworden bin! — ich trage dieselben 3 Wochen mit mir herum, ohne darauf zu reagieren. Und wie vielen Leuten, die mir ganz fernstehen, habe ich

in diesen letzten Monaten geschrieben, während Du doch einen viel gerechteren Anspruch darauf gehabt hättest. Aber das ist jetzt mein Leid, daß die Maße der Ansprüche, die von ganz fremden Personen an mich ergehen, mich mir selber und meinen Freunden entziehen. Du glaubst nicht, wieviel Leute — jung und alt, abwesend und anwesend — sich an mich herandrängen und mich um meine schöne Zeit bringen; kaum ein Nachmittag in der Woche hat mir selber gehört, immer Besuch, immer Störungen. Insbesondere hat Rußland sich in diesem Semester in wahrhaft erdrückender Weise mir fühlbar gemacht. Zu dem Fürsten Galitzin, von dem ich Dir wohl schon geschrieben habe, der jetzt im dritten Semester bei mir hört und intimer Hausfreund geworden ist, hatten sich in diesem Semester noch 5 russische Dozenten hinzugesellt, denen meine genaue Bekanntschaft mit dem Fürsten als Brücke zu mir diente, und denen ich aus Rücksicht auf letzteren genötigt war mich ungleich mehr zu widmen, als ich es sonst getan haben würde. Dazu kamen dann noch diverse andere, und das Ende der Sache war, daß ich eigentlich jeden Nachmittag genötigt war, zu „empfangen", „Audienz zu erteilen". Des Morgens von 9—11 Institutionen, drei- und auch viermal, von 12—1 Praktikum, mehrere Wochen lang abends von 6—7 Institutionen doubliert, dann jeden Nachmittag, mitunter 3 Stunden und mehr, Besuch. Nun frage Dich selber, was da einem Manne von meiner höchst mäßigen Arbeitskraft noch an Zeit und Kraft übrigbleibt, um der Wissenschaft zu leben. Die ganze Summe des Semesters ist aufgegangen in Lehren und persönlicher Dahingabe an andere, was ich gelernt, was ich gelesen — beides bekanntlich nicht immer identisch! — ist höchst unbedeutend, ausgearbeitet zum Druck habe ich gar nichts. Allerdings ist dieses Opfer an Zeit, das ich gebracht habe, nicht ganz verloren, ich hoffe, daß es Göttingen zugute kommen wird, und es muß ja jetzt mein Haupt-

augenmerk sein, Göttingen zu heben. Die Verhältnisse legen mir dies als meine Hauptpflicht auf, und meiner selbst wegen muß ich bestrebt sein, sie in möglichst wirksamer Weise zu erfüllen, denn ich darf nicht die Frage aufkommen lassen, ob der Nutzen, den ich für Göttingen stifte, meinem Gehalte gleichkomme — ich muß ziehen, sonst ist meine Stellung moralisch untergraben. Bis jetzt ist es mir auch gottlob gelungen, wir sind in diesem Semester mit Hilfe von wenigen nachimmatrikulierten Studenten zum erstenmal seit 40 Jahren wieder in das vierte Hundert gekommen, nämlich auf 302. Mein Ehrgeiz geht dahin, es auch einmal auf 400 zu bringen, dann glaube ich das schwierigste Stück meines Lebens fertiggebracht zu haben. Um das beurteilen zu können, mußt Du wissen, daß Göttingen im Grunde ein ganz verwünscht langweiliges Nest für den Studenten ist, das nur von denjenigen gewählt werden kann, die bei der Wahl der Universität lediglich den Zweck des Lernens vor Augen haben, und diese Minderzahl hat ja außer Göttingen noch manche andere Universität: Berlin, Leipzig — — und zu meiner Freude jetzt auch Tübingen. Ihr Tübinger Juristen macht Euch ja jetzt ganz vortrefflich, ich habe neulich Euer Studentenverzeichnis vor Augen gehabt und war ganz überrascht über die zwei vollen Seiten Ausländer, die ich fand. Bravo! Wie klatrig ist es jetzt mit den Nichtpreußen in Berlin bestellt, es sind noch keine 100! Was wird aus Heidelberg werden? Dieses Heidelberg, das uns alle, selbst Leipzig, schlagen müßte! Du weißt, wie schmerzlich und bitter ich es empfunden habe, daß Vangerow die Zusicherung, die er mir früher gegeben hatte, später brach — ich habe den Schlag jahrelang nicht überwinden können, und Heidelberg war mir so verleidet, daß ich, der ich früher, wo ich konnte, es aufsuchte, es jetzt vermied; es war die Wunde meines Herzens, die jeden Augenblick wieder zu bluten beginnen konnte. Diese Wunde ist jetzt

vollständig geschlossen, seitdem ich in die Lage versetzt worden bin, Heidelberg zu verschmähen und Bedingungen zurückzuweisen, wie sie dort noch keinem geboten sind. Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß, nachdem ich zweimal offiziell (durch Noak, den Direktor im Oberschulrat) berufen war und abgelehnt hatte, Jolly selber einen abermaligen Versuch bei mir machte, indem er mir 7500 fl. Gehalt nebst 385 fl. Wohnungsentschädigung bot — über 100 fl. mehr, als ich jetzt hier habe nach meiner neuesten, beträchtlichen Verbesserung. Und in welche schönen Redensarten war dieser goldene Inhalt eingewickelt! Gerade Jolly ist, wie ich glaube, derjenige gewesen, dem ich es zu danken, daß statt meiner seinerzeit Windscheid berufen ward. Du kannst also begreifen, daß es mir eine besondere Genugtuung gewährte, von ihm in dieser Weise angegangen zu werden und mir sagen zu lassen, daß die Zukunft der juristischen Fakultät einzig auf meiner Gewinnung beruhe. Könnte ich doch einmal erfahren, wie es sich mit der damaligen Berufung von Windscheid und Zurückweisung von mir verhalten hat, ob außer Jolly nicht noch andere beteiligt gewesen sind.

Ich bin so ins Schwatzen gekommen, ohne recht zu wissen wie, aber im Grunde kann ein Brief nichts Höheres erreichen, als ein Ersatz des mündlichen Gesprächs zu sein, und ich werde in dieser Weise ruhig munter fortfahren. Daß ich für mein Lebenlang in Göttingen Posto gefaßt habe, brauche ich nicht erst zu bemerken. Ich wollte zwar lieber, daß mein Schicksal mich in eine schönere Gegend gebracht hätte, nach Heidelberg oder Bonn, allein da dies nun einmal nicht hat sein sollen, habe ich mich auch in mein Los gefunden. Von meinen Vorlesungen hat mir diesmal insbesondere mein Pandekten-Praktikum viel Vergnügen gemacht. Die Zahl meiner Zuhörer, die ich erst nach Schluß des Semesters erfahre, hat jedenfalls über 70 betragen.

Wünschen wir uns gegenseitig literarisch ergiebige Ferien! Mit den herzlichsten Grüßen von mir und meiner Frau an Dich und die Deinigen

in alter Freundschaft

Dein R. v. Jhering.

95.

An Bernhard Windscheid.

Göttingen, 8. Juli 1874.

Mein lieber Windscheid!

Obschon über die Maßen durch Vorlesungen, Spruchfakultätssitzungen (3 über eine Sache je 3—4 Stunden) und Korrespondenz in Anspruch genommen, kann ich doch nicht unterlassen, mit zwei Worten Dir den freudigen Anteil auszudrücken, den ich an Deiner Ernennung zum Mitgliede der Gesetzgebungskommission genommen habe. Es freut mich im Interesse der Sache und im persönlichen Interesse an Dir als eine verdiente hohe Auszeichnung. Meines Erachtens war unter uns Romanisten keiner (da Wächter zu alt ist), der so wie Du berufen war, das römische Recht bei dieser Gelegenheit zu vertreten, keiner, der die Summe dessen, was die Literatur über dasselbe zutage gefördert hat, so vollständig und sicher der Kommission zu Gebote stellen kann, wie Du, und ich sollte meinen, daß diese Anerkennung, welche Dir zuteil geworden ist, eine der schönsten und wertvollsten Deines Lebens sein müßte.

Möge es Dir wohl tun, aus meinem Munde zu vernehmen, wie ich über Deine Wahl denke. Zu anderen Mit-

teilungen fehlt es mir absolut an Zeit, ich beschränke mich auf die besten Grüße an Deine Frau.

Dein R. v. Jhering.

96.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 8. November 1874.

Mein lieber Bülow!

Wie lange magst Du wohl schon nach einem Brief von mir ausgeschaut haben! Hätten die bloßen Gedanken Dir einen Brief bringen können, Du hättest schon viele Dutzende, aber das verwünschte ist, daß man die Briefe erst schreiben soll, und damit hat es bei mir gute Weile. Ich merke daran, daß ich älter werde, die Bequemlichkeit des Alters kommt über mich, und so sehr ich sie zu überwinden weiß, wenn ich schreiben muß — und derartige Anlässe treten leider mit jedem Jahr mehr an mich heran — so leicht komme ich doch in Gefahr, ihr nachzugeben bei allen Briefen, für welche dieses Muß nicht besteht, d. h. gerade denjenigen, die eigentlich die angenehmsten sind. Kreti und Pleti bekommen Briefe in Masse von mir, weil sie mich in die Zwangslage versetzen, ihnen antworten zu müssen, und die Folge davon ist, daß ich meine nächsten Freunde vernachlässige. Glücklicherweise befinden sich letztere in so behaglichen Verhältnissen, daß sie meine Briefe schon eine Zeitlang entbehren können, insbesondere wird „Frau Sophie“ schon dafür gesorgt haben, daß Freund Bülow mein längeres Stillschweigen mit Fassung ertragen haben wird.

Wo soll ich anfangen, wo soll ich enden? Soll ich alle die Kleinigkeiten, aus denen sich ein menschliches Leben zusammensetzt, berichten, oder soll ich mich auf die Hauptsachen beschränken? Was bleibt da am Ende viel übrig? „Er lebte, nahm ein Weib und starb" — — will sagen: Er hielt im Sommer seine Vorlesungen, ging in den Ferien nach Karlsbad und hält jetzt wieder seine Vorlesungen. Das ist die Quintessenz, die soll man jetzt etwas verdünnen. Aber es sei darum!

Mit dem Beginn der Ferien ging ich nach Karlsbad, das ich noch nicht kannte. Die Kur griff mich anfänglich sehr an, so daß ich zweifelhaft war, ob ich ins richtige Bad dirigiert war, allein in der zweiten Hälfte stellten sich schon die vorteilhaften Folgen ein, ich hatte ein Gefühl der Gesundheit, wie ich es seit Jahren nicht gekannt hatte.

In Karlsbad traf ich unter andern mit Wächter zusammen. Er ist alt geworden, aber ich habe mich doch gewundert, wie gut er sich noch hält, er machte Spaziergänge von zwei Stunden, und sein Gedächtnis ließ ihn nie im Stich. Von Karlsbad kehrte ich über Dresden zurück, um dort mit meinem Sohn zusammenzutreffen, der die Anthropologen-Versammlung mitmachte und einen Vortrag zu halten hatte, der ihm nach aller Urteil sehr gut gelang. Auch Freund X. fand ich dort vor mit seiner jungen Frau — — ist der aber unter den Pantoffel gekommen! Und das ist derselbe Mann, der früher für alle Ehemänner die bittersten Witze in Bereitschaft hatte. O! Ehemänner, wie bitterlich seid ihr an dem gerächt! In Gießen hatte man die Redensart: Er frißt aus der Hand! Nach meiner Zurückkunft hatte ich den Besuch von Reuter aus Breslau. Dann kam eine recht stille Periode, in der ich, soweit meine noch etwas schwachen Kräfte es verstatteten, am folgenden Bande des Geistes gearbeitet habe; in specie am Zweckmomente, das sich mir nach und nach zu

einem der fruchtbarsten Gesichtspunkte erweitert hat, die ich je entwickelt habe; ich kann sagen: es steckt meine ganze gegenwärtige Anschauung vom Recht darin.

Rascher, als ich gewünscht hatte, war das neue Semester wieder da, ich begann es nicht mit großer Freude. Es war mir zumute, als könne ich gar nicht mehr lesen und würde auf dem Katheder bei der ersten Gelegenheit ins Stottern geraten. Hätte mir damals irgendeine gütige Fee ein ausreichendes Einkommen geschenkt, ich hätte ohne Bedenken meine Professur aufgegeben. Hundertmal habe ich diese Fee herbeigewünscht und mir ausgedacht, wie viel besser ich doch meine Kraft verwerten könne, wenn ich meinen „Geist" fortsetze, statt die Pandekten abzuleiern, allein die Fee wollte nicht kommen, und so war ich gezwungen, wiederum den Katheder zu besteigen. Gottlob ging es besser, als ich gefürchtet hatte, und ich gehe jetzt ohne sonderliches Herzklopfen in die Vorlesung. Mit dem Besuch kann ich — nach hiesigen Verhältnissen — zufrieden sein: die 100 dürften voll sein. Freilich gegenüber den Leipziger Zahlen ist das eine Bagatelle, die Juristen sind dort jetzt gemeiner wie der Sand am Meere — es sollen 1000 sein! Diese Herrlichkeit hätte ich ja auch genießen können, ebenso wie die von Bekker in Heidelberg, allein es faßt mich kein Neid, ich freue mich, daß ich hiergeblieben bin. Habe ich es doch hier so gut, wie man es nur haben kann! Das ist mir neulich recht klar geworden, als ich auf 2—3 Tage in Berlin war und Bruns und Dernburg besuchte. Die Zahl der neu immatrikulierten Studierenden beträgt bei unserer Fakultät bis jetzt 119 — früher betrug die Gesamtzahl der Studierenden 160—170. Mag denn immerhin Leipzig seine 1000 Juristen haben, ich freue mich über das eine Schäfchen, das hierher kommt, ebenso, wie die Leipziger es über ihre ganzen Schafherden tun können!

Mit Bruns und Dernburg verlebte ich in Berlin (wohin mich meine Absicht, mich einmal dem Minister vorzustellen, gezogen hatte) angenehme Stunden. Meine ehemalige — — Unliebenswürdigkeit (Ungezogenheit — ? ?) hat mir letzterer völlig vergessen, es ist doch ein respektabler Mensch. Aber sein Wein war recht schlecht. Einen feinen Wein, den man nicht über die Lippen bringen konnte! In dem Punkt bewahrte Bruns seine geistige Überlegenheit. Das Diner bei ihm, zu dem auf meinen Wunsch niemand anders als mein Sohn zugezogen war, suchte seinesgleichen. — — Ich habe zum ersten Male vor Berlin Respekt bekommen! Im Frühjahr hoffe ich ihn mit Frau (welche letztere mir sehr sympathisch ist — — auch Schwäbin) bei mir zu sehen; zu Pfingsten sollte er hier sein, allein er ward krank. Göppert — — jetzt Geh. Rat! Selbstverständlich sehr artig, aber man merkt, daß er in der Verpuppung zum Geh. Rat begriffen ist, und daß er sich dazu rechte Mühe geben muß. Auch Mommsen besuchte ich, der sehr liebenswürdig gegen mich ist; ich war einen Abend mit Dernburg bei ihm zusammen, wo ich auch Brunner, Beseler, Gierke traf.

Nun Adiöchen! Grüß' mir Deine „Frau Sophie" bestens.

Dein

R. Jhering.

Du bekommst so bald keinen Brief wieder! Die Briefe an Dich geraten mir zu lang!

97.

An die Buchhandlung von Breitkopf & Härtel.

Göttingen, 31. Dezember 1874.

Hochgeehrter Herr!

Seit geraumer Zeit arbeite ich, sooft meine sonstigen Geschäfte mir die Muße dazu lassen, an einer Partie meines „Geistes des R. R.", die lange der Gegenstand meines Nachdenkens gewesen ist. Ich habe mich jetzt überzeugt, daß der Platz, den ich diesem Punkt in jenem Werk einräumen kann, zu klein ist, um dem Gegenstande, der ein ungemein reicher ist, seine volle Entfaltung zu verstatten, und daß ich nur die Wahl habe, entweder ihn in einer Weise einzuengen, in der er nicht zur Geltung gelangen würde, oder durch Aufnahme desselben in seiner vollen Ausdehnung das Gleichmaß in der Anordnung meines Werkes erheblich zu beeinträchtigen. In dieser Lage bin ich schließlich zu dem Entschluß gekommen, meine Arbeit als besondere Schrift zu publizieren und aus derselben nur diejenigen Punkte, welche in den Geist gehören, in gedrängter Form in letzteren hinüberzunehmen.

Ich erlaube mir nun, Ihnen diese Schrift hiermit zum Verlag anzubieten. Sie würde den Titel führen: „Das Zweckmoment im Recht, mit besonderer Beziehung auf das römische Recht", und dürfte etwa 8—10 Druckbogen füllen. Mit der einen Seite kehrt sich dieselbe der Rechtsphilosophie, mit der anderen der praktischen Jurisprudenz zu, und wenn ich sonst über meine eigenen Sachen ein richtiges Urteil habe, so dürfte sie im hohen Grade das Interesse des Publikums erregen und an innerem Wert hinter meinem Kampf ums Recht nicht zurückstehen — es steckt in ihr eine durch das ganze Recht durchgeführte neue Anschauung von mir, die jahrelang nötig gehabt hat, um sich in mir abzuklären und bis in alle

Konsequenzen auszubilden. Über den buchhändlerischen Erfolg also können Sie, wie ich glaube, völlig beruhigt sein, um so mehr, als die Schrift sich als eine Ergänzung meines Geistes des römischen Rechts bezeichnen wird, jedenfalls in der Vorrede — ich behalte mir vor (was buchhändlerisch jedenfalls das wirksamste wäre), ob auch auf dem Titelblatt. Eben dieser buchhändlerische Erfolg bildet aber auch bei den Bedingungen, die ich mir erlaube Ihnen vorzuschlagen, einen wesentlichen Faktor mit. Mein Honorar für den Kampf beträgt für die 3 ersten Auflagen à 1200 (nicht inbegriffen die bei der ersten Auflage zum Zweck der Versendung seitens der Verlagshandlung und meiner abgezogenen größeren Anzahl) 50 fl. österreichisch = 30 Taler, bei der vierten (Volksausgabe) zu 3000 Exemplaren hat eine besondere Vereinbarung stattgefunden. Denselben Honorarsatz von 30 Taler möchte ich auch für meine gegenwärtige Schrift erzielen, und mit Rücksicht auf Ihre früheren Äußerungen glaube ich, dürfte diese Forderung bei Ihnen keinen Anstand finden, wenn ich Ihnen völlige Freiheit in bezug auf den Ansatz des Ladenpreises einräume. Die Höhe der Auflage würde für Sie auf 1200 Exemplare bemessen, wozu dann für mich noch 50 Exemplare besonders abgedruckt würden. Eine Vereinbarung über die folgenden Auflagen würden wir uns beiderseits vorbehalten. Würde nämlich der buchhändlerische Erfolg unsere beiderseitigen Erwartungen übersteigen, so würde es sich fragen, ob nicht bei einer zweiten Auflage eine Erhöhung des Ladenpreises eintreten könnte. Sie kennen mich, und ich kenne Sie, wir werden uns also auf der Basis von Bedingungen, die den beiderseitigen berechtigten Ansprüchen entsprechen, leicht zusammenfinden. Oder würden Sie es vorziehen, durch Erhöhung der Stärke der ersten Auflage und entsprechende Steigerung des Ladenpreises schon jetzt eine erhebliche Erhöhung des Honorars zu erreichen? Ich möchte

Sie meinerseits dazu nicht veranlassen, da Sie ja zurzeit für die Bemessung des buchhändlerischen Erfolges keinen weiteren Anhaltspunkt haben als meinen Namen und mein — möglicherweise sehr trügerisches — eigenes Urteil über den Wert der Schrift. Jedenfalls lege ich Ihnen den Vorschlag zur Erwägung vor.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wollen wir uns diesmal vorbehalten. Ich weiß zwar nicht, ob sich dasselbe finanziell verwerten läßt, und wie in dem Fall die beiderseitigen Ansprüche von Ihnen und mir sich gestalten würden (worüber Sie vielleicht die Güte hätten, sich zu äußern), allein jedenfalls sichert es uns die Möglichkeit dazu. Von meinem Kampf ums Recht sind bereits 6 Übersetzungen erschienen — die eine, eine böhmische sogar, ohne daß der Verfasser es für nötig gehalten hat, sich vorher an mich zu wenden — mehrere sind noch in Arbeit, und ebenso werden jetzt vom „Geist" Übersetzungen veranstaltet werden (eine russische von einem Konsortium von Studierenden in Moskau auf Subskription und bereits gesichert — ebenfalls ohne vorgängige Erlaubnis meinerseits — eine französische von einem belgischen Juristen in Permonde, der die Artigkeit hatte, sich vorher an mich zu wenden, vor diesem Werke jedoch meinen Besitz übersetzen wird — eine englische von einem Amerikaner in Cincinnati, der ebenfalls diese Rücksicht beobachtete) — alles dieses, aber ohne daß mir davon der geringste pekuniäre Vorteil zukäme. Hätte ich früher an die Möglichkeit gedacht, daß von meinen Schriften Übersetzungen erscheinen könnten, so würde ich den gesetzlich vorgeschriebenen Vorbehalt gemacht haben — jetzt ist es für die einmal erschienenen Schriften zu spät, aber wir wollen uns in Zukunft vorsehen. Wird der Vorbehalt für den folgenden Band des Geistes Wirkung haben? Sie werden das besser wissen als ich.

Indem ich Ihnen zum neuen Jahre die besten Glückwünsche ausspreche, freue ich mich, daß dasselbe mich wieder unter Ihre Presse bringen wird.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster

R. v. Jhering.

98.

An die Buchhandlung von Breitkopf & Härtel.

Göttingen, 1. November 1875.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben leider ganz recht, wenn Sie annehmen, daß die Anempfehlung an Ihre Leute, den Druck meiner kleinen Schrift geheimzuhalten, wahrscheinlich den entgegengesetzten Erfolg herbeiführen würde, und es ist daher wohl das ratsamste, wenn Sie ganz davon abstehen. Es wird mir aber schon genügen, wenn Sie für den Fall, daß etwas transspirierte, und daß Sie gefragt würden, nur die Antwort erteilen wollen, daß das Werk keinenfalls vor nächstem Herbst erscheinen könne, da ich dasselbe während des Satzes ausarbeitete und nach Ihren bisherigen Erfahrungen dazu sehr viel Zeit gebrauchte. Ich meinerseits hoffe, daß wir zum Frühling völlig fertig sind, aber eben das soll das Publikum nicht erfahren.

In bezug auf das Werk ist mir in diesen Tagen ein seltsamer Antrag, der mir bereits vor längerer Zeit mündlich gemacht wurde, schriftlich wiederholt worden. Zu meinen ergebensten Schülern — ich müßte wohl richtiger sagen: Jüngern — zähle ich einen russischen Fürsten Galitzin,

einen Mann schon von reiferen Jahren und hoher allgemeiner Bildung — einen Fanatiker des römischen Rechts. Derselbe stand während seines 1½-jährigen Aufenthaltes in Göttingen in engster Beziehung zu mir und lernte meine kleine Schrift durch mündliche Mitteilung bereits kennen, bevor sie geschrieben war. Er kannte nun kein höheren Wunsch, als daß die Schrift zuerst in russischer Übersetzung in seinem Vaterlande erscheine, bevor sie im deutschen Original ausgegeben werde, und glaubte gute buchhändlerische Bedingungen in Rußland erwirken zu können — eine Erwartung, die ich meinerseits freilich für eine sehr sanguinische hielt. In diesen Tagen hat er mir nun geschrieben und ist darin auf sein Projekt zurückgekommen, ohne freilich bis jetzt mit einem Buchhändler Rücksprache genommen zu haben, da ihm bekannt war, daß die Gewährung der Erlaubnis zur Übersetzung nicht allein von mir, sondern auch von Ihnen abhängt. Indem er mich nun ersucht, diese Erlaubnis von Ihnen einzuholen, ermächtigt er mich, Ihnen die entsprechenden Vorteile dafür zu bieten, und ich glaube seiner Zustimmung völlig versichert zu sein, wenn ich Ihnen einen Nachlaß am Honorar von 5 Rubel pro Bogen offeriere; sollten Sie mehr wünschen, so bitte ich es zu melden, ich bin überzeugt, daß er Ihnen auch mehr bewilligen wird. Sie Ihrerseits haben mit ihm nichts zu tun, Sie erhalten den Betrag einfach durch Abzug am Honorar, während ich in meinen Beziehungen die völlige Sicherheit der Deckung habe.

Wie mir scheint, ist es der Fürst selber, der die Unkosten seines ganzen Projektes tragen wird, und für ihn — einen sehr reichen Mann — ist dies eine Kleinigkeit. Sein Ehrgeiz ist ein rein nationaler; er betrachtet es — Enthusiast, wie er einmal ist — als eine Ehre für sein Vaterland, wenn ein Werk von mir zuerst in russischer Sprache erscheint. Von meiner Seite steht dem gar nichts entgegen. Ob die deutschen

Juristen mein Werk 1—1½ Monate früher in die Hände erhalten, daran liegt mir nicht das mindeste, und ich bin überzeugt, meinen Landsleuten ebensowenig — im Gegenteil, ich glaube, gar mancher deutsche Kollege würde gern damit zufrieden sein, wenn ihm die Mühe, es lesen zu müssen, noch einige Jahre erspart bliebe!

Wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, so werde ich jeden Bogen, der die Presse verlassen hat, sofort nach Rußland schicken, damit er dort übersetzt werde, und wenn das deutsche Original fertig ist, wird wenige Wochen später das Werk in Rußland erscheinen können, so daß der ganze Aufschub im Erscheinen höchstens 1½—2½ Monate betragen würde.

Wie mir scheinen will, wird auch vom Standpunkt Ihres Interesses aus sich nichts gegen das Projekt einwenden lassen, denn der Absatz an deutschen Exemplaren, der durch die russische Übersetzung ausfällt, dürfte durch die gebotene Honorarermäßigung mehr als gedeckt sein.

Einer gefälligen Antwort entgegensehend verharre ich

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Dr. R. v. Jhering.

99.

An Bernhard Windscheid.

Göttingen, 31. Dezember 1875.

Mein lieber Freund!

Ich habe die Antwort auf Deinen Brief bis auf die letzten Stunden des Jahres verschoben, aber das Jahr soll

wenigstens nicht scheiden, ohne daß ich meine Schuld abtrage. Die Arbeit an meinem „Zweck im Recht" ist mir, wie immer, langsamer aus der Stelle gegangen, als ich hoffte, und ich konnte mich nicht entschließen, bevor ich mit meinem Kapitel, das mir schon lange zu schaffen gemacht hatte, fertig geworden war, mich ans Briefschreiben zu setzen. Gestern abend ist dieser Punkt erreicht, und heute tue ich den ganzen lieben langen Tag nichts als Briefschreiben, um womöglich meine Unterlassungssünden noch im alten Jahr gutzumachen.

Lasse auch mich zuerst, wie Du es getan hast, Dir meinen Dank für die neue Auflage sagen. Ich bewundere wie immer Deine fabelhafte Arbeitskraft, von der Du in der neuen Auflage in der genauen Berücksichtigung der Literatur wieder einen schlagenden Beweis abgelegt hast. Ich habe nicht alles, aber ich habe manches verglichen und überall die sorgsame Hand wahrgenommen, welche unausgesetzt alles nachgetragen und zum Teil neugestaltet hat. Beruhigte mich nicht die Überzeugung, daß auch meine Art zu arbeiten für die Wissenschaft nicht verloren ist, ich könnte nur den Stab über mich brechen, wenn ich mir vorhalte, wie weit ich in der genauen Kenntnis und Berücksichtigung der Literatur hinter Dir zurückstehe, und wie oft ich genötigt bin, meine ganze Weisheit aus Dir zu schöpfen. Aber wenn ich mir Dich zum Muster nehmen wollte, ich müßte aufhören, ich selbst zu sein, und würde insbesondere auch die Schrift, an der ich jetzt arbeite, nie zu Ende bringen — die Literatur würde mir die Möglichkeit rauben, mich so, wie ich es tue, ganz und ungeteilt meinem Grübeln hinzugeben. Ich bin überzeugt, daß für Dich und unzählige andere der greuliche Zeitverlust, der damit verbunden ist, d. h. das ewige Tasten, Suchen, Entwerfen und Umarbeiten wahrhaft unerträglich sein würde, und auch ich verwünsche mein Los oft im Grunde der Seele. Wenn

Du einen Monat gearbeitet hast, so weißt Du, was Du aus der Stelle gebracht hast — wenn ich es getan, so befinde ich mich oft noch nach einem Monat an derselben Stelle, ich habe mich in der ganzen Zeit nur im Kreise herumgedreht. Partien, an denen ich wochenlang gearbeitet habe, werden, wenn ich sie nach einiger Zeit überlese, oft total kassiert — — was ist geblieben von der ganzen Arbeit? Der bittere Nachgeschmack für mich und nicht selten das Gefühl der Mutlosigkeit und des Verzweifelns an der eigenen Kraft!

Du berührst in Deinem Briefe die Differenzen unserer beiderseitigen Ansicht. Sei überzeugt, daß niemand diese Tatsache, ohne die es ja einmal keine Wissenschaft geben kann, so richtig und persönlich unbefangen beurteilt wie ich. Ein sachlicher Widerspruch hat mich nie im Leben gereizt; letzteres ist nur dann geschehen, wenn er entweder nicht in richtiger Form geschah, oder wenn ein Mann sich herausnahm, mich zu meistern oder zu berichtigen, dem ich das Zeug dazu absprach. Ich freue mich übrigens, in der neuen Auflage von Deinem Buch bei der Ausführung der Literatur öfters eine Beigabe von Kritik entdeckt zu haben, die ich als Orientierung über die Literatur für den minder Urteilsfähigen höchst wertvoll halte.

Daß Du und Deine Frau in Leipzig wiederum die befriedigenden Verhältnisse gefunden habt, die Ihr in München hattet und in Heidelberg vermißtet, wußte ich bereits von anderer Seite, und es freut mich, daß Du dies in so vollem Maße bestätigst. So sehr ich bezweifle, ob Leipzig bei meiner Individualität der richtige Ort für mich gewesen wäre, so sehr begreife ich, daß er es für die meisten anderen sein kann. Wohl uns beiden, daß weder mir die Reue gekommen ist, den Ruf nach Leipzig auszuschlagen, noch Dir die, ihn angenommen zu haben. Wenn ich etwas in meinem Leben

bedauere, so ist es das, den Ruf nach Heidelberg nicht früher erhalten zu haben. Und vielleicht mag es doch zu meinem wahren Besten gedient haben. Ich würde unendlich viel mehr dem Genuß gelebt haben als hier, wo dies nahezu eine Unmöglichkeit ist. Mein größtes Glück ist mein Haus und Garten und was ersteres in sich birgt. Und gottlob ist alles das, was es umschließt, so zufriedenstellend, daß ich, wenn das Schicksal es mir vergönnte, mir eine Existenz ganz nach meinen Wünschen zu gestalten, nicht wüßte, wie ich sie ändern sollte. Denn das einzige, was mir zum vollen Glück fehlt: meine verstorbene Frau, läßt sich nicht wiederschaffen! Wie glücklich würde sie sein, wenn sie ihre Kinder wiedersehen könnte! Doch die Vergangenheit hat der Gegenwart gegenüber kein Recht mehr, und ich würde undankbar sein, wenn ich nicht das Glück, das mir geworden, anerkennen wollte. Könnte das Schicksal mich selber anders machen, als ich bin, so würde ich darum bitten, daß es mir die Gabe der leichten formellen Gestaltung meiner Gedanken verliehe — der Mangel dieser Eigenschaft erschwert mir oft die Produktion in unglaublichem Maße.

Da bin ich wieder zur literarischen Arbeit zurückgelangt, und ich benutze diese Wendung, um Dir auf die Frage in bezug auf mein Zweckmoment und den „Geist" zu antworten. Im Laufe des Sommers denke ich Dir die erstere Schrift zusenden zu können, dann bin ich den Alb los, der so lange auf mir gelastet und mich abgehalten hat, den „Geist" weiter fortzusetzen, und dann hoffe ich, im Jahr 1877 den folgenden Band desselben zu liefern.

Soeben stürmen meine Kinder ins Zimmer und verlangen, daß ich mich Ihnen widme, und das Verlangen ist nicht unbillig, da es inzwischen 9 Uhr geworden ist. Darum einen raschen Schluß! Er besteht in den besten Grüßen und Neujahrswünschen an alle die Deinigen (das Pätchen insbe-

sondere). In Deinem nächsten Briefe berichte mir einmal über Deine Kinder. Hoffentlich sehen wir uns im nächsten Jahre. Vielleicht fügt es sich für uns beide so, daß Ihr uns um Pfingsten den Nachbarbesuch machen könnt. Doch davon ein anderes Mal.

In alter Freundschaft

Dein

R. v. Jhering.

100.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Göttingen, 28. Mai 1876.

Hochverehrte Frau und Freundin!

Noch nie ist mir so schwül gewesen, indem ich mich hinsetze, um an Sie zu schreiben, als diesmal! Es ist mir zumute wie demjenigen, der um ein Brot gebeten wird und einen Stein gibt — nur mit dem allerdings nicht unwichtigen Unterschied, daß ich den Stein nicht freiwillig gebe. Aber trotzdem schäme ich mich — nicht meinetwegen, aber des Standes wegen, dem ich angehöre. Meine hochverehrte Frau! Laubes Geburtstagsfeier, und selbst, wenn es seine 100jährige wäre, und ein Göttinger Professor — — unvereinbare Gegensätze! Zu meiner Schande muß ich Ihnen gestehen, daß ich bei meinem Versuch, für Ihre Idee zu wirken, selbst in den mir näherstehenden Kreisen auf eine solche Lauheit und Gleichgültigkeit gestoßen bin, daß der Gedanke, weitere Kreise für Ihre Idee zu interessieren, mir vorkam wie der einer Nordpolexpedition, — lauter Eisblöcke, oder richtiger nicht Blöcke: ganze Eisberge! Urteilen Sie nicht zu hart über meine Kollegen. Die meisten von ihnen haben seit Jahren

von einem Theater kaum etwas gehört, geschweige gesehen, und wer wüßte hier etwas von Laubes Verdiensten um das Hofburgtheater! Wem hier von uns einmal der Gedanke an eine gute Bühne kommt, den erfüllt derselbe nur mit dem Schmerz, daß dies ein Gegenstand ist ohne alle und jede Beziehung für ihn. Sie könnten ebensogut hoffen, die Mimen für den codex Sinaiticus oder argenteus von Upsala zu erwärmen, als meine Göttinger Kollegen für irgendetwas mit dem Theater Zusammenhängendes. Professoren sind überhaupt eine ganz besondere Sorte von Menschen — und nun gar ein Göttinger! Sie wissen nicht, was das heißt, und wie schwer es mir wird, es ebenfalls zu sein, ich falle gewiß noch oft genug aus der Rolle! Neulich habe ich wieder einmal die Erfahrung gemacht, was es heißt, meine Kollegen für irgendetwas gewinnen zu sollen. Man hatte sich von Jever, dem Geburtsort des Historikers Schlosser, an mich, der ich ein halber Landsmann von ihm bin, gewandt mit der Bitte, hier Beiträge für ein ihm zu errichtendes Monument zusammenzubringen. Schlosser war Professor, Gelehrter, eine kerndeutsche, charaktervolle Natur, dem man schon seinen Tribut hätte zollen können! Und wieviel Beiträge habe ich erhalten? Drei! Darunter aber nicht den von unserem Historiker! Viele von meinen Kollegen haben kaum mehr Einnahme als die knapp zum bescheidensten Leben ausreichende — sind doch einige nicht imstande, Umgang zu haben.

Nun ist es heraus, meine hochverehrte Frau, nun wissen Sie, wie es hier mit uns bestellt ist, daß ich für Ihren Plan leider weder Verständnis noch Interesse vorfinde und Ihnen daher nur raten kann, von unserem Musen- (!) sitz ganz zu abstrahieren. Unsere hiesigen Musen sind in Schweinsleder gebunden, höchstens die Musen*söhne* haben einen Einband wie die Leute anderwärts. — Da ich nun einmal bei meinem Göttingen bin, so will ich Ihnen nur

gestehen: Sie haben recht prophezeit, wenn Sie mir ankündigten, daß ich mich hier recht gründlich langweilen würde. Ich habe dies damals bestritten, aber — — aber — — Sie haben richtiger in die Zukunft geblickt als ich selber. In einer Art selbstmörderischer Pflichtstimmung habe ich mir gesagt: Wenn du nach Berlin, Leipzig, Heidelberg gehst, so ist es mit dem Ernst des wissenschaftlichen Lebens vorbei, opfere daher deine Annehmlichkeit der Pflicht, der Wissenschaft. Ich habe es getan, und es ist mir damals nicht so sehr schwer geworden — — aber ich weiß nicht, ich weiß nicht: wenn die Aufforderung noch einmal an mich gelangte, nach Heidelberg zu kommen, trotz Pflicht und Wissenschaft ginge ich hin. Von dem Übermaß der Langeweile bin ich gerade in dieser Zeit so erschöpft und bewußt erschöpft, daß ich die Pfingstferien, die ich sonst für meine Arbeit sehr nötig hätte, opfere, um einmal wieder andere Luft zu atmen. Ich reise am Sonnabend vor Pfingsten nach Heidelberg — meinem Eldorado, von dem nur ein schändliches Verhängnis zu einer Zeit, wo ich einen Ruf dorthin angenommen hätte, mich ferngehalten hat, um mir — zum Hohn! — den Ruf zukommen zu lassen, als es zu spät war. Am ersten Pfingsttage hoffe ich, auf dem Heidelberger Schloß zu frühstücken — ein Genuß in meinen Augen, der sämtliche Genüsse Göttingens während eines halben Jahres aufwiegt. In den folgenden Tagen gehe ich nach Baden-Baden und in den Schwarzwald, und Sonntag nach Pfingsten kehre ich in mein ledern-langweiliges Göttingen zurück, wo das einzige, was mir das Leben lieb macht, mein Haus ist und das, was es mir bietet. Ich befinde mich augenblicklich in einer Reisestimmung, daß ich kaum die Herbstferien abwarten kann, wo ich mit den Meinigen nach der Schweiz zu reisen gedenke. Nach Wien werde ich diesmal nicht kommen, aber ich hoffe ganz bestimmt: in den nächsten Osterferien. Vorher muß

allerdings mein „Zweck im Recht" fertig sein. Ein anderer hätte das längst fertiggebracht, es ist nicht zu glauben, wie langsam und schneckenartig ich mich aus der Stelle bewege, aber nächste Ostern hoffe ich erlöst zu sein, und dann werde ich mich glänzend belohnen! Der glänzende Lohn soll in einer Reise nach Italien bestehen und in einem Zwischenaufenthalt in Wien. Ich habe Ihnen das letztemal geschrieben: ich lebte auf dem Monde. Das war verkehrt, ich habe mich inzwischen überzeugt, daß ich in der Hölle oder richtiger im Fegefeuer gelebt habe. Wenn ich statt Hölle, was mir zuerst in die Feder kam, Fegefeuer sage, so mögen Sie daraus entnehmen, daß ich nicht ohne Nutzen unter Katholiken gelebt und den vorübergehenden Charakter des Fegefeuers von dem dauernden der Hölle zu unterscheiden gelernt habe. In Wirklichkeit aber habe ich bei meiner Arbeit Qualen ausgestanden und stehe sie noch ferner aus, wie man sie sowohl in dem Fegefeuer, als auch in der Hölle nicht besser verlangen kann — selbst für einen Ketzer! Wenn Dante noch lebte und mich der Ehre seiner Unterhaltung würdigte, so würde ich ihm als eine der unerträglichsten Höllenstrafen diejenige nennen: die dunkle Vorstellung dessen, was man schreiben will, vor Augen haben, und die richtigen Konturen und Farben nicht treffen können. Eine folternde Pein! Literarische Tantalusqualen! Man hat wie Tantalus den Gedankenapfel vor sich, wird ganz unruhig und nervös, indem man sich seiner zu bemächtigen sucht — — und wenn man ihn dann zu haben glaubt, so ist es nichts damit! Wohl dem Menschen, der nicht weiß, wie er eigentlich schreiben müßte, der darauflosschreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, in seiner Unbefangenheit quält ihn keine Kritik — beneidenswerter Mann, der Gedanken hat und mit den Gedanken zugleich die Form. Aber verflucht der Arme, welcher weiß, welches Gewand den Gedanken, die ihm kom-

men, gebührt, aber es nicht finden kann unter den vielen, die er heranschleppt — der vor aller Kritik nicht recht zur Produktion gelangen kann. Das ist mein Los in dem letzten halben Jahr gewesen. Ich habe nach meinem Dafürhalten ein reiches, reiches Thema getroffen, wo ich nur bohre, fließen Quellen gesunden Wassers heraus, für mich selbst erquickend und labend, aber das Schöpfen derselben macht mir unsägliche Qual. Ich glaube, daß das meiste von dem, was ich bisher fertiggebracht habe, mir ganz gut gelungen ist — Dank sei es dem unverdrossenen Ändern und Feilen — aber niemand, der später das Buch liest, wird eine Ahnung davon haben, wie schwer es gearbeitet worden ist. — Meine Schriftstellernot — das einzige Thema meiner Gedanken seit geraumer Zeit — bringt mich auf die Artikel über den Goethe-Humboldt-Briefwechsel, welche Sie so liebenswürdig waren mir zuzusenden. Es enthält im Grunde eine Beleidigung, aber es ist eine durch die Sitte zum Kompliment gestempelte, wenn man sagt, daß eine Dame einen Stil schreibt wie ein Mann. Aber ich weiß mein Urteil über Ihre Artikel nicht anders zu fassen. Sie sind mit einer Sicherheit und vollendeten Herrschaft über die Sprache geschrieben, wie sie nur dem vieljährigen Schriftsteller zuteil wird, und jeder, der ein Urteil hat, und dem man Ihre Artikel zu lesen gibt, wird sagen: Die Dame muß schon vorher sehr viel geschrieben haben, alles verkündet die Reife des erfahrenen Stilisten. Wie wenige meiner hochgelehrten Herren Kollegen wären imstande, einen solchen Bericht zu schreiben! Bei diesen Vergleichen muß ich immer zu meiner Beschämung eingestehen, daß zwischen einem Gelehrten und einem Schriftsteller im Sinne der Literatur ein ganz enormer Unterschied ist. Sie erwähnen in ihrem Briefe auch die Frauenfrage. Richtig aufgefaßt, von dem ungesunden Beiwerk entkleidet, mit dem Unverstand, Eitelkeit und was sonst noch sie entstellt und dadurch in den

Augen der Masse in Mißkredit gebracht haben, also richtig erfaßt, ist diese Frage gewiß eine von denen, die auf der Tagesordnung der sozialen Gestaltung des nächsten Jahrtausends stehen. Arbeiterfrage, Frauenfrage und noch einige andere werden viele von denen, mit denen die letzten Jahrhunderte sich abgemüht haben, in den Hintergrund drängen. Das Recht wird bei der Frauenfrage zunächst gar wenig zu tun haben, es handelt sich um eine Umgestaltung der faktischen Verhältnisse, für welche eine Änderung des Rechts zunächst gar nicht nötig ist. Wie diese Umgestaltung dermaleinst auf das Recht zurückwirken wird, das vermag niemand jetzt auch nur von ferne zu ahnen — — aber ich glaube: wenn ich nach 1000—2000 Jahren auf die Erde zurückkäme, ich würde auch das Recht so wesentlich umgestaltet finden, daß ich es kaum mehr verstehen würde.

Doch zu meinem großen Bedauern muß ich abbrechen. Wir haben heute mittag (4 Uhr) Gäste bei uns, und mein Uhrzeiger weist schon nahe auf 3/4 4. Darum verstatten Sie mir einen raschen Schluß. Ich weiß ihn nicht besser zu machen als mit den ergebensten Grüßen von mir und all den Meinigen an Sie und Ihr ganzes Haus und mit der Bitte um die Erhaltung Ihres Wohlwollens.

Mit bekannter Verehrung

Ihr ganz ergebenster

R. v. Jhering.

101.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Göttingen, Anfang 1877.

Hochverehrte Frau und Freundin!

In später Abend- oder Nachtstunde — denn Mitternacht ist nahe — nehme ich noch die Feder zur Hand, um mich im Verkehr mit Ihnen zu erfrischen und von einer bitterbösen Stimmung zu befreien, der ich in den letzten Stunden Ausdruck gegeben habe. Ich habe nämlich soeben einen Brief an unseren Referenten im Ministerium beendet, in dem ich meinem Gefühl des Unmuts über die verletzende Art, wie man mich bei der letzten Ordensausstreuung zu ehren geglaubt hat, den unverhülltesten Ausdruck gegeben habe. Sie glauben nicht, wie mich die Sache erregt hat, seit Jahren ist mir kaum etwas widerfahren, das mich so tief gekränkt hat. Ich glaube mir das Zeugnis ausstellen zu können, daß ich nie nach äußeren Ehren gestrebt habe — nicht, als ob ich nicht ehrgeizig wäre, — ich bin es im höchsten Grade — aber mein Ehrgeiz ist zugleich mit Stolz verbunden, und niemals im Leben habe ich äußere Anerkennung provoziert — dazu habe ich mich zu gut gehalten. Und nun gibt man mir hier einen Orden zugleich mit Geh. Rechnungsräten, Kanzlisten, Proviantmeistern, Rentiers, und damit glaubt man mich zu e h r e n! Und das tut man mir, nachdem ich die verlockendsten Rufe nach Leipzig und Heidelberg abgelehnt habe, nachdem die Zahl der juristischen Studierenden seit meiner Anwesenheit sich um das Doppelte vermehrt hat! Hätte man mir nie einen Orden erteilt, ich würde mich gewundert haben, weil einmal ja der Orden der Ausdruck des Wertes ist, den man auf die Leistungen eines Staatsdieners legt, aber es hätte mich nicht gekränkt, weil ich mir gottlob meines eigenen Wertes genug

bewußt bin. Aber meinen Wert so gering angeschlagen zu sehen, daß er mit dem eines Subalternbeamten auf gleiche Linie gestellt wird, das habe ich weder erwartet noch verdient. Die Genugtuung, die ich mir verschafft habe, besteht darin, daß ich meinem Gefühl der Kränkung offenen Ausdruck verliehen und zugleich die Bitte gestellt habe, mich lebenslänglich nicht weiter auszuzeichnen, ich fühle mich Manns genug, mich selber auszuzeichnen. Was ich an Gift habe hineinbringen können, das habe ich getan — mögen die Herren in Berlin sich für kommende Fälle eine Lehre daraus entnehmen, ich meine nicht für mich, sondern für andere. — Es ist auch ein Kampf ums Recht, den ich da gekämpft habe — nicht um das Recht, das in Gesetzen aufgezeichnet ist, sondern um das, welches jeder in seiner Brust trägt, das Recht der Persönlichkeit, die eine Mißachtung, die ihr erwiesen ist, energisch zurückweist. Wenn das Ministerium, wie man es von dem bürokratischen Geist erwarten kann, mir meine Äußerung verweist, so werde ich meinen Abschied nehmen, unbekümmert darum, was aus mir wird — ich werde meine Ehre zu behaupten wissen! Entschuldigen Sie, hochverehrte Frau, daß ich noch ganz unter dem Eindruck, den die letzten Stunden in mir hervorgerufen haben, Sie mit solchen Dingen behellige, es ist der Übergang, um von diesem Eindruck zu angenehmeren Empfindungen zu gelangen — ich habe erst mein Herz erleichtern müssen. Aber wenn ich der Aussicht gedenke, daß ich Sie und mein liebes Wien, wo man mir nie etwas zuleide getan hat, wiedersehen werde — schon in 14 Tagen — dann ist der Sturm im Herzen beschwichtigt, und ich atme leichter auf! O! Sie Österreicherin! Es ist mir schwer, Ihnen die Genugtuung zu gewähren, daß das Stück meines Lebens, welches in Österreich spielt, für mich persönlich ungleich befriedigender gewesen ist als das, welches ich dem „Staat der Intelligenz" gewidmet habe. Dort hat man mich geschätzt

und geehrt weit über Gebühr, und hier stellt man mich, nachdem ich die größten Opfer gebracht habe, in eine Linie mit titulierten Schreibern. Aber um so mehr freue ich mich, daß ich zurückkehren kann zu Ihnen und all den Leuten, die mir ihr Wohlwollen erhalten haben, obgleich ich ihnen den Rücken gekehrt habe. Als ich Ihnen neulich meinen bevorstehenden Besuch in Wien meldete, war ich in großer Aufregung, — die Freude war es, die mir die ruhige Besinnung raubte — sonst wäre ich auf Ihren letzten Brief eingegangen und hätte Ihnen besonders für die reizende Photographie Ihrer Tochter gedankt — verzeihen Sie es mir! Ich freue mich sehr, das Original der Photographie wiederzusehen, und gratuliere der Mutter dazu. Sie erwähnen, daß Ihre Wohnung Ihnen nicht verstattet, mir gastliche Aufnahme zu gewähren. Aber, meine verehrte Frau, vergessen Sie denn, daß ich selber in Wien gelebt habe?! Wer hat denn in Wien ein Fremdenzimmer? Der Kaiser vielleicht! Und wenn jemand ein Fremdenzimmer für mich hätte, so würde ich es vorziehen, im Gasthof zu logieren, um unabhängig zu sein — das Fremdenzimmer ist eine bloße Geldfrage. Aber bei Ihnen sein werde ich stets — mittags, abends, wenn Sie wollen. Nur um eines bitte ich: Lassen Sie mir den Genuß Ihrer Gesellschaft möglichst unverkürzt, laden Sie mir keine Gäste ein, verstatten Sie es mir, in Ihrer Familie, ganz mit Ihnen und den Ihrigen allein zu sein. Wenn Sie wüßten, wie matt und abgespannt ich bin, so würden Sie schon aus diesem Grunde allein mich nicht der sogenannten Gesellschaft exponieren — ich bin nur noch der Schatten von mir selbst, und nur die Freundschaft der Frau von Littrow ist mir Bürge, daß selbst der Schatten freundliche Aufnahme findet. Ihr ergebenster

R. v. Ihering.

102.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 1877.

Mein lieber Bülow!

Ich schreibe Dir diesmal in flüchtiger Hast, auf Anregung von Harrasowsky in Wien. Ich versprach ihm in Wien, daß ich Dich ersuchen wolle, über seine beiden prozessualischen Schriften Bericht zu erstatten, und erhalte jetzt einen Brief, der mich an mein Versprechen erinnert — sehr wohl getan, da ich es sonst vergessen haben würde. Also lasse Dir das Anliegen des Mannes empfohlen sein, und lasse ihm, der neben seinen praktischen Berufsgeschäften noch der Wissenschaft zu dienen bestrebt ist, ein freundliches Wort dafür zukommen; wie mir scheint, hat er wohl eine Anerkennung verdient, da er jedenfalls ein Material zusammengetragen hat, wie man es sonst nirgends findet, und das an Mittermaier — Gott hab' ihn selig! — erinnert.

Seit zwei Wochen bin ich von Italien zurückgekehrt, mit den herrlichsten Eindrücken und, wie mir scheint, geistig ebenso erfrischt wie körperlich. Ich habe bereits wieder versucht, an meinem Buch zu arbeiten, und es geht, während es im Anfang des Jahres geradezu unmöglich war.

Meine Reise führte mich über Leipzig, wo ich zwei außerordentlich genußreiche Tage mit Stobbe, Windscheid, Binding, Wach verbrachte und endlich auch Frau Wach kennen lernte, während Frau Binding leider in Frankfurt war. Auch den alten Wächter traf ich noch in den Gesellschaften, die man mir gab — wunderbarer Mensch. Windscheid war ungleich heiterer als in Heidelberg — mit letzterem hat es doch etwas auf sich!

Dann fünf Tage in Wien, bis meine Frau, die wegen der Konfirmation meines Rudi hier hatte bleiben müssen, mir mit Helene dorthin nachkam, erstere, um mit mir nach Italien zu gehen, letztere, um dortzubleiben. Am letzten Tage die in allen Zeitungen mitgeteilte Pfändungsszene. Ein reizendes Stück aus meinem Leben, ein Seitenstück zum Besuch beim schwedischen Grafen — ich kann nicht auf Reisen gehen, ohne daß mir etwas Interessantes passiert! — Nur der Ausgang war ein anderer, als er in der Zeitung berichtet steht. Ihering zahlte nicht! Es handelte sich dabei nicht um eine Kleinigkeit, sondern um eine sehr große Summe. Die österreichische Regierung hatte von mir neben einem Rückstande der Einkommensteuer, den sie berechtigt war zu fordern, auch Einkommensteuer für das Jahr, das ich in Göttingen zugebracht hatte, verlangt, ich hatte mich natürlich geweigert und auf den Rechtsweg verwiesen, worauf die Verfolgung der Forderung von seiten des Ministeriums aufgegeben war. Davon war aber der Magistrat nicht in Kenntnis gesetzt, und als ich nun in Wien war, glaubte er die Gelegenheit bekommen zu haben, die Forderung zu realisieren. Es bedurfte nur meiner Anzeige beim Ministerium, um die Sache zu erledigen. Das ist der wahre Sachverhalt, aber der in Zeitungen berichtete machte sich besser, und ich habe keine Lust, ihn zu berichtigen. Ich erfuhr die Sache erst bei meiner Zurückkunft in Salzburg durch Jean Bekker.

Von Wien nach Venedig, Florenz, Rom, Neapel. Dort eine himmlische Zeit verlebt! Von diesem Standquartier aus Touren nach Capri, Sorrent, Salerno, Amalfi. Dann über Rom, Pisa, Genua, Mailand, Verona und den Brenner zurück. In Nürnberg einen Ruhetag, wo ich mit Hermann, der jetzt Privatdozent in Erlangen ist, zusammentraf. Meine Vorlesungen habe ich erst am 2. Mai begonnen. Besuch, wie

gewöhnlich; ich scheine mein Maß erreicht zu haben und füge mich ins Unvermeidliche.

Ich habe meine Arbeit am Buch wieder aufgenommen und hoffe den Sommer demselben ungestört widmen zu können.

Bei Euch wird es sehr lebhaft sein, von hier sind viele Juristen hingegangen, Dein Name zieht — mehr als alle anderen zusammen! Jedesmal, wenn ich dies höre, freue ich mich darüber.

Die herzlichsten Grüße an Deine Frau

Dein

R. v. Jhering.

103.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Interlaken, 28. August 1877.

Hochverehrte Frau und Freundin!

Welch reizende Überraschung haben Sie mir durch Ihren an guten Botschaften so reichen Brief, den ich soeben hier in Interlaken erhielt, gewährt. Er trifft mich in beneidenswertester Lage: Die Jungfrau mit ihren majestätischen Gefährten und dem unendlich lieblichen Vordergrund vor mir, so nahe, so klar, als wollten sie mir ins Zimmer hinein, und dabei der Himmel so blau und wonnig und lachend, wie er sich sonst nur über Italien wölbt. Mit Ihrem Brief zugleich kam ein Brief meiner Frau, der mir die Gewißheit bringt, daß Sorgen, die ich mir wegen ihres Zustandes gemacht hatte, wieder gehoben sind. Und um das Maß der Freude voll zu machen, bringt Ihr Brief nur die besten Nachrichten — jede gleich wertvoll genug, um dazu zu gratulieren. Hätte

er schlechte Nachrichten gebracht, ich hätte nicht sofort die Feder zur Hand genommen, um Ihnen zu schreiben, ich hätte in meiner wonnigen Stimmung mich nicht dazu überwinden können, aber die Nachrichten, die er bringt, und meine gegenwärtige Stimmung sind so im Einklang, daß ich letztere selber nur erhöhe, indem ich in Gedanken mich an Ihre Seite versetze und Ihnen die frohe Teilnahme ausdrücke, mit der ich Ihre Botschaft vernommen habe. Wohl uns beiden, daß sich die Wolken, die vor Monaten am Horizont unseres Glückes aufgezogen waren, wieder so bald zerstreut haben! Wie ganz anders sieht sich der Himmel über uns an, wenn der inwendige unumwölkt ist. Wenn ich bedenke, wie drückend und schwer des Gewölk über mir hing im Anfang des Jahres, wo mir alle Zuversicht und alle Lebensfreudigkeit abhanden gekommen war, so frage ich mich staunend: ob ich derselbe Mensch bin — so verändert komme ich mir vor — es scheinen mir zwei verschiedene Menschen zu sein, die das Damals und das Jetzt erlebt haben! Ich möchte ein Loblied singen auf die Elastizität im Menschen — — jedenfalls auf die Glücklichen, die, wie ich, eine tüchtige Portion davon abbekommen haben.

Ich schäme mich, daß Sie es für nötig gehalten haben, nochmals auf die Aale zurückzukommen, meines Wissens hatten Sie diesem etwas prosaischen, fettriefenden Beweis meiner Erinnerung an Sie schon mehr als nötig Ehre widerfahren lassen. Gerade die Sauce, deren Sie gedenken, ist das Meisterstück der Kochkunst. Ein richtiger französischer Koch soll sogar einen ledernen Handschuh so zu präparieren verstehen, daß er ein Leckerbissen wird, und wie ich mir habe sagen lassen, soll ein französischer Kochtheoretiker als Motto zu seiner Theorie der Saucen den Satz gewählt haben: »avec une telle sauce on mangerait son père!« In dieser Beziehung — ich meine natürlich nicht bloß die Sauce, die in der Küche

bereitet wird — haben wir von den Franzosen noch viel zu lernen, insbesondere wir Gelehrten — — was wir servieren, ist häufig nichts anderes als der bloße lederne Handschuh! Daß ich in Ihren Augen nicht ganz zu der Kategorie der gelehrten Lederfabrikanten gehöre, entnehme ich aus der Bezeichnung „flatterhafter Vertreter des römischen Rechts". Hätte ich nur noch mehr davon! Leider steckt in dem Flattern gar zu viel Blei. Warum bin ich nicht dreißig Jahre jünger und dann in Wien! Dann wäre ich wohl so leicht nicht fortgegangen! Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gestehen darf, bei welcher literarischen Kontrebande mich Ihr Brief angetroffen hat: beim zweiten Band von E. Kuhs Lebensbeschreibung von Hebbel! Wie werden Sie die Stirn runzeln, wenn ich Ihnen gestehe, daß mich das Buch ganz gewaltig gefesselt hat — oder gefesselt ist zu wenig gesagt: ergriffen, erschüttert hat. Ich komme aus der Stimmung des tiefsten Mitleids nicht heraus, es ist eine literarische Krankheitsgeschichte der ergreifendsten Art. Es hätte meine eigene Geschichte sein können — wenn mich ein gütiges Geschick nicht in glücklichere Verhältnisse gesetzt, und wenn meine Kraft der von Hebbel gleich gewesen wäre. Ich wäre ein ebenso unleidlicher Mensch wie er geworden, nur nicht so gewaltig. Das Gefühl der Überlegenheit des Mannes über mich, das ich bei meinen persönlichen Beziehungen mit ihm gehabt habe, habe ich auch jetzt noch, wo ich ihn wie auf dem Präpariertisch vor mir ausgebreitet sehe, behalten. Was hätte aus dem Manne werden können, wenn ein glückliches Geschick ihn an anderer Stelle in die Welt gesetzt hätte! Den Fluch seiner Geburt hat er sein ganzes Leben lang mitgeschleppt.

Moltkes Briefe kenne ich noch nicht, werde sie mir aber auf Ihre Empfehlung kommen lassen. Haben Sie wohl Notiz genommen von der Lebensbeschreibung Vossens von Herbst? Vortrefflich geschrieben, ein Musterbuch deutscher

Stilistik. Der knorrige Voß wird Ihnen nicht gefallen — aber für mich hat er das Interesse, daß ich ein Stück des rauhen, niedersächsischen Typus in ihm wiedererkenne, der in mir selber lebt. Voß, Hebbel, der Historiker Schlosser (dessen kürzlich erschienene Lebensbeschreibung minder empfehlenswert ist), Niebuhr, das sind Gestalten, wie sie in unseren unwirtlichen Gegenden an der Nord- und Ostsee zutage treten, und mit denen ich selber leider die Verwandtschaft nicht ablehnen kann. — Auf österreichischer Erde ist nie eine solche wilde Reckennatur entstanden, und Ihr Vaterland hat dies nicht zu bedauern! Ich weiß was es heißt, einen solchen ungeschlachten Gesellen lebenslänglich mit sich herumzutragen! Darum gehe ich auch nicht nach Wien, auch nicht nach Berlin. Ein solcher Kerl muß, wie der Westphale, auf seinem einsamen Fleck sitzen — höchstens darf er einmal Ausflüge nach Interlaken, Italien, Wien machen!

Mit herzlichem Gruß

Ihr norddeutscher Recke und Freund

R. v. Jhering.

104.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 2. November 1877.

Mein lieber Bülow!

Dein Brief, dem ich schon längst entgegengesehen hatte, hat mich in eine große Gemütsaufregung versetzt — nicht, weil er mir ankündigt, daß die Entscheidung bevorsteht — darauf war ich ja längst gefaßt — sondern wegen der Mitteilungen über die laue Art, wie auch diesmal das Interesse

der Georgia Augusta vertreten wird. Von unserer und des Kurators Seite ist nichts unterlassen, um die Dringlichkeit Deiner Berufung aufs äußerste zu betonen, aber was hilft das alles? G. hat offenbar kein Herz für uns. Wir sowohl in unserem Fakultätsbericht, als Warnstädt in seinem Kuratorialbericht haben bemerkt, daß man Dir nicht unter 3000 Re. bieten dürfe, und ich glaube auch, daß der Minister in keiner Weise abgeneigt ist, Dir diese Summe zu gewähren, aber Freund G. versucht es erst einmal, ob er Dich nicht billiger bekommen kann. — Vielleicht hat auch die Erwägung mitgewirkt, daß er Dir mittelst eines festen Angebots nicht die Möglichkeit verschaffen will, Deine Stellung in Tübingen zu verbessern.

Jedenfalls aber halte ich es für zweifellos, daß Dir, wenn Du selber die Forderung von 3000 Re. stellst, diese ohne Anstand gewährt werden wird, oder daß, wenn Du Dich bereit erklärst, bei angemessenem Gehalt den Ruf anzunehmen, Dir dieses Gehalt geboten werden wird. Meiner Ansicht nach solltest Du antworten: wenn man Dich wünsche, möge man Dir auch die Bedingungen offerieren, Du habest Deinerseits nicht nötig, Dich einer abschlägigen Antwort auszusetzen, bei Berufungen sei es hergebracht, daß der Berufende die Proposition des Gehalts mache, nicht der zu Berufende, und Du fändest keinen Grund, davon abzugehen.

Außer Dir soll noch ein Romanist berufen werden, und die Absicht der Fakultät geht dahin, daß Du bei dessen Berufung mit Deinen Wünschen gehört werden sollst. Bis jetzt ist die geneigteste Stimmung für Hartmann in Freiburg. Die Berufung des dritten Romanisten soll Dir für das römische Recht eine Erleichterung gewähren, so daß Du das Maß Deiner Lehrtätigkeit in demselben selber wirst bestimmen können. Wir legen bei Dir den Hauptakzent auf den Prozeß und die

Prozeßpraktika, für die Du hier einen Boden vorfinden wirst, wie an keiner Universität; ich meine, daß Hartmann bis an 50 Zuhörer in demselben gehabt hat, von denen jeder 40 Mark zahlte, also 2000 Mark. Im Prozeß kannst Du auf ein größeres Auditorium rechnen, die Bestimmung des Honorars hängt von Dir ab, ich meinerseits rechne 4 Mark für die Stunde.

Daß Du in Göttingen weniger einnehmen solltest als in Tübingen, halte ich für ganz unmöglich, wahrscheinlich wirst Du Dich erheblich verbessern, denn es kann nicht ausbleiben, daß Deine Berufung unsere Frequenz noch steigern wird.

Es ist eine ernste, schwere Frage, mein lieber Freund die Du jetzt zu lösen hast. Was für Tübingen spricht, liegt so sehr auf der Hand, daß ich kein Wort darüber hinzuzufügen brauche. Aber Du mußt mir noch einmal verstatten, den meiner Ansicht nach entscheidenden Grund, der für Göttingen spricht, Dir vor die Seele zu führen, das ist der: in Göttingen wird mehr aus Dir als in Tübingen. Deine dortige Stellung, so außerordentlich behaglich sie sein mag, hindert Dich, das aus Dir zu machen, was Du kannst und sollst. Du wirst das nicht zugeben, aber ich lasse es mir nicht ausreden. Ich meinerseits habe verschiedentlich im Leben die Behaglichkeit und Annehmlichkeit meiner Stellung zum Opfer gebracht, um eine minder behagliche dafür einzutauschen, aber eine solche, die meiner Ansicht nach meinem wissenschaftlichen Menschen vorteilhafter war. So in Kiel, als ich den Ruf nach Gießen erhielt. In Kiel steckte ich ganz im Kreise der Verwandten meiner Frau, hatte ein höchst behagliches Leben, aber ich fühlte: die Behaglichkeit beeinträchtigt die Wissenschaft; darum zerriß ich die Bande, die mich an Kiel fesselten, und ging in das langweilige Gießen. Dasselbe habe ich getan, als ich in Wien den Ruf nach Göttingen erhielt — ich habe in der einen Richtung unendlich viel verloren, aber in

wissenschaftlicher Beziehung gewonnen. Und die Rücksicht auf die Wissenschaft ist es schließlich gewesen, die mich an Göttingen gekettet hat — die Stille, Ruhe, Langeweile von Göttingen war bei meiner Persönlichkeit meiner wissenschaftlichen Entwicklung förderlicher als das unruhige Leben von Berlin oder Leipzig oder das Genußleben in Heidelberg. Bleibst Du in Tübingen, so lebst Du behaglicher als in Göttingen; kommst Du zu uns, so wirst Du der Welt das, was Du ihr werden kannst und sollst. An meiner Seite mußt Du unser erster Prozessualist werden; dafür überlasse mir die Sorge, ich werde Dir ebensowenig Ruhe lassen, wie ich sie mir selber gönne! Du bist jetzt in dem Alter, wo es Zeit wird, die Früchte jahrelangen Denkens zu sammeln und der Welt vorzulegen, und gerade dafür würde eine Ortsveränderung Dir sehr heilsam sein. Ein neues äußeres Leben — ein neues inneres Leben! Ich habe das oft an mir erprobt. Mir hat jede Ortsveränderung einen neuen Ruck gegeben, und hätte ich nicht mein jetziges Leben auf Schriftstellerei gestellt, ich wäre überzeugt, daß auch jetzt noch eine Berufung nach Berlin, Leipzig, Heidelberg mir als Dozenten einen neuen Sporn geben würde. Aber mein Hauptberuf ist jetzt die Schriftstellerei, und für keinen Preis der Welt würde ich ihn verleugnen. In einigen Monaten wirst Du eine Frucht davon in Händen haben — und ich hoffe, Ende des nächsten Jahres eine weitere zu geben.

Das ist meine Ansicht von der Sache, und Franklin war ganz derselben Meinung; er meinte, daß Du den Ruf nicht ablehnen dürfest, so schwer er auch den Verlust anschlug, den Tübingen erleiden würde. Es gibt Lagen im Leben, wo man seinem bessern Ich schwere Opfer bringen muß, um im Alter sich keine Vorwürfe zu machen. Also nochmals, mein lieber, teurer Freund, besinne Dich, bevor Du bei diesem ernsten Wendepunkt Deines Lebens Dich durch Rücksichten leiten läßt,

denen Du später vielleicht nicht mehr dasselbe Gewicht einräumen wirst wie jetzt. Frau Sophie möge Dein Schutzgeist sein!

Dein R. v. Jhering.

105.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 21. November 1877.

Mein lieber Bülow!

Dein vorletzter Brief hat mich um eine meiner schönsten Hoffnungen ärmer gemacht. — Aber ich kann Dir darum nicht gram sein, Du hast gehandelt, wie Du nicht anders konntest. Wenn man eine Einladung erhält, aus der man entnimmt, daß der Einladende keinen Wert auf die Annahme legt, so lehnt man sie ab, das ist man sich selber schuldig. Und so war die Aufforderung, welche G. an Dich richtete, beschaffen, er mußte sich selber sagen, daß Du sie nicht annehmen würdest, — sie war also nicht ernstlich gemeint. Wollte man Dich ernstlich, so mußte man Dir einen Gehalt bieten, dessen Höhe vor den Augen der Welt und der württembergischen Regierung gegenüber die Annahme des Rufes rechtfertigte und den hohen Wert zum Ausdruck brachte, den man auf Deine Gewinnung legte.

In welche Aufregung mich Dein Brief versetzt hat, brauche ich Dir kaum zu sagen. Ich habe dabei mehr an Göttingen gedacht als an mich persönlich, so schmerzlich es mir auch war, eine schöne Hoffnung, die ich seit Jahren gehegt hatte, begraben zu müssen. Aber der Gedanke an unsere Fakultät überwog doch, und dieser Gedanke war die tiefste Entrüstung über die unverantwortliche Art und Weise, wie

unser Ministerium das Interesse der Fakultät preisgibt. Du warst der einzige, der uns helfen konnte, das Ministerium wußte dies, wir hatten in dringendster Weise Deine Berufung befürwortet, der Kurator hatte hinzugefügt, daß nur Aussicht sei, Dich zu gewinnen, wenn man Dir mindestens einen Gehalt von 3000 Re. offeriere. Und gleichwohl setzt man denselben auf eine Höhe herab, von der man wissen mußte und wußte, daß sie Deinen gegenwärtigen Gehalt nur um einen so geringen Betrag überstieg, daß Du anständigerweise daraufhin den Ruf gar nicht annehmen konntest. Es ist empörend! Was soll aus unserer armen Universität werden bei einer solchen Stimmung des Ministeriums gegen uns. Und leider haben wir ja nunmehr bereits Beweise genug in Händen, um zu wissen, daß es sich nicht um einen einzelnen Fall mehr handelt, sondern um eine dauernde Stimmung, um die Abgeneigtheit, für unsere Universität Opfer zu bringen, wie die Aufrechterhaltung ihres Glanzes sie nötig macht. Sie soll eben eine Universität zweiten Ranges werden! Was ist bereits alles gegen uns geschehen! Die Berufung von X., der Versuch, mich von Göttingen nach Berlin zu schaffen, der Versuch, Reuter, den man bereits aufgefordert hatte, seine Bedingungen für Göttingen zu stellen, hinterher wieder abzuschrecken — der Versuch, uns Ritschl zu entziehen — der Verlust von Wachsmuth — die Berufung von Schultz in Heidelberg mit einem Gebot von 400 Re. minus unter seinem dortigen Gehalt! Hätte ich das ahnen können, ich wäre sicherlich seinerzeit nach Heidelberg gegangen; aber damals rechnete ich noch auf den guten Willen unserer Regierung, für Göttingen etwas zu tun. Ich betrachte mich jetzt wie auf einem verlorenen Posten und bin gefaßt darauf, bei den verschiedenen Fakultäten für jeden bedeutenden Mann aus der hannoverschen Zeit einen unbedeutenden, der es billig tut, an die Stelle rücken zu sehen.

Was jetzt zu geschehen hat, weiß ich nicht. Ich kenne keinen Prozessualisten, den man mit Anstand vorschlagen könnte. Es ist hier von einem meiner Kollegen auf die Seufferts in Gießen hingewiesen. Ich weiß von ihnen nichts Näheres, aber ich erinnere mich, nichts Vorteilhaftes von ihnen gehört zu haben. Du wirst wahrscheinlich noch besser instruiert sein, und Du würdest mich verpflichten, wenn Du mir mit wenig Worten Dein Urteil — aber möglichst rasch — mitteilen wolltest. Einer von uns denkt daran, von Bar zum zweitenmal vorzuschlagen, weil er jetzt kommen würde. Dann hätten wir, wenn Ziebarth, der augenblicklich in Italien ist, wieder gesund wird, drei Kriminalisten! Für die romanistische Stelle wird jedenfalls Hartmann in erster Linie vorgeschlagen werden. Sollte Regelsberger sich wohl geneigt finden lassen, den Zivilprozeß zu übernehmen? Dann würden wir ihn neben Hartmann in Vorschlag bringen. Wenn Du an die Möglichkeit überhaupt glaubst, so frage einmal bei ihm an; ich meinerseits mag es nicht tun, weil ich nicht den Glauben daran habe. Am liebsten bekümmerte ich mich um gar keine Universitätsangelegenheit mehr.

Für Deine Frau kann ich mich nur freuen, daß Deine Berufungsangelegenheit diese Wendung genommen hat. Sie hätte gewiß Dir kein Hindernis in den Weg gelegt, wenn Du hättest kommen müssen, — aber so ist es doch besser für sie. Grüße sie bestens!

Den Brief, den Du G. geschrieben, versprachst Du mir noch in Abschrift mitzuteilen; vergiß es nicht.

Ich muß sofort in eine Sitzung der Fakultät, in der wir beraten sollen: was jetzt zu machen. Ich wollte, daß ich nicht mitzuwirken hätte!

Dein

R. v. Jhering.

Entschuldige den Ölfleck auf der ersten Seite. Ich hatte schon zu viel geschrieben, als ich ihn bemerkte, um noch einmal von vorn anzufangen — vielleicht hat das Schicksal damit ausdrücken wollen: operam et oleum perdidi!

106.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Göttingen, 21. Juli 1878.

Hochgeehrte Frau und Freundin!

Wollen Sie es mir verstatten, daß ich einmal wieder einige Worte an Sie richte? Es drängt mich dazu, Ihnen zu zeigen, daß meine Gedanken sich mit Ihnen beschäftigen, und hätte nicht in den letzten Monaten eine schwere Arbeitslast auf mir geruht, so würde ich Ihnen schon früher ein Zeichen davon gegeben haben. Wenn aber jeder neue Morgen sein neues Pensum bringt und der Abend damit endet, daß man es nicht fertiggeschafft hat, so will die Stimmung, wie sie zum Briefschreiben erforderlich ist, nicht aufkommen, und statt den Briefen wendet sich die Feder stets wieder der Arbeit zu. Aber den Gedanken hat wenigstens die Gefängnisarbeit, zu der ich verurteilt war, — denn so darf ich sie bezeichnen — nicht zu wehren vermocht, häufig zu Ihnen hinüberzuschweifen. Freilich trafen sie dort nicht mehr das gewohnte Bild aus der Vergangenheit, und nicht mit der früheren Befriedigung kehrten sie von dort zurück — der Eindruck, den sie mit zurücknahmen, war ein recht trüber, schmerzlicher[1]. Ich habe mir zu vergegenwärtigen versucht, wie Sie jetzt leben.

[1] Karl von Littrow, Professor der Astronomie in Wien, seit 1842 Direktor der dortigen Sternwarte, starb am 16. November 1877 in Venedig.

Sie werden die alten, so teuer gewordenen Räume, an die sich für Sie ein halbes Leben — wenn nicht ein ganzes — knüpft, verlassen haben, und diese Trennung und der Umzug in eine neue Wohnung wird alle Wunden von neuem aufgerissen haben. Es ist wunderbar, wieviel sich für den Menschen an die gewohnten Räume knüpft, und mein eigenes Leben, die Verluste, die ich erlitten habe, haben mich in herbster Weise diese Macht des Raumes kosten lassen. Hoffentlich wird das Leben mit Ihren Kindern Ihnen den Übergang in Ihre neue Existenzform etwas erleichtert haben, und gerade in dieser Zeit der schweren Prüfung werden Sie auch den Wert des Haltpunktes erkannt haben, den dem Menschen im Unglück Interessen verleihen, die nicht auf sein eigenes Ich sich beschränken. Wie gerne ich einmal direkte Nachricht von Ihnen erhielte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, aber ich müßte nicht aus eigener Erfahrung wissen, wie schwer man sich in solchen schweren Lagen entschließt, die Feder zur Hand zu nehmen, um Sie darum zu ersuchen. — Bei uns in Deutschland drängen die grauenhaften sozialen Zustände, deren Dasein und wahren Charakter die zwei Attentate auf unseren Kaiser in so grellem Lichte enthüllt haben, fast jedes andere Interesse in den Hintergrund, und man nimmt in seinen Briefen fast Anstand, von seinem kleinen, armseligen Ich zu sprechen. Und doch will ich es tun, denn was sollte ich über jenes Thema Ihnen schreiben, das Sie nicht ebenso wüßten und empfänden wie ich. Nur eine Bemerkung, die nicht persönlicher Art ist, werden Sie mir verstatten, es ist der Ausdruck der Freude und Genugtuung über das Zusammengehen von Preußen und Österreich auf dem Kongreß in Berlin; hoffentlich wird man sich auch in Ihrem Vaterlande davon überzeugt haben, wie ernstlich man in Berlin zu Österreich hält, und wie sehr man bestrebt ist, frühere Sünden wieder gutzumachen.

Seit Monaten habe ich, wie bereits bemerkt, angestrengt gearbeitet und sehe mit großem Verlangen der Aussicht auf eine Erholung in den Ferien entgegen, die ich mir in der Schweiz (Interlaken, Thuner See, Genfer See) zu verschaffen gedenke. Meine Frau und Tochter werden mich begleiten, leider aber dauern meine Vorlesungen bis zum 17. August, so daß ich erst relativ spät zur Reise komme. Von Frau und Tochter soll ich Ihnen die herzlichsten Grüße bestellen, denen ich die meinigen an Ihre Kinder zufüge.

In unveränderter Anhänglichkeit

Ihr ergebenster

R. v. Ihering.

107.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Göttingen, 29. Dezember 1878.

Hochgeehrte Frau und Freundin!

Das alte Jahr eilt zu Ende, und ich will es nicht scheiden lassen, ohne Ihnen den Beweis zu geben, daß ich noch lebe und Ihrer gedenke. Leider geschieht letzteres nicht mehr in der früheren Weise, wo meine Gedanken, wenn sie bei Ihnen geweilt hatten, das Bild einer schönen Zeit zurückbrachten, die es mir vergönnt war mit Ihnen im glücklichen Kreise Ihrer Familie zu verleben; der eine Schlag, der Sie getroffen, hat alles verändert, und wenn ich mich jetzt in diesen fröhlichen Weihnachtstagen im Geist zu Ihnen versetzte, so ist es nur das Gefühl schmerzlicher Teilnahme, das ich mit hinwegnehme, denn gerade in dieser Zeit werden die Lücken, die der Tod gerissen, doppelt fühlbar, der Kontrast zwischen

dem Einst und dem Jetzt doppelt herb. Aber ich müßte Sie schlecht kennen, wenn Sie über dem, was Ihnen genommen, das, was Ihnen geblieben ist, vergessen sollten; die Gelegenheit, anderen Freude zu machen, die Sie so gern benutzen, wird von Ihnen auch in dieser Zeit in reichem Maße benutzt worden sein und sich für Sie selber zu einer Quelle der Freude gestaltet haben. — Das Jahr, das jetzt zu Ende eilt, ist an mir ohne Ungemach und Unglücksfälle vorübergegangen, ich nenne alles mein, was am Anfang mir gehörte, und finde augenblicklich vorübergehend alle die Meinigen mit Ausnahme meines ältesten Sohnes, der diesen Winter wiederum bei der zoologischen Station in Neapel zubringt, um mich versammelt. Mein häusliches Leben ist durch die Entfernung meiner vier Söhne recht still geworden, besonders entbehre ich die Gelegenheit, mit ihnen zu musizieren, die mir früher so manche Stunde versüßt hat, und für die mir unsere hiesige Geselligkeit keinen Ersatz bietet.

Mehr und mehr ziehe ich mich infolgedessen in die Wissenschaft zurück, um früher begonnene Arbeiten fertigzumachen. Aber meine Kraft ist nicht mehr die alte, und es kostet mich viel Mühe, für Gedanken, die ich seit lange in mir gehegt und gepflegt habe, die richtige Form zu finden — die Kritik gewinnt mehr und mehr das Übergewicht über die Produktion. Und doch habe ich leider noch so viel vor mir, das fertig werden muß, und ich frage mich oft bänglich, ob nicht das Unvermögen des Alters eher über mich kommen wird, als ich mein Tagewerk vollbracht habe. Dieses Mißverhältnis meiner Kraft zu der Aufgabe, die ich mir als mein Lebenswerk vorgezeichnet habe, bildet den einzigen Kummer, der mich drückt; im übrigen habe ich über nichts zu klagen. Denn das, was mir hier fehlt, vermisse ich nicht; ich habe vorher gewußt, daß es mir fehlen würde, und quäle mich nicht mit dem Gedanken, ob ich mein Leben nicht



Phot. B. Petri,
Göttingen.

anders hätte gestalten können. In den Sommerferien war ich mit Frau und Tochter in der Schweiz (Interlaken, Chamounix-Montreux) und habe von meiner Reise reiche Anregung und frische Kraft zurückgebracht, von welch letzterer dann aber noch in dem Rest der Ferien ein erkleckliches Stück konsumiert worden ist. In alter Anhänglichkeit

Ihr

ergebenster

R. v. Ihering.

108.

An Karl Binding.

Göttingen, 25. Juni 1879.

Mein lieber Freund!

Um Sie zu sehen, tue ich alles — ich gehe in die Hölle, wenn ich Sie im Himmel nicht treffen kann, geschweige nach Leipzig oder Eisenach. Nächsten Sonntag aber kann ich nicht, Ihr Freund Bar soll bei mir angegessen und angetrunken werden, und da bin ich, wie die Pastorin in der „Stromtid" sagt, der „Nächste" dazu. Den darauffolgenden Sonnabend veranstalte ich eine Landpartie von 50—60 Damen und Studierenden nebst Privatdozenten, und da ich selber der glückliche Wirt bin, so glaube ich mich für unentbehrlich halten zu müssen. Aber Sonnabend, den 12. Juli, stehe ich zu Diensten, und Sie können nur befehlen, wo ich Sie dann treffen soll, nur nicht vormittags, da ich noch zu lesen habe, aber Sonnabend abend und Sonntag morgen werden ja wohl für das, was Sie mir zu sagen haben, genügen. Ich denke, Sie werden mich zu bestimmen suchen,

nach Leipzig einen Ruf anzunehmen, ich bemerke aber im voraus, daß jetzt auch Schmidt zu meinen besten Freunden gehört, so daß ich also mit ihm nicht konkurrieren kann, und da dasselbe auch mit Windscheid der Fall ist, so werde ich nur in den Ferien lesen können! Ich erwarte Ihre Ordres.

Ihr

R. v. Jhering.

109.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 23. April 1879.

Mein lieber Bülow!

Wäre ich nicht in den letzten 14 Tagen recht unwohl gewesen — in einem Maße, daß ich mehrere Tage genötigt gewesen bin, das Bett zu hüten und 1½ Wochen hindurch das Haus — so würde ich Dir schon mein Urteil über Deine Abhandlung mitgeteilt haben. Dieselbe hat die Forderung, die ich stellte, in vollem Umfange befriedigt, Du hast Deine Aufgabe nicht bloß nach der negativen, sondern auch der positiven Seite vollständig gelöst, manches ist so in meinem Geist gedacht und geschrieben, daß ich glauben könnte, es selber geschrieben zu haben, gleichmäßig was den Gedanken selber als die lebhafte Weise anbetrifft, in der Du ihn vorträgst — es scheint, daß Du durch unseren langen Verkehr von mir angesteckt worden bist. In bezug auf Deine Bemerkung wegen der bona fidei possessio will ich Dir bemerken, daß ich schon seit Jahren neben dem Eigentum als Parallelinstitute den Besitz und die bona fidei possessio vortrage, sowie ich auch die Verhältnisse an den res sacrae

religiosae publicae im Sachenrecht vortrage. Du siehst also, daß wir nach Art der siamesischen Zwillinge zwei und doch eins sind — nur daß Du um einige Jahre später zur Welt gekommen bist, was Dich nicht unglücklich machen wird. Einen ähnlichen Gedanken, wie Du für den Prozeß, führt jetzt Kohler in einer im Druck befindlichen Abhandlung in meinen Jahrbüchern für das materielle Recht aus, nämlich in bezug auf die angeblichen Pflichten, welche der Gläubiger dem Schuldner gegenüber haben soll (z. B. was Annahme der Zahlung anbetrifft). Die Absteckung der richtigen Grenzen zwischen Recht und Verpflichtung oder Verbindlichkeit ist eine der nächsten wissenschaftlichen Aufgaben der Zukunft; es bleibt Dir das Verdienst, die Aufgabe für den Prozeß zuerst erkannt und in siegreicher Weise gelöst zu haben. Ich meinerseits bin in bezug auf einzelne Verhältnisse schon lange auf die Frage aufmerksam geworden (z. B. Kollationsverbindlichkeit), ich habe mir dafür den Ausdruck: unvollkommene Zivilobligation gebildet, unter welchen Begriff ich auch die Ansprüche bringe, die lediglich durch Retentionsrecht gesichert sind. Daß mein Kampf ums Recht bei Deinen Untersuchungen so zu Ehren gekommen ist, hat mich fast schamrötlich gemacht! Was man doch nicht alles mit seinen Büchern erlebt!

In den Ferien habe ich am Zweck im Recht gearbeitet — Du weißt ja, was das besagen will: entworfen, geändert, geschrieben, durchstrichen, vernichtet! aber einige Bogen sind doch zu Papier gebracht, die hoffentlich bestehen bleiben werden. Leider habe ich von den Ferien über 2 Wochen durch meine Unpäßlichkeit verloren.

Genug für diesmal!

Die besten Grüße

Dein

R. v. Jhering.

PS. Ich mache Dich auf die Schrift von Wlassak zur Geschichte der negotiorum gestio aufmerksam, sie ist in meinen Augen eine der hervorragendsten Leistungen der Neuzeit— der Mann hat eine große Zukunft, man wird ihn dermaleinst als meinen Schüler, vielleicht als meinen Nachfolger bezeichnen.

Dein

R. v. Jhering.

110.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 18. März 1879.

Mein lieber Bülow!

Das war eine Überraschung! Ich hatte keine Ahnung, was des (dicken) Pudels Kern sei, und zerbrach mir in aller Geschwindigkeit bereits den Kopf darüber, was mag der Bülow wohl zu berichten haben — — neue Aussichten? auf — — — einen Ruf? Nur das Richtige hatte ich nicht getroffen. Aufrichtig gesagt, ist es mir von allem, was Du mir hättest melden können, das liebste gewesen. Jetzt ist das Eis wieder gebrochen — beiläufig gesagt: ein Ausdruck, bei dem ich mir nicht viel denken kann, denn verlockend ist es eben nicht, wenn das Eis unter einem bricht! Du hast endlich wieder Tinte geschmeckt, und aus dem beigefügten Briefe entnehme ich zu meiner Freude, daß Du in den Geschmack gekommen bist, und knüpfe daran die Hoffnung, daß Du ihr öfter zusprechen wirst. Du weißt, wie sehr ich dies Deinetwegen wünschte, und wie ich schon aus diesem Grunde Deine Übersiedlung nach Göttingen für wertvoll für Dich gehalten hätte. Aber das „Archiv" hat Göttingen ersetzt, und

das soll mir auch recht sein — als einer der Herausgeber hast Du nunmehr die Pflicht übernommen, Dich in die erste Linie zu stellen.

Ich kann mir Deine Freude vorstellen, als Du zum erstenmal innewurdest, daß Du noch schreiben konntest! Dir mag ähnlich zumute gewesen sein, wie dem Frühprediger bei Jean Paul. Du erinnerst Dich wohl? Nach Eröffnung des Testaments, worin derjenige von den anwesenden Erben zum Universalerben eingesetzt wird, der die erste Thräne vergießen würde, glaubt er in seinem Auge eine Träne zu verspüren und tritt zum Richter hin mit den Worten: „ich glaube, ich weine". So bist Du eines Tages zu Frau Sophie getreten und hast gesagt: „ich glaube, ich schreibe" — — und ich kann mir lebhaft denken, wie sie sich gefreut haben wird. Und bevor noch das Kind ganz zutage getreten ist, rufst Du Deinen Freund schon herbei, damit er sich überzeuge, daß Du wirklich etwas „zu erwarten" hast! Nach dem bis jetzt sichtbar gewordenen Kopf scheint der nasciturus ein ganz tüchtiger Bub zu werden. Du weißt, daß ich in der Grundanschauung mit Dir einverstanden bin (meine „Notlüge" hatte keinen andern Sinn, als den Du ihr entgegenstellst), und ich freue mich, daß Du Ernst gemacht hast, sie für den Prozeß durchzuführen. Nur darfst Du bei keiner der Materien, auf die Du sie anzuwenden gedenkst, versäumen, die positive Gestalt der Sache in scharf formulierter, zur unmittelbaren Übertragung in ein Kompendium geeigneter Weise hinzuzufügen; die bloße Negative reicht nicht aus, es bedarf der präzisen Fassung des an die Stelle des bisherigen zu setzenden Begriffs. Der Übergang von der Zweiseitigkeit wiederholt sich auch im Obligationenrecht (negotiorum gestio — Auslobung) und im Pfandrecht (testamentarisches, richterliches), und es sollte diese Beobachtung Anlaß geben, nicht bloß den Fortschritt als solchen zu konstatieren, das äußere Faktum, sondern die zwingenden

Gründe desselben darzulegen, was nur durch ein tiefes Eingehen auf den ganzen Zweck des Instituts möglich ist.

Deine Abhandlung ist leicht, klar und flüssig geschrieben und bildet eine schöne Eröffnung der neuen Phase des Unternehmens. Niemand wird sich über ihren Erfolg mehr freuen als ich — aber auf Widerspruch wirst Du Dich gefaßt machen müssen.

Deinen vorletzten Brief habe ich noch nicht beantwortet, ich befand mich nicht in der Stimmung. Das letzte Semester war für mich ein recht ödes. Ich hatte mich überzeugt, daß ich einmal anfangen müßte, mir ein Heft auszuarbeiten, und den letzten Winter für das Obligationenrecht bestimmt. Infolgedessen war ich genötigt, den Zweck im Recht gänzlich zur Seite zu legen, das drückte auf meine Stimmung, — denn wenn ich nichts unter der Feder habe, bin ich nicht zufrieden, und die Befriedigung, welche mir die Ausarbeitung des Heftes gewähren konnte, war kein ausreichender Ersatz. Dazu gesellte sich in den letzten Wochen ein ernstliches Magenleiden, welches mir insbesondere die Nachtruhe störte, und von dem ich auch zurzeit trotz strenger Diät und Medizin noch nicht gänzlich geheilt bin. Aber ich bin doch gottlob wieder so weit, daß ich an meinem Zweck arbeiten kann, was mir in den letzten Wochen, selbst wenn ich gewollt hätte, nicht möglich gewesen wäre. Immer stehe ich noch bei Kapitel 9 (Pflichtgefühl), welches eine ganze Theorie der Ethik in sich schließen wird — habe ich dies Kapitel hinter mir, so ist die schwerste Arbeit am Buch getan.

Zu Pfingsten gedenke ich nach Baden-Baden zu gehen und hoffe dort mit Merkel und einigen Straßburgern zusammenzutreffen; ich würde mich sehr freuen, wenn ich auch Dich sehen könnte.

Von Deiner Unpäßlichkeit im vorigen Sommer, die mir erst jetzt — am Ende des Briefes — wieder in die Er-

innerung kommt, hatte ich durch die Fama vernommen. Du kannst denken, wie freudig mich Dein vorletzter Brief berührte, der mir die Nachricht brachte, daß sie gänzlich gehoben sei — halte Dich jetzt nur brav.

Ich habe heute noch diverse Briefe zu schreiben, mit denen ich am Sonntag, wo ich diesen an Dich anfing und dann liegen ließ, nicht fertig ward; daher die etwas fieberhafte Stimmung, in der die letzten beiden Seiten geschrieben sind.

Herzliche Grüße an Deine Frau

Dein R. v. Jhering.

III.

An Julius Glaser.

Göttingen, 26. April 1879.

Mein lieber Freund!

Ich nahe mich Dir diesmal mit einer Bitte, die, wie ich nicht zweifle, bei Dir geneigte Aufnahme finden wird. Sie betrifft nicht mich, sondern meinen alten, lieben Freund Thöl, der am 29. Juli d. J. sei fünfzigjähriges Doktorjubiläum feiert. Vor Jahren erhielt Thöl aus Anlaß seiner Teilnahme an den Handelsrechtskonferenzen in Nürnberg das Ritterkreuz des Leopoldordens, und meine Bitte geht dahin, daß Du Deine Mitwirkung gewähren mögest, ihm einen höheren österreichischen Orden zu verschaffen. Als solchen möchte ich statt des Kommandeurkreuzes des letzteren Ordens, das wohl zunächst indiziert wäre, den Stern zum Franz-Joseph-Orden in Vorschlag bringen, der mit jenem etwa äquivalent sein und hier, wo man das Rangverhältnis beider Orden nicht kennt, jedenfalls einen größeren Effekt machen wird. Mir

persönlich würde das ganz besonders lieb sein, da ich bereits einen Stern besitze und es mich jedesmal drückt und mir als eine Ungerechtigkeit gegen Thöl vorkommt, wenn ich mich mit demselben schmücke, während er denselben noch entbehrt. Ich wage nicht, meine Wünsche höher zu erstrecken, obgleich ich, wenn ich in Anschlag bringe, daß Mittermaier seinerzeit mit dem Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens begnadet wurde, glauben möchte, daß Thöl ein ebenso würdiger Träger desselben sein dürfte als Mittermaier. Vom österreichischen Standpunkt aus, wenn Du mir dies verstattest hinzuzufügen, würde eine solche Gnadenbezeugung gewiß nicht ungeeignet sein, sondern sich reichlich bezahlt machen; sie würde nicht bloß bei unserer Universität, sondern in der Gelehrtenwelt von ganz Deutschland die freudigste Sensation machen und die dankbarste Anerkennung finden, Euch viele Herzen gewinnen.

Sieh nun zu, was Du fertigbringen kannst. Die hervorragende Stellung, in welche Du gesetzt bist, verschafft Dir hier einmal die Gelegenheit, in der Person von Thöl unserer deutschen Wissenschaft eine Anerkennung zuteil werden zu lassen, die jeder, der die Verhältnisse kennt, Dir zum Verdienst und zum Ruhm anrechnen wird.

Ich weiß nicht, ob die Form es gestattet, daß mir der ehrenvolle Auftrag zuteil wird, die gewährte Dekoration Thöl zu überreichen, was mir eine ganz besondere Freude sein würde. Ich würde ihn bei dem Diner, das wir Thöl zu Ehren geben werden, ausführen und bis dahin die Sache völlig geheimhalten. Bis zum 29. Juli müßte, um die Überraschung nicht zu vereiteln, auch die offizielle Bekanntmachung unterbleiben. Da die Zustellung des Ordens durch Vermittlung der österreichischen Gesandtschaft in Wien an das Ministerium des Auswärtigen und durch dieses an das Kultusministerium erfolgt, so müßte dieselbe zeitig genug geschehen, damit der Orden am bestimmten Tage hier ist.

Ich benutze die Gelegenheit, um Dir einige Mitteilungen über mich und die Meinigen zu machen. Mein Leben ist das ewig gleiche stille, gleichförmige — man könnte sagen: langweilige. Hätte ich nicht meinen „Zweck im Recht", der mein ganzes Denken und Interesse absorbiert, so möchte ich es verwünschen, daß ich von Wien nach Göttingen oder daß ich von hier nicht nach Berlin oder Leipzig gegangen bin. Aber mein Buch hilft mir über alles hinweg, selbst über die kleinen Zuhörerzahlen, die gegen meine Auditorien in Wien fast in nichts zusammenschrumpfen. Im nächsten Jahr hoffe ich Dir den zweiten Band zusenden zu können.

Mein Haus ist jetzt ganz still geworden, alle meine Söhne haben es verlassen. Mein ältester, bisher Privatdozent der Zoologie in Erlangen, ist im Begriffe, Erlangen mit Leipzig zu vertauschen, mein zweiter ist wohlbestallter Referendar, der dritte Techniker, der vierte Schüler auf der Schulpforta. Nur um Weihnachten habe ich die Aussicht, sie einmal sämtlich um mich zu versammeln — und nach Herzenslust mit ihnen zu musizieren. Die Entbehrung der letzteren Möglichkeit fällt mir recht schwer, das Trio oder Quartett mit meinen Jungens war noch der beste häusliche Genuß, den ich mir verschaffen konnte.

Was macht denn Unger? Fordere ihn doch auf, mir zu melden, was er treibt; ich habe einmal gerüchtweise vernommen, daß er wiederum zu lesen gedächte. Wenn er sich dazu entschließt, dann wird er gewiß auch die Feder wieder zur Hand nehmen, wie einst Savigny und Bethmann-Hollweg, nachdem sie aufgehört hatten, Minister zu sein, und ich hätte keinen größeren Wunsch.

Aus österreichischen Federn sind mir in letzter Zeit Werke zugegangen, die der österreichischen Jurisprudenz alle Ehre machen. Die Werke von Otto Grünhut und kürzlich eine kleine Schrift von einem Anfänger: Wlassak, die zu dem Besten gehört, was ich seit langer Zeit gelesen habe — der Ver-

fasser hat eine große Zukunft, er wird dermaleinst zu den hervorragendsten Leuten unseres Faches gehören, aller Wahrscheinlichkeit nach als mein wissenschaftlicher Nachfolger bezeichnet werden, bei etwaigen Vakanzen auf deutschen Universitäten werde ich ihn stets mit in Vorschlag bringen.

Es freut mich, daß ich diesen meinen Brief noch an den Justizminister Glaser adressieren kann, und ich wünsche im Interesse von Österreich nichts mehr, als daß dies noch lange der Fall sein möge.

Indem ich Dich bitte, mich Deiner Frau bestens zu empfehlen, verharre ich

in alter Anhänglichkeit

Dein R. v. Jhering.

112.

An Karl Binding.

Göttingen, 9. Juli 1879.

Mein lieber Tiger!

Ich sitze augenblicklich im juristischen Examen, wo mir zwar die Zeit zu einigen Zeilen an Sie, nicht aber Briefpapier zu Gebote steht, Sie erhalten daher diesen Brief auf einem erst kürzlich aus gewöhnlichem Schreibpapier präparierten Bogen.

Zu Hause finde ich heute keine Zeit, an Sie zu schreiben. — Geburtstag meiner Tochter mit selbstverständlicher Feier, die dem Papa zu Hause keinen freien Moment läßt, so daß er sich in ein juristisches Examen flüchten muß, um den von Ihnen verlangten Brief heute noch zu schreiben.

Sie haben Ihr Schlachtopfer fest in ihren Klauen — ich gehöre Ihnen. Ich habe mit meinen Söhnen geredet, sie haben gegen Ihren Vorschlag nichts zu erinnern gefunden, und ich meinerseits habe mich inzwischen mit demselben noch mehr befreundet als im ersten Moment. Ich glaube, daß Sie recht daran haben, daß ich meine Römische Rechtsgeschichte fertigbringen muß — es wäre schade darum, wenn sie mit mir zugrunde ginge. Also ich schlage ein, ich werde der Ihrige. Die Arbeit werde ich im wesentlichen auf die folgenden Sommersemester werfen; jedes folgende Mal, wenn ich die Vorlesung wieder halten werde, gedenke ich einzelne Partien auszuarbeiten, und dann wird ja wohl das Ganze im Jahre 1884 fertig sein, vielleicht schon früher.

Aber die Mängel des Werkes kommen auf Ihre Rechnung, ich werde in der Vorrede mich darüber aussprechen und Sie verantwortlich machen.

Herzlichen Dank für Ihre freundliche Gratulation. Ich bekomme einen tüchtigen, sehr achtbaren und mir sehr sympathischen Schwiegersohn, ich möchte nur, daß es statt ein Privatdozent mit hoffnungsvoller Zukunft ein Ordinarius mit solider Gegenwart gewesen wäre!

Mit besten Grüßen

Ihr Opfer

R. v. Jhering.

113.

An Julius Glaser.

Göttingen, 3. August 1879.

Mein lieber Glaser!

Unsere Thölfeier hat am Dienstag in gelungenster Weise stattgefunden. Ich habe den Orden, der bereits einige Tage vorher mir zugekommen war, dem Jubilar als Mitglied der Fakultät, die in pleno sich zu ihm ins Haus verfügt hatte, um ihm ihre Gratulation zuzustellen, überreicht und dadurch die größte Freude erregt. Der Orden ist äußerst geschmackvoll — ich hatte ihn bisher noch nicht erblickt — ungleich schöner, als unser preußischer Kronenorden, dem man die preußische Sparsamkeit ansieht — sehr an unrechter Stelle. Thöl ist mit Orden förmlich überschüttet, er erhielt 13 Kommandeurkreuze (!), aber einen Stern lediglich von Österreich, und ich sage Dir, dem er und ich diese Auszeichnung verdanken, meinen wärmsten Dank, zugleich in meinem und in Thöls Namen. Die Auszeichnung war gut angewandt und hat, wie ich voraussah, hier allgemein freudige Sensation erregt.

Nach Schluß der Vorlesungen (9. August) gedenke ich nach Karlsbad zu gehen und zwar mit meiner Frau, der ebenfalls eine Kur verordnet ist, nach beendeter Kur nach dem bayrischen Hochgebirge, wahrscheinlich nach Berchtesgaden. Führt Dich Dein Weg vielleicht auch in die Gegend? Für den Fall möchte ich Dich bitten, mir davon Anzeige zu machen, ich würde dann versuchen, Dich zu treffen. Die nächste Zukunft wird Deinem Leben wohl eine andere Gestalt geben; ich meinesteils bedaure es nicht, wenn Du der Wissenschaft zurückgegeben wirst, ebensowenig wie daß Du ihr vorübergehend entzogen gewesen bist, denn diese Zeit hat, ganz ab-

gesehen von den segensreichen Früchten, die sie Deinem Vaterlande gebracht hat, auch dem Manne der Wissenschaft Erfahrungen und Anschauungen eingetragen, wie sie ihm sonst nicht leicht zuteil werden — wir Theoretiker wollen Dir bei Deiner Rückkehr eine Ehrenpforte bauen. Ich setze voraus, daß Du nicht wieder Professor werden wirst, aber ich hoffe, daß Du gleich Unger Vorlesungen halten wirst, wenn Du nicht etwa einen höheren Posten im praktischen Staatsdienst annimmst. Ich habe mich aufrichtig gefreut, jedesmal, wenn ich Gelegenheit hatte, über Dich das Urteil Deiner Landsleute einzuziehen, diese mit höchster Achtung von Dir zu reden hören — — das ist nicht bei allen österreichischen Ministern der Fall gewesen! — Du hinterläßt einen fleckenlosen Ruf.

Die letzten beiden Jahre habe ich nicht sehr heiter verbracht, ich habe das Gefühl, sie nutzlos verlebt zu haben, da ich seit dem Erscheinen des ersten Bandes meines Zweckes im Recht nichts Rechtes aus der Stelle gebracht habe. Anfänglich gönnte ich mir Erholung; und dann, als ich wieder die Feder zur Hand nahm, fehlte es mir an der rechten Frische, wozu vielleicht auch allerhand äußere Dinge, die meine Zeit und Kraft in Anspruch nahmen, mitgewirkt haben mögen. Meine ganze Hoffnung ist jetzt auf die lange Ausspannung gestellt, die mir in den nächsten Wochen bevorsteht; nach meiner Zurückkunft hoffe ich meine ganze Kraft meinem Buch widmen zu können. Ich habe in Göttingen nicht ganz die Muße und Stimmung gefunden, die ich mir geträumt habe, als ich den Ruf annahm, und ich weiß nicht, ob ich nicht ebensogut getan hätte, in Wien zu bleiben oder nach Leipzig oder Heidelberg zu gehen.

Nun genug, mein lieber Freund. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Dein Rücktritt vom Ministerium mir die Möglichkeit verschaffen wird, Dich einmal in Deutschland zu

sehen; vielleicht führt Dich die Ferienmuße einmal nach Norddeutschland. Ich würde dann sehr glücklich sein, Dich in Göttingen zu sehen, und da Du als guter Ehemann nicht ohne Frau reisest, so würde ich hoffen, dann auch letztere begrüßen zu können! Mit den herzlichsten Empfehlungen an die Deinigen

in alter Anhänglichkeit

Dein R. v. Jhering.

114.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Göttingen, 10. August 1879.

Hochverehrte Frau und Freundin!

Ihr Brief hat mich tief ergriffen — Briefe mit dieser Wärme der Empfindung schreibt regelmäßig nur eine Frau, und gerade die Verlobung meiner Tochter hat mit den vielen Briefen von Freunden und Freundinnen wiederum diesen Gegensatz der beiden Geschlechter dargetan. Wie kühl und nüchtern die meisten Briefe von den Männern, wie warm und innig die von den Frauen! Daß in Ihrem Brief neben der freudigen Teilnahme an dem frohen Ereignis zugleich der ernste Ton der Trauer der Witwe anklingt, finde ich so begreiflich, daß ich es nicht verstehen würde, wenn es anders wäre. Kann doch selbst ich, wenn ich Ihrer gedenke, den Gedanken an Ihren verstorbenen Herrn Gemahl nicht unterdrücken, und habe doch auch selbst ich, dem der Tod zweimal ein geliebtes Wesen von der Seite geraubt hat, und der die furchtbare Öde kennt, die sich nach einem solchen Schmerz einstellt, mir nie verhehlt, daß der Schmerz einer Witwe noch

stechender und vernichtender sein muß, als der eines Witwers. Denn den Mann zwingt ja der Beruf, seine Kraft stets von neuem zu gebrauchen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, aber einer Frau, deren Beruf im Hause aufging, verschafft der Tod des Mannes nur noch mehr Zeit, ihrem Schmerz nachzuhängen. Die Bemerkung über die indische Witwe habe auch ich schon gemacht, und sie wäre beinahe in den „Zweck im Recht" hineingekommen — wäre die Sitte nicht zugleich so schauerlich, man könnte sagen, sie wäre die schönste, poetischste Form, in der die Idee der Einheit in der Liebe und zugleich die Bedingtheit der ganzen Existenz der Frau durch den Mann jemals zum Ausdruck gebracht ist. — Die Witwe verbrennt sich, wenn der Mann, nicht der Mann, wenn die Frau gestorben ist. Dem Manne bleibt noch das Leben, wenn die Frau von seiner Seite gerissen ist. — Daß die Dedikation des Kampfes ums Recht Ihnen in der neuen Wohnung gute Dienste getan, hat mich aufs lebhafteste interessiert — auf dem kleinen Büchlein hat Segen gelegen, und Sie selber haben Ihren Anteil daran! Wenn nicht der Gedanke an Sie mich auch in bezug auf die Form angefeuert und gespornt, wenn ich die Schrift bloß für Männer geschrieben hätte, wäre sie in bezug auf die Form nicht so sorgsam ausgearbeitet worden und hätte dann auch nicht den Erfolg gehabt — die Schrift ist also unter Ihrer unsichtbaren Assistenz gemacht! Beiläufig: es werden in diesem Jahr wahrscheinlich in Amerika zwei englische Übersetzungen zu gleicher Zeit erscheinen.

Daß Sie den Zweck im Recht verstehen können, ist ganz zweifellos — ich möchte hinzufügen: besser als gar mancher Jurist, der durch seine ewige Beschäftigung mit der juristischen Lupe sich die Sehkraft des Auges für fernere und größere Dinge geraubt oder geschwächt hat — es fragt sich nur, ob die Dinge Sie interessieren werden. In dieser Beziehung gibt

es ein ganz einfaches Mittel: man überschlägt sie! Ich habe Ihnen seinerzeit kein Exemplar des Buches zugeschickt, es hätte vielleicht den Anschein gewonnen, als wollte ich Sie zur Lektüre zwingen und als betrachtete ich es als eine Pflicht — auch meiner Freundinnen — meine Bücher zu lesen. Kommen Sie aus eigenem Antriebe dazu, so kann es mich nur freuen, einiges finden Sie jedenfalls darin, was Sie interessieren wird. Wäre nur Kapitel 4 erst fertig, es behandelt die Liebe, und dort werden Sie der Frau, oder richtiger der Mutter eine Stellung angewiesen finden, mit der Sie zufrieden sein werden. — Die Mutter ist der Born aller Liebe, alle Liebe in der Welt führt im ersten Ursprung auf sie zurück, und Ihre katholische Kirche hat ganz recht, wenn sie Christus die Jungfrau Marie vorausschickt — alle Liebe in der Welt geht von der Frau aus. Mein Zweck im Recht führt mich auf mich selbst. Ich bin tief niedergedrückt, daß ich so wenig aus der Stelle geschafft habe. Der einzige Grund, warum ich seinerzeit nach Göttingen gegangen bin, bestand darin, hier Muße und möglichste Freiheit von allen Störungen und Verlockungen für die Ausführung und Bearbeitung meiner größeren literarischen Pläne zu finden; das war der einzige Vorzug, den meines Erachtens Göttingen vor Wien voraushatte. Und nun überzeuge ich mich, daß diese Annahme zum großen Teil auf Täuschung beruht. Vorlesungen, Amtsgeschäfte, andere Abhaltungen entziehen mir hier einen so großen Teil meiner Zeit, daß es sich während des Semesters kaum lohnt, das Werk zur Hand zu nehmen, ich kann nicht zum zusammenhängenden Denken gelangen, wie es bei der Natur dieses Werkes unerläßlich ist. Und so, da das Gleichgewicht fehlt, welches das große Manko, das Göttingen in allen anderen Beziehungen offenläßt, durch einen effektvollen Gewinn wiederum ausgleichen könnte, fühle ich mich jetzt hier sehr wenig befriedigt — und oft, oft habe ich Ihrer gedacht,

die Sie mir einst prophezeiten: „ich würde es hier nicht aushalten". Sie haben vollkommen recht behalten, Sie haben weiter gesehen als ich, mich besser gekannt als ich selber! Hätte ich nur hier eine glänzende akademische Wirksamkeit! Aber sie ist eine ganz kümmerliche. Ich, der ich in Wien früher über 400 Zuhörer hatte, habe regelmäßig in meinem Auditorium effektiv kaum $^1/_{10}$ der Zahl; in dem besten Kolleg, das ich lese, in meiner römischen Rechtsgeschichte, in der ich die Grundauffassung meines Geistes des römischen Rechts durchgeführt und auch auf die späteren Zeiten angewandt habe — in diesem Kolleg hatte ich in den letzten Wochen 20—18—14 Zuhörer! Ich kam mir vor wie ein edles Roß, das zum Karrendienst verwandt wird, ein General, der eine Kompagnie führen muß! Dieses Mißverhältnis zwischen meiner Kraft und Bedeutung und den jämmerlichen Erfolgen, die durch die Langweiligkeit Göttingens in Verbindung mit dem teuren Leben veranlaßt sind, drückt mich zu Boden, ich bin oft wochenlang tief, tief verstimmt, und so sehr ich mich anfänglich dagegen gesträubt hätte, es mir zu gestehen — jetzt bin ich so weit, es zu tun: ich habe den dümmsten Streich meines Lebens gemacht, als ich Wien mit Göttingen vertauschte oder, da er einmal gemacht, daß ich nicht nach Berlin, Leipzig oder Heidelberg gegangen bin. Ich habe mir zugemutet, was über das Maß der menschlichen Kraft hinausgeht, vom General wieder Unteroffizier zu werden!

Mein Schwiegersohn hat das deutsche Privatrecht zu seinem Fach. Eine Erstlingsschrift von ihm hat sehr verschiedene Beurteilung erfahren, eine sehr ungünstige von Prof. Stobbe in Leipzig, eine äußerst anerkennende von Prof. Sohm in Straßburg — beides hervorragende Leute ihres Fachs. Der Grund dieser kaum glaublichen Verschiedenheit liegt in der Richtung. Mein Schwiegersohn hat in seinem Fach ungefähr dieselbe Richtung eingeschlagen wie ich im römischen,

und die beiden Rezensenten verhalten sich etwa wie Arndts und Jhering — damit wissen Sie genug. Übrigens bin ich in bezug auf das Fortkommen meines künftigen Schwiegersohns gerade dadurch mit meinem Einfluß vollständig lahmgelegt, es ist mein Grundsatz, für mich selbst und die Meinigen in bezug auf Vokationen nichts, gar nichts zu tun, das muß sich ohne unser Zutun machen. Ich habe von altersher die Vorstellung: ein Professor ist wie eine Braut, man muß sich um ihn bewerben, er selber darf es nicht tun, weder für meinen Sohn, noch für meinen Schwiegersohn werde ich je das geringste tun!

Damit sind sämtliche Punkte Ihres Briefes berührt, und es bleibt mir nur noch übrig, Sie von neuem der aufrichtigen Verehrung zu versichern, mit der ich stets bleibe

Ihr

ergebenster

R. v. Jhering.

115.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 3. August 1880.

Mein lieber Bülow!

Ich kann Dir nicht sagen, wie freudig mich Dein Brief erregt hat, er ist das beste testimonium sanitatis, das Dir hätte ausgestellt werden können. Das ist wieder der alte, volle, frische Schlag des Herzens, den ich von früher her an Dir kenne, nichts von der Schwere der Gemütsstimmung, die in den letzten Jahren aus Veranlassung eines schweren körperlichen Leidens auf Dir gelastet hat, ist darin zu erkennen,

er atmet die volle Gesundheit. Ich gratuliere Dir, Deiner Frau und Deinen Kindern zu dieser so gründlichen Heilung!

Diese Zeilen sollen Dir ankündigen, daß ich wahrscheinlich mit meiner Frau Dich Ende September besuchen werde. Von Karlsbad aus, wohin ich am 14. August abreise, gedenke ich nach beendeter Kur über Regensburg, Passau (Donaufahrt) nach Gmunden, Ischl usw. zu gehen und dann meinen Rückweg über Mannheim zu nehmen, wo ich etwa den 21.—24. August verweilen werde, von da aus würde ich Dich aufsuchen, wahrscheinlich am 24. September eintreffen, einen Tag still bei Dir bleiben und am 25. September wieder abreisen. Montag, den 27. September muß ich morgens beim „Zweck" sitzen; denn ich bin im ganzen 6 Wochen abwesend gewesen, und mehr Zeit darf ich meinem Zweck, dessen Druck noch im November beginnen soll, nicht entziehen. Da mein Besuch bei Dir etwa zwei Wochen nach Karlsbad fällt, so wirst Du begreifen, daß ich bei Dir kein „Diner" einnehmen darf — ich komme, um Dich und Deine Frau zu genießen, nicht um zu essen! Ich bitte also dringend darum, mir Deine Freundschaft nicht in verkehrter, sondern in richtiger Weise zu beweisen, und um Dir selber die Möglichkeit zu gewähren, es zu können, ersuche ich Dich, keine Gäste zu dem Mittagessen einzuladen — wir bleiben ganz unter uns. Ich freue mich außerordentlich darauf, bei Dir $1^1/_2$ Tag in Ruhe zuzubringen.

Hast Du von der glänzenden Anerkennung Akt genommen, die Kohler Dir hat zuteil werden lassen? Sie hat mich lebhaft gefreut.

Anbei sende ich Dir ein wunderliches opus von mir, das ich Dir leider nicht lassen kann, sondern das ich bei meiner Anwesenheit wieder mit zurücknehmen muß; es enthält ein Fortsetzung der Briefe des Unbekannten. Ich habe den Plan entworfen vor meiner Leidenszeit und die ersten beiden Artikel in der damals noch heiteren Stimmung fertiggemacht.

Es klingt fast wie Hohn, wenn ich Dir sage, daß ich — gezwungen durch den Ton, den ich im Anfang angeschlagen hatte — in der Zeit tiefster Gemütszerrissenheit solche Späße getrieben habe — ich bin mir wie der Komiker vorgekommen, der mit tiefem Weh im Herzen dem Publikum seine Späße vormachen muß, aber ich habe mich gezwungen, und habe gesehen, daß ich auch dies fertiggebracht habe. Ich hatte ja früher schon Übung! Während meine verstorbene Frau dem Grabe zuwankte, habe ich mein Schuldmoment geschrieben, wenige Wochen nach ihrem Tode die Besitzabhandlung fertiggebracht, und als meine jetzige Frau in Wien mit dem Tode rang, schrieb ich die passiven Wirkungen. Du hast recht: ein Mann, der etwas leisten kann, darf selbst nicht nachlassen, wenn das Haus über ihm zusammenstürzt — es ist für ihn das einzige Mittel, um sich selber nicht zu verlieren.

Bis zum 7. oder 8. September trifft mich ein Brief von Dir in Karlsbad: Hirschsprung im Belvedere. Möge er mir verkünden, daß die Nachkur in der Schweiz den besten Erfolg gehabt hat.

Die herzlichsten Grüße von Haus zu Haus.

Dein R. v. Jhering.

116.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 24. Dezember 1880.

Mein lieber Bülow!

Es ist Weihnachtsabend — noch eine halbe Stunde vor der Bescherung, ich meinerseits habe das, was mir dabei zu tun oblag, verrichtet, warte ab, bis die Meinigen fertig sind,

und will die kurze Zeit benutzen, um noch einige Zeilen an Dich zu Papier zu bringen. Ich habe mir bereits seit geraumer Zeit die Festtage ausersehen, um Dir und mehreren meiner Freunde, die seit Monaten nichts von mir vernommen haben, zu schreiben, und hatte mit Rücksicht darauf Deine neueste Abhandlung sofort gelesen, indem ich alle andere Lektüre zurücklegte. Nun bringt Dein Brief, den ich soeben erhalte, mich dazu, schon heute die Feder zu ergreifen.

Habe zunächst besten Dank für Deine beiden Briefe. Sie galten und gelten mir als erfreuliches Zeichen Deines Wohlseins und als Beweis Deiner Anhänglichkeit. Ich meinerseits hatte Dich bei unserer Trennung bereits darauf vorbereitet, daß Du sobald nichts von mir hören würdest, ich hatte, nachdem ich einmal längere Zeit hindurch in persönlichen Berührungen geschwelgt hatte, die Empfindung, daß ich mich für einige Zeit auf mich selber zurückziehen müsse, und habe denn auch Monate hindurch ein fast absolutes Schweigen nach außen beobachtet.

Wenn irgend jemandem, so hätte ich Dir in den letzten Monaten schreiben müssen, um Dir für die so höchst genußreichen Tage zu danken, die ich mit meiner Frau in Deinem Hause verlebt habe — da klingelt es! Die Bescherung beginnt.

25. Dezember.

Ich fahre mit meinem Dank am Weihnachtsmorgen fort — viel wird es wohl nicht werden, da ich nachher die Kirche zu besuchen gedenke, und so wird dieser Brief in drei Absätzen zustande gebracht werden müssen.

Daß ich meinen Rückweg seinerzeit über Tübingen genommen habe, freut mich außerordentlich. Ich habe nicht bloß mit Dir wiederum behagliche Stunden in alter Weise verlebt, sondern Dein schönes häusliches Glück, das ich allerdings aus Deinen Beschreibungen kannte, aus eigener An-

schauung kennen lernen. Welch wohltuenden Eindruck hat mir Deine Häuslichkeit gemacht — Deine liebliche, treffliche Frau, mit der man nicht verkehren kann, ohne sie liebzugewinnen, und Deine prächtigen Kinder, dabei Deine entzückende Wohnung — in der Tat, das Glück hat seinen Sitz in Deinem Hause aufgeschlagen. Und dabei Du wiederum ganz der Alte, Deine Heiterkeit, Dein Humor völlig zurückgekehrt mit der körperlichen Gesundheit. Das war in der Tat ein schöner Eindruck, den ich mit fortnahm, und der mir um so wohltuender war, als ich noch vor einem halben Jahre mit schwerster Besorgnis an Dich gedacht hatte. Möge Dir jetzt die Gesundheit erhalten bleiben — dann fehlt Dir nichts, gar nichts zum Glück. Denn um das Maß voll zu machen, hat ja auch mit der Gesundheit die Kraft und die Lust zum Schaffen sich bei Dir wiederum eingestellt, und das gehört für uns Leute der Feder ja ebenfalls zum vollen Glück — was nützt uns alles andere, wenn es uns daran gebricht, und wenn wir uns sagen müssen, daß wir uns selber nicht genügen? Deine neueste Abhandlung atmet so recht den Geist des freudigen Schaffens, sie hat mir den Eindruck gemacht, als wenn ein junger Bursche, der wegen vorübergehender Lähmung sich von allen Freuden hat zurückziehen müssen, geheilt ins Leben zurücktritt, auf den Tanzboden kommt und nun vor Lust sich nicht zu fassen weiß, sich einmal gründlich schadlos halten will, juchzt und die Mütze in die Luft wirft! Ich habe Dir überall nachempfinden können, wie wohl es Dir in Deiner Haut war, und habe in Dir mich selber wiedererkannt, der ich regelmäßig ja auch nicht bloß mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen bei meiner Arbeit beteiligt war.

Die Grundidee Deiner Abhandlung ist vollkommen richtig, nur glaube ich, daß Du die Verschiedenheit der Fassung des Gedankens bei Deinen Gegnern zu ernst nimmst, dieselben

haben schwerlich etwas anderes gemeint als Du, nur sich ungeschickt ausgedrückt. Aber gleichwohl ist es sehr verdienstlich, daß Du darauf bestehst, für den richtigen Gedanken auch die richtige Fassung zu haben. Aber ob dasjenige, was Du mit Recht für die Zivilprozeßordnung, welche eine Maschinerie darstellt, die durch das Recht beschafft werden muß, behauptest, auch für das materielle Privatrecht dieselbe Geltung beanspruchen kann, ist mir doch zweifelhaft. Für letzteres bildet der Grundsatz der Autonomie einmal die bewegende Kraft, und so richtig es ist, daß diese Autonomie die Bahnen innehalten muß, welche das Gesetz ihr vorzeichnet, so ist ihre Stellung zu letzterem doch nicht die, daß sie lediglich das Abstrakte zu verwirklichen habe, nicht die einer Dienerin, welche bloß die gegebenen Anweisungen auszuführen habe, sondern die einer Herrin, Schöpferin. Was sie schafft, kommt nicht bloß auf Rechnung des Gesetzes — der Vater kann dem Sohn erlauben zu heiraten, aber die Kinder, welche der Sohn bekommt, sind doch nicht die des Vaters.

Nach dieser privatrechtlichen Seite hin wird Deine Ansicht sich auf Widerspruch gefaßt machen müssen, nach der prozessualischen hin wirst Du recht behalten, und darauf war es Dir ja eigentlich nur abgesehen. Im einzelnen enthält Deine Abhandlung manche treffende Bemerkungen, insbesondere war mir für meine Theorie von dem Zwangscharakter des Rechts, der man die Fälle, in denen ausnahmsweise der Zwang versagt, entgegengesetzt hat (Regent — Völkerrecht), die Bemerkung auf Seite 34 über das Versagen der Rechtsgarantien in der höchsten Instanz sehr wertvoll, und ich werde wohl Gelegenheit haben, sie in meinem Zweck im Recht zu verwerten. Sie versteht sich eigentlich von selbst, aber man muß sich gleichwohl das Verhältnis erst klarmachen, und das hatte ich nicht getan.

Auch bei dieser Abhandlung von Dir erkenne ich wiederum

die Gleichheit unserer Richtung an. Es sind nicht formalistische Gesichtspunkte, mit denen Du operierst, wie dies die meisten tun, sondern es sind andere, der praktischen Anschauung, sagen wir: dem Zweck entnommene; es ist jene Art der Betrachtung der Dinge, die ich je länger je mehr in mir ausgebildet habe.

Wenn ich also, wie Du siehst, das Verdienstliche Deiner Abhandlung freudig anerkenne, so halte ich andererseits mich verpflichtet, als Freund Dich von einzelnen Ausstellungen in Kenntnis zu setzen, die ich daran gemacht habe.

Zuerst: Die langen Noten! Ich halte das Notenwesen für eine Untugend von uns deutschen Gelehrten, es enthält in meinen Augen den Beweis, daß man den Stoff nicht richtig disponiert hat. Ich meinerseits frage bei jeder Note, die ich zu machen gedenke, ob ich ihren Inhalt nicht in den Text bringen kann, und finde dann bei längerem Nachdenken, daß dies nicht bloß möglich ist, sondern daß dadurch erst die richtige Ordnung und der volle Gedankenzusammenhang hergestellt wird. Aber allerdings kostet das oft recht viele Mühe, ein vielfach wiederholtes Umgießen des ganzen Gedankenstoffes. Noten sollten eigentlich nur Zitate, Belegstellen und höchstens unbedeutende Nebenpunkte enthalten, die der gewöhnliche Leser überschlagen möge, beiläufig: der Hieb gegen B .... Metaphysik war wohl angebracht — eine solche Geschmacklosigkeit hätte ich in unserer Zeit für unmöglich gehalten.

Meine zweite Ausstellung betrifft die Kehrseite eines Vorzuges Deiner Abhandlung. Sie ist so zu Papier geworfen, wie der Gedankenstrom es mit sich brachte. Diesem Umstande verdankt sie ihre Flüssigkeit und Frische, das ist ein Vorzug, den ich sehr hoch schätze. Aber daraus ist auch zugleich eine gewisse Breite hervorgegangen, wie sie zwar beim mündlichen Vortrage ganz am Platz ist, die aber in der schriftlichen Darstellung durch späteres Revidieren und Feilen beseitigt werden

muß. Der Grundgedanke wird zu oft wiederholt, er kehrt in den mannigfaltigsten Wendungen wieder, während es genügt hätte, ihn einmal völlig klar und erschöpfend zum Ausdruck zu bringen und dann einfach auf ihn Bezug zu nehmen. Auch sind selbst die einzelnen Sätze mir hie und da zu breit geraten, nicht leicht und einfach genug geformt. Die ganze Abhandlung macht den Eindruck eines mündlichen Vortrags von jemandem, dem das Herz voll ist, und der sich gar keinen Zwang auferlegt, seiner ganzen Subjektivität den Zügel schießen läßt, es steckt die ganze Wärme des unmittelbar und momentan Empfundenen darin — ich möchte sogar sagen: ein gewisses Pathos des Fanatismus — aber die geschriebene Abhandlung hat eben andere Gesetze als der mündliche Vortrag.

Entschuldige, wenn ich Dir als Freund offen und ehrlich meinen Eindruck wiedergebe, ich habe mich dazu verpflichtet gehalten. Vielleicht wirst Du sagen: Du siehst den Splitter im fremden Auge und nicht den Balken im eigenen, und ich will gerne gestehen: wenn ich jetzt Sachen von mir aus früherer Zeit lese, habe ich ebenfalls das Gefühl einer überfließenden Subjektivität — gegenwärtig bin ich kühler und kälter und damit zugleich objektiver geworden. Jedenfalls fürchte ich nicht, Dir durch diese Bemerkungen die Freude an Deinem Werk zu verkümmern, denn sie betreffen ja nur Nebendinge, die den Wert desselben im wesentlichen nicht berühren und auch seinem Erfolg in der Literatur keinen Abbruch tun werden.

Zum neuen Jahre weiß ich Dir keinen bessern Wunsch zu bringen, als daß diese frische Schaffenskraft anhalten möge, und daß Du davon bald Zeugnis in der versprochenen neuen Abhandlung ablegen mögest.

Über mich kann ich nicht gerade Heiteres berichten. Seit Monaten quäle ich mich an meinem Zweck im Recht ab, ohne

recht aus der Stelle zu kommen, da der unselige Kritizismus in bezug auf stilistische Fassung mich zum Schicksal der Penelope verurteilt. Ich bilde das gerade Gegenstück von Dir: ich komme vor lauter Ängstlichkeit und Kritik nicht dazu, meinen Gedanken die definitive Form zu geben, immer drängt sich mir die Frage auf, ob sie sich nicht besser ausdrücken ließen, und meine Produktion ist ein literarischer bethlehemitischer Kindermord. Gott bessere es! Ich hätte meine Werke früher schreiben müssen — jetzt kommt das Alter über mich und beraubt mich der gestaltenden Kraft, während die kritische sich unverhältnismäßig gesteigert hat.

Der Tod von Bruns hat mich tief erschüttert, die Wissenschaft hat an ihm außerordentlich viel verloren, sein Pandektenwerk für Bindings Unternehmen, das gewiß etwas ganz Vorzügliches geworden wäre, wird ungeschrieben bleiben. Meiner Ansicht nach hätte Windscheid nach Berlin gehen müssen, da auf diese Weise die Schwierigkeit in bezug auf seine Mitwirkung an der Zivilrechts-Kommission am einfachsten gehoben worden wäre. Ich wünsche aufrichtig, daß der Ruf nach Berlin nicht an mich ergeht, es ist mir viel lieber, wenn das Fatum mich der Entscheidung überhebt, als daß ich sie selber treffen soll.

In dieser Zeit las ich Stintzing, Geschichte der Jurisprudenz, und bin ganz entzückt davon. Das ist einmal ein Werk, wie wir es lange nicht erlebt haben — unendlich gelehrt, dabei mit voller Herrschaft über den Stoff gearbeitet und höchst anziehend in der Darstellung.

Die Meinigen lassen Dich bestens grüßen, insbesondere meine Frau, die mit mir sich der ganzen Familie Bülow mit wärmstem Interesse erinnert.

Dein

R. v. Jhering.

117.

An Frau Luise Gleim.

Göttingen, 20 Mai 1881.

Hochverehrte Frau!

Von Hamburg aus wurde ich vorige Woche durch eine Sendung überrascht, welche einen prachtvollen Steinbutt enthielt, den angeblich eine dortige Fischhandlung J. J. Lüdemann auf die bloße Kunde hin, daß ich ein Freund von Seefischen sei, mir franko, verzollt und unentgeltlich gesandt hat. Ich habe schon vieles im Leben geglaubt und glauben müssen, aber da ich nicht Theologe bin, habe ich nicht die Verpflichtung, das Unmögliche zu glauben. Wollte Herr Lüdemann Privatdozent für Handelsrecht bei unserer Fakultät werden oder seinem Geschäft durch den Titel eines Doktor juris einen neuen Glanz verleihen, so könnte ich in der Übersendung eines Steinbuttes eine — wenn auch nicht gewöhnliche, so doch gut gemeinte und auf meine Schwachheit geschickt berechnete — Art der Einführung bei mir erblicken. Ich kann mich zu der Annahme nicht entschließen. Ebensowenig halte ich es für wahrscheinlich, daß er seine Mußestunden zur Lektüre — meines Geistes des römischen Rechts — verwandt hat, und daß die Anregung, die er daraus geschöpft hat, ihn gedrängt hat, seinen Gefühlen der Dankbarkeit durch einen Steinbutt Ausdruck zu geben! Ich bin vielmehr der Ansicht, daß hinter J. J. Lüdemann sich eine andere Person verbirgt, welche von meiner Seefischpassion Kunde hat und Herrn Lüdemann nur benutzt, um sich in ein Inkognito zu hüllen! — Sie werden begreifen, daß ich das lebhafteste Interesse daran habe, den Schleier, den diese Person vor sich gezogen hat, zu lüften. Die Hilfe der Polizei zu requi-

rieren, darnach ist der Fall nicht angetan, und so bleibt mir nichts übrig, als mich nach einer Vermittlung durch eine Privatperson umzusehen. Da ist mein Gedanke auf Sie gefallen, die einzige Person in Hamburg, die ich genau genug kenne, um diesen Freundschaftsdienst von ihr zu erbitten, und die mit dieser Eigenschaft zugleich das nötige diplomatische Geschick vereinigt, um sich der Aufgabe mit Erfolg unterziehen zu können. Auf eine direkte Anfrage wird der Mann Ihnen sicherlich keine Antwort geben, er wird dabei bleiben, daß er, bloß um sich meine Kundschaft zu verschaffen, mir die Sendung gemacht habe. Sie werden also nur durch schlaues Manövrieren zum Zweck kommen können, ihn von weitem ausholen, z. B. das Gespräch auf mich bringen, daß Sie von mir erfahren hätten, wie vortrefflich der Steinbutt gewesen, wie gut er mir geschmeckt habe, wie dankbar ich dem Geber sei, wie weit doch mein Ruf verbreitet sei, daß selbst meine Passion für Seefische zu seinen Ohren gedrungen sei. Ich müßte Sie nicht kennen, um nicht gewiß zu sein, daß es Ihnen gelingen wird, den Geber ausfindig zu machen! Sollte der Absender aber wider alles Erwarten Ihrer Kunst Trotz bieten, so sagen Sie ihm: Sie hätten von mir Auftrag, durch ihn dem Geber meinen tiefgefühlten Dank auszudrücken. Entschuldigen Sie den Auftrag, mit dem ich Sie belästige, meine Gedanken versuchten eine andere Person ausfindig zu machen, kehrten aber stets zu Ihnen zurück. Übrigens erwarte ich keine briefliche Antwort — Sie können mir das Resultat Ihrer Bemühungen mündlich berichten, und ich hoffe, das wird nicht mehr so lange anstehen. Die Zeit rückt wieder heran, wo wir im Garten eine Partie Whist spielen können, und ich hoffe, daß Sie dann so reichliche Trümpfe bekommen werden, wenn Sie den Blinden haben, daß Sie mich in Grund und Boden schlagen — das mag dann der Lohn sein für Ihren Freundschaftsdienst bei der Steinbuttangelegenheit!

Hier bei uns geht alles nach Wunsch. — Die Meinigen lassen Sie herzlich grüßen und freuen sich mit mir auf Ihre und Fräulein Emmas Rückkehr. Von dem Krawall der letzten Tage — der Bierrevolution der Studierenden haben Sie wohl in der Zeitung gelesen, es ist für uns Göttinger ein erhebendes Gefühl, daß auch wir einmal in den Zeitungen von uns reden machen und die Blicke der großen Welt auf uns ziehen — — uns Professoren gelingt das nicht, danken wir den Studenten, daß sie es bewirkt haben!

Mit bekannten Gesinnungen

in aufrichtiger Verehrung

Ihr R. v. Jhering.

118.

An Julius Glaser.

Göttingen, 24. Mai 1881.

Mein lieber Glaser!

Ich bin von Kohler in Würzburg, den ich persönlich kenne, angegangen worden, mich für seine Berufung nach Prag an die Stelle von Demelius zu bemühen, und da ich weiter niemanden näher kenne, der in der Sache einen Einfluß ausüben könnte, als Dich und Unger, letzterer aber, wie ich annehmen darf, jetzt in Oberitalien sein wird, so wirst Du wohl entschuldigen, wenn ich mich an Dich wende. Ob Du in der Lage bist, bei dem gegenwärtigen Ministerium irgendeinen Einfluß auszuüben, und ob Du ihn für Kohler anspannen magst, vermag ich nicht zu beurteilen, jedenfalls habe ich getan, was in meinen Kräften steht. Mir selber widerstrebt es im äußersten Grade, mich in Berufungs-

angelegenheiten zu mischen, die mich nichts angehen, und mit Dir wird es sich wahrscheinlich ebenso verhalten, aber ich kann ja derartige Zumutungen leider nicht immer ablehnen. Zur Empfehlung von Kohler kann ich hinzufügen, daß ich ihn für ungewöhnlich begabt halte, ich erblicke in ihm die bedeutendste Kraft, die seit Jahren aufgetreten ist, und prophezeie ihm eine glänzende Zukunft; aber leider darf ich nicht verschweigen, daß er sich durch sein überaus selbstgefälliges, anmaßendes Wesen überall höchst unliebsam gemacht hat, so daß ihm in Deutschland schwerlich der äußere Erfolg zuteil werden wird, den er sonst wohl verdiente. — Darum richtet er seinen Blick jetzt wohl auf Österreich!

Wie steht es mit Deinen Reiseplänen? Darf ich mich mit der Hoffnung tragen, daß Deine Wege Dich in diesem Sommer wieder über Göttingen führen? Du würdest mich durch diese Nachricht im höchsten Grade erfreuen.

Hoffentlich geht es Dir und den Deinigen nach Wunsch; empfiehl mich Deiner Frau aufs beste.

In alter Freundschaft

Dein R. Jhering.

119.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 11. November 1881.

Lieber Bülow!

Dein letzter Brief verkündet nur Erfreuliches: den besten Verlauf des Wochenbettes der Frau und eine neue literarische Produktion Deinerseits. — Kaum ist die Frau fertig, so gehst Du wiederum ins Geschirr — liberi, libri reihum, ganz wie

es sich für den rechten Gelehrten ziemt, dessen Sorge es sein muß, daß sein Name der Nachwelt erhalten bleibe, gleichmäßig durch lebendige, essende und trinkende, wie gedruckte und gebundene Träger seines Namens — für den Namen Bülow ist gesorgt!

Deine Anfrage hat mich bestimmt, mir die betreffenden Akten kommen zu lassen, und ich teile Dir das Nötige daraus mit. Unsere Spruchfakultät hatte per majora die Fällung eines Urteils in einer ihr zugesandten Sache aus der Zeit vor dem 1. Oktober 1879 abgelehnt, Ziebarth hatte damals ein Separatvotum eingereicht (das Du Dir verschaffen mußt, ich selber stehe mit ihm nicht auf dem Fuß, daß ich ihn darum angehen möchte, wende Dich daher direkt an ihn, aber ohne auf mich Bezug zu nehmen). Da eine zweite Sache kam und derselbe Zwiespalt der Ansicht innerhalb der Fakultät sich erhob wie bei der ersten Sache, so beschloß dieselbe, durch Vermittlung des hiesigen Kuratoriums (durch welches alle Sachen an das Ministerium gehen) die Entscheidung des Kultusministeriums einzuholen. Der Antrag lautete wörtlich:

> „K. Kuratorium wolle höheren Orts die Aufhebung des ..... Spruchkollegiums befürworten." (30. Dezember 1879.)

Darauf erfolgte ein Reskript an das Kuratorium (30. April 1880), aus dem ich folgendes wörtlich mitteile:

> ..... daß auch nach meiner Auffassung die Frage, ob die Spruchkollegien an den juristischen Fakultäten beizubehalten oder aufzuheben seien, für unsere Universitäten gemeinschaftlich zu entscheiden sein würde, und daß nicht ein einzelnes Spruchkollegium beseitigt werden, die übrigen aber erhalten bleiben könnten. Ich trage aber um so mehr Bedenken, etwa im An-

schluß an den Antrag der dortigen Fakultät alsbald eine allgemeine Maßregel in Angriff zu nehmen, als noch eben jetzt eine andere juristische Fakultät mir unzweideutig den Wunsch, ihr Spruchkollegium als solches fortbestehen zu sehen, zu erkennen gegeben hat."

Ich entnehme aus dieser Durchsicht der Akten, daß ich Dir seinerzeit den Stand der Sache nicht richtig angegeben habe. Da die Frage durch den Beschluß unserer Fakultät, keine Sache mehr anzunehmen, ihr praktisches Interesse für uns verloren hatte, und da ich früher, bevor wir uns nach Berlin wandten, offenbar aus unzuverlässiger Quelle erfahren hatte, daß nach Ansicht des Ministeriums die Tätigkeit der Spruchfakultäten sistiert sei, so hatte sich mir die klare Erinnerung an die Sache verschoben, wie ich denn zu meiner Schande gestehen muß, daß ich seit Jahren mit dem Interesse für unsere Senats- und Fakultätssachen auch das Gedächtnis dafür in dem Maße verloren habe, daß ich oft nach Wochen nicht mehr weiß, was vorgegangen ist. Entschuldige also, wenn ich Dich falsch berichtet habe, ich mache es jetzt wieder gut.

Seit jenem Ministerial-Reskript ist weder eine Sache an unsere Fakultät gelangt, noch eine Äußerung des Ministeriums. In unserm Personalbestand figuriert das Spruchkollegium munter fort — eine reine, völlig bedeutungslose Reliquie. Treffen etwa Aufforderungen zur Abgabe von Gutachten ein, was in den letzten Jahren nicht geschehen ist, so werden dieselben von dem Ordinarius der Spruchfakultät unserem obigen Beschluß gemäß dem Dekan der juristischen Fakultät zur Erledigung übergeben werden müssen!

Mit meinen Vorlesungen steht es nach dem gegenwärtigen, recht bescheiden gewordenen Göttinger Maßstab relativ überaus gut, im Oligationenrecht habe ich 60 Zuhörer, im Sachenrecht freilich nur 40. Ich habe mich längst in den

Gedanken gefunden, von der Zahl von über 400 in Wien auf $^1/_{10}$—$^1/_8$ herabgesetzt zu sein, ich weiß ja, warum ich dies Opfer gebracht habe — — mein eigentliches Auditorium sind die Leser meiner Schriften, und dies Auditorium hat sich von Jahr zu Jahr gemehrt. — Neulich erhielt ich die russische Übersetzung vom Zweck im Recht, und selbst in Nordamerika haben sich meine Schriften einen weiten Leserkreis erobert, eine Beurteilung meines Zwecks im Recht in einer amerikanischen Zeitschrift ist die glänzendste, welche je über irgendeine meiner Schriften erschienen ist. So muß man sich zu trösten wissen!

Mit besten Grüßen an Frau Sophie

Dein

R. v. Jhering.

120.

An Karl Binding.

Göttingen, 15. Oktober 1883.

Mein lieber Freund!

Ihr Brief hat gewirkt! Ich werde, sowie ich die zweite Auflage von Band 1 des Zweckes im Recht fertiggestellt habe, einen Teil des Tages, nämlich die Abendstunden, der Rechtsgeschichte widmen und zwar indem ich, wenn mir dies gelingt, meiner Frau diktiere. Hätte der Himmel mir doch in Wirklichkeit die Gabe gegeben, die so viele mir zusprechen, und um die sie mich beneiden: die eines leichten Darstellungsvermögens — welcher Genuß würde es mir dann sein, die Ideen, mit denen ich mich so lange getragen, zu fassen und der Welt mitzuteilen. Ich selber habe keinen höheren Wunsch, als daß dieselben nicht mit mir verloren gehen, und Ihr Urteil

hat mich wiederum in dem Glauben an den Wert derselben bestärkt.

Aber an jener Gabe fehlt es mir, wenigstens in dem Sinn, daß mir dasjenige, was ich beim ersten Wurf produziere, genügt, ich habe fast noch nie im Leben etwas zu Papier gebracht, das stehengeblieben ist, ich habe unausgesetzt daran gemäkelt und korrigiert, manches 4—6 mal umgearbeitet, leider nicht selten mit dem Erfolge, daß das letzte schlechter war als das erste.

So gehe ich eigentlich ohne Vertrauen zu mir selber an die Arbeit, und wenn sie aus der Stelle schreiten soll, so muß ich noch in meinen hohen Jahren ein anderer Mensch werden — ich muß dasjenige, was mich selber nicht befriedigt, stehenlassen. Es wird dies ein ewiger Kampf mit mir selber sein, Schriftsteller und Kritiker werden unausgesetzt uneinig sein. Aber den Versuch werde ich trotzdem machen, und er soll das ganze bevorstehende Wintersemester hindurch fortgesetzt werden. Dann werde ich das Fertige Ihnen und Hartmann zustellen, Sie sollen entscheiden, ob ich es, ohne mich zu blamieren, herausgeben kann. Von dem geringen Vertrauen, das ich zu mir selber besitze, hat niemand und kann niemand eine Vorstellung haben, weil niemand weiß, wie sehr ich mich nicht selten an den elendesten Dingen abzuquälen habe — die Welt kennt nur das fertige Werk, ich allein die Art, wie es zustande kommt.

Um Ostern sehen wir uns, wenn ich nach Italien reise, ich bleibe ein bis zwei Tage in Leipzig, dann berichte ich Ihnen weiter und bringe Ihnen die fertigen Partien des Werkes, das ich übrigens, je nachdem ich Lust und Neigung verspüre, bald hier, bald dort in Angriff nehmen werde, wahrscheinlich folgt das älteste System zuletzt.

Mit herzlichem Gruß

Ihr R. v. Jhering.

121.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Palermo, 6. April 1884.

Hochverehrte, teure Freundin!

Seit einer Woche bin ich in Palermo, und erst heute am Sonntagmorgen komme ich dazu, die Feder zur Hand zu nehmen, während ich mir vorgenommen hatte, täglich einige Stunden dem Schreiben zu widmen: dem Schreiben von Briefen und der Ausarbeitung meines Vortrages! Aber in Palermo ist es schwieriger, einen derartigen Vorsatz auszuführen, als in Göttingen, und ich erlebe hier wiederum zum so und so vielten Male, daß ich bei meinen Vorsätzen für die Reise von der Voraussetzung meines unangefochtenen Lebens in Göttingen ausgehe und die völlig abweichenden Verhältnisse und Abhaltungen des Lebens auf der Reise nicht in Anschlag bringe. Die Zeit, die ich hier bisher verlebt habe, hat sich geteilt zwischen Genuß und Erholung vom Genuß, in den beiden ersten Tagen kam noch ein Schirokko hinzu, der uns selbst zum Genuß unfähig machte, wir können die beiden Tage aus unserem Aufenthalt einfach streichen. Die folgenden Tage haben dann den Ausfall allerdings reichlich gedeckt, wir haben jetzt alles Schöne von Palermo und seiner Umgegend gesehen. Gestern haben wir sogar mit Hilfe von Eseln den Monte Pellegrino erstiegen und dort an einem der schönsten, klarsten Tage eine Rundsicht gehabt, der sich kaum eine andere an die Seite stellen läßt. Ihren Brief an Herrn Cassinis haben wir persönlich abgegeben, er erinnerte sich Ihrer und Ihres verstorbenen Herrn Gemahls mit größter Wärme und übergab mir die einliegende Karte zur Besorgung. Sein körperlicher Zustand ist ein kümmerlicher, er kann nur mit Hilfe eines Stockes einige Schritte gehen

und leidet unausgesetzt an schweren Kopfschmerzen. Sein Diener führte uns auf das Observatorium, von wo man eine entzückende Rundsicht hat, wir vermochten uns kaum zu trennen.

Palermo bildet, wie ich mir gedacht hatte, den Glanzpunkt unserer Reise in Sizilien. In Taormina, das mit Palermo wetteifern soll, hatten wir kein günstiges Wetter, der Ätna, der den majestätischen Schlußpunkt der Landschaft bildet, war zum großen Teil mit Nebeln bedeckt und war in den drei Tagen, die wir in Taormina zubrachten, eigensinnig genug, sich ihrer nicht zu entkleiden, auch von Catapia aus haben wir ihn nicht in seinem Glanze erblickt. So hat uns denn Palermo erst für das, was wir auf dem ersten Teile unserer Reise eingebüßt haben, entschädigen müssen. Wir sind hier in das Hotel Trinacria gegangen, welches nur durch einen öffentlichen Platz vom Meere entfernt ist und eine ungleich schönere Aussicht darbietet als das Hotel des Palmes, das ich anfänglich ausersehen hatte. Freilich sind wir genötigt gewesen, um diese Aussicht zu haben, einen ungleich höheren Pensionspreis zu zahlen, als der mir gemeldete war, nämlich 15 Fr. für die Person (ohne Wein und Beleuchtung), aber dafür haben wir hier auch eine Existenz geführt, die nichts zu wünschen übrigläßt, wir haben einen Salon bekommen im ersten Stock mit Ausgang auf die Terrasse und ein Schlafzimmer nach hinten hinaus. Die Aussicht von unserem Salon, sowie die Benutzung der Terrasse ist mit 100 Fr. mehr für die ganze Zeit nicht zu teuer bezahlt — ich habe mich unserer Unterhaltung über die verkehrten Ersparnisse erinnert, durch welche der Zweck, für den man 99 ausgegeben hat, vereitelt wird, um 1 zu ersparen. Ebenso haben wir es in bezug auf die Benutzung von Fuhrwerk gemacht, das hier übrigens unglaublich billig ist.

Am Dienstag werden wir Palermo verlassen, um mit dem Dampfschiff nach Neapel zu gehen; der Himmel gebe, daß das stille, ruhige Wetter bis dahin anhalte, denn vor der Seekrankheit haben wir beide einen gelinden Respekt. In Neapel werden wir bis Ostern incl. bleiben und dann nach Rom gehen. Die Strapazen der Reise sind dann überwunden, wir haben sie im Anfang abgemacht — die Tour von Venedig nach Reggio war überaus ermüdend, ich möchte sie nicht zum zweiten Male durchmachen. Auch in Sizilien gehört das Reisen mit der Eisenbahn, wenn man von dem Schnellzuge von Messina nach Palermo absieht, nicht zu den Annehmlichkeiten — wir sind genötigt gewesen, Bummelzüge zu benutzen, bei denen man kaum aus der Stelle kam, und des Gedränges bei den Eisenbahnschaltern, an denen ich mein Rundreisebillett vorzuzeigen und visieren zu lassen hatte, werde ich mich stets mit Schaudern erinnern! Sizilien steht in bezug auf seine Einrichtungen hinter anderen Ländern weit zurück — in Palermo gibt es nicht einmal einen Adreßkalender, ich habe die größte Not gehabt, die Personen, die ich aufsuchen wollte, aufzufinden, selbst ein Anzeigeblatt, in dem man die Angabe der Vergnügungen des Tages finden kann, fehlt. Dagegen kann ich der Gastfreundschaft der Sizilianer nur ein unbedingtes Lob spenden. In Catania, wo ich einen jungen Doktor, der mir früher eine Schrift zugeschickt, gebeten hatte, mir Logis im Gasthof zu bestellen, empfingen mich zwei Personen an der Bahn und wurden nicht müde, alles für uns zu tun, was in ihren Kräften stand. Ebenso hier: Professoren und Studenten wetteifern miteinander, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen; letztere veranstalten mir morgen eine Festlichkeit im Freien! Ich meinerseits würde gern, sehr gern darauf verzichtet haben, denn ich bin genötigt, meinen Aufenthalt aus diesem Grunde zu verlängern und werde stets italienisch

sprechen müssen — ich, der ich nie dasselbe grammatikalisch erlernt habe und es nur radebreche! Gestern abend war ich in einer Gesellschaft bei einem der Professoren, wo ich ebenfalls unausgesetzt italienisch sprechen mußte — eine Anstrengung, die mich mehr erschöpft hat, als wenn ich an meinem Arbeitstisch die schwierigsten Probleme zu behandeln gehabt hätte!

Ich habe Ihnen bisher einen kurzen Bericht über meine Reise gegeben, aber dasjenige, worum es mir bei diesem Briefe eigentlich zu tun war, habe ich noch nicht berührt: es ist der Rückblick auf meinen Aufenthalt in Ihrem Hause. Ich kann Ihnen gar nicht genug sagen, mit welchen Empfindungen der Freude und der Dankbarkeit wir, meine Frau und ich, auf denselben zurückblicken; er bildet einen unvergeßlichen Glanzpunkt unserer Reise. Durch Ihre Güte haben wir in Wien eine Häuslichkeit gehabt, eine Häuslichkeit, wie sie behaglicher und anregender sich nicht hätte denken lassen. Das Aufregende und Aufreibende, welches der ruhe- und rastlose Verkehr mit den vielen Menschen in Wien für mich hatte, ist durch die behaglichen Stunden bei unserem häuslichen Zusammensein ausgeglichen worden, in diesen Stunden habe ich immer von neuem die Kraft und Frische gewonnen, um die geselligen Freuden und Berührungen ohne Erschöpfung zu bestehen. Ganz besonders aber freue ich mich, daß ich dieses Mal Ihre ehrwürdige und hochbedeutende Frau Mutter habe kennen lernen — ich verstehe jetzt die Frau von Littrow und die Frau von Lang, die Tochter und die Enkelin wären ohne diese Frau wohl nicht das geworden, was sie sind. Der kurze Besuch, den ich bei Ihrer Tochter machte, reichte aus, um mir zu zeigen, daß dieselbe Vereinigung von zwei Eigenschaften, die sich nicht häufig zusammenfinden, und die ich bei Ihnen stets bewundert habe — verstatten Sie mir kurz zu sagen: von Geist, ausgeprägtem Bildungsbedürfnis

und praktischer Verständigkeit und Umsicht — sich auch bei ihr wiederholt; ich habe von ihr ein neues Bild bekommen und eine Seite an ihr kennen gelernt, die ich bisher nicht bemerkt hatte.

Zum Schluß nochmals den wärmsten Dank an unsere liebe, treffliche Wirtin in Wien von dem Ehepaar Jhering und die herzlichsten Grüße an alle die Jhrigen und das liebe Fräulein Fanny.

In treuer Anhänglichkeit

Jhr

ergebenster

R. v. Jhering.

122.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 25. Dezember 1884.

Regelsberger gefällt mir und allen anderen Kollegen ausnehmend, ich werde in einen engeren Verkehr mit ihm treten — eine vortreffliche Acquisition, die wir gemacht haben.

Lieber Bülow!

Jch verwende die kurze Zeit des Weihnachtsmorgens, vor der Kirche, welche ich an diesem Tage immer zu besuchen pflege, dazu, um Dir einige Worte zukommen zu lassen. — Es können nur wenige Worte sein, aber sie werden ja genügen, um Dich zu beruhigen. Würde ich mir vornehmen, Dir einen langen Brief zu schreiben, wie Du dies leider das letztemal bei mir getan hast, er würde lange liegenbleiben können, denn in den nächsten Tagen gibt es viel

zu tun. Meine Söhne sind hier, da wird stets konversiert und musiziert; dreimal in der Weihnachtszeit werden wir Gäste bei uns sehen, und am 1. Januar in der Nacht reise ich mit meiner Frau nach Rostock zur Taufe des zweiten Enkels.

Dein langes Schweigen hat mich im Anfang frappiert, zuletzt tief geschmerzt. Anfänglich schob ich den Grund auf Deine Bequemlichkeit oder Gründlichkeit — Bülow, sagte ich mir, hält sich für verpflichtet, Dir einen langen Brief zu schreiben, in dem Dein Buch besprochen werden soll, und dazu kann er nicht kommen, vielleicht ist ihm das Buch auch zu dick gewesen, und er hat es gar nicht zu Ende gebracht. Ich hatte ganz sicher erwartet, daß die Überraschung, die ich Dir durch mein Buch zugedacht hatte, Dir einige freudige Zeilen entlocken würde, einige Worte der Teilnahme, daß ich mit einer so schweren Arbeit fertig geworden war. Absichtlich hatte ich Dir und allen meinen nächsten Freunden aus dem bevorstehenden Erscheinen des Buches ein Geheimnis gemacht, um Euch zu überraschen, und ich freute mich schon auf die Briefe, die ich erhalten würde. Als nun selbst nach Wochen und Monaten kein Brief von Dir eintraf, ward ich zweifelhaft, was ich von Dir denken sollte, und zuletzt stand die Überzeugung fest bei mir, daß unser altes Verhältnis gestört sei. Wodurch? ich konnte es nicht ergründen, ich sann und sann, ob ich Dich durch irgendetwas bei unserer letzten Zusammenkunft verletzt habe, aber ich wußte nichts. Da ich aber fest überzeugt war, daß ich Dich verletzt haben müßte, so ward ich irre an mir selber und kam zu dem Schluß: Du mußt einmal die unglückliche Eigenschaft haben, Leute zu verletzen, ohne selber davon zu wissen, und ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich unter diesem Gefühl gelitten habe, ich fühlte mich in meinem Verkehr mit der Welt nicht mehr sicher. Ich weiß ja, daß ich durch Scherze, die nicht

böse gemeint waren, manche empfindliche Leute verletzt habe, daß mein ganzes Wesen für manche etwas Antipathisches haben muß, aber daß diese meine Eigenschaft mein altes Freundschaftsverhältnis zu Dir stören sollte, war mir doch eine der trübsten Erfahrungen meines Lebens. Ich darf Dir dies Bekenntnis nicht vorenthalten, und wenn Du unbefangen die Sache betrachten und beurteilen willst, so wirst Du zugestehen, daß ich recht hatte. Nicht einmal von Deinem Ruf nach Leipzig hattest Du mir Anzeige gemacht, ich erfuhr ihn von anderen Leuten; es war nun ganz klar, daß Du mir grolltest, oder richtiger mehr als grolltest, daß wir für immer auseinander seien. Ich meinerseits konnte nicht den ersten Schritt tun, ich war mir keiner Schuld bewußt, hatte ich gegen Dich gefehlt, so hätte ich von Dir als Freund erwarten und begehren können, daß Du mich davon in Kenntnis setztest. Unter diesen Umständen lehnte ich, als Ehrenberg mich um eine Empfehlung für seinen Bruder an Dich ersuchte, dieselbe ab, und habe Dir auch meinen Scherz und Ernst nicht zugesandt, während es mir sonst das größte Vergnügen gemacht haben würde, ihn gerade Dir zuzustellen, der Du die Entstehung der Briefe des Unbekannten mit erlebt hast.

Der Gedanke an Dich war mir ein so schmerzlicher und peinlicher, daß ich gestern abend Deinen Brief, den meine Frau mir bei der Bescherung überreichte, vorläufig zurücklegte, um ihn heute morgen zu lesen; ich mochte mir die Weihnachtsstimmung nicht trüben, indem ich eine der schmerzlichsten Erfahrungen des letzten Jahres in mir wachrief. Heute morgen habe ich ihn gelesen, aber es ist mehr ein Gefühl der Wehmut und des Schmerzes gewesen, das er in mir hinterlassen hat, als das der Freude — so plötzlich kann ich nicht von einer Stimmung, die sich seit Monaten in mir festgesetzt hat, zu einer anderen übergehen, mein Gemüt muß

sich erst allmählich beruhigen. Nimm es mir daher nicht übel, wenn der Brief den Ausdruck dieser Stimmung trägt. Dir gegenüber kann ich nicht anders als wahr sein und nicht zu den Phrasen greifen, die man fernerstehenden Personen gegenüber zur Anwendung bringt. Der Stachel, der in mir saß, und den Dein Brief jetzt entfernt hat, hat noch eine Wunde zurückgelassen, die erst allmählich heilen muß, es wird sehr bald die Zeit kommen, wo das Gefühl der Freude die Überhand gewinnen wird.

Die günstigen Nachrichten, die Du mir über Dich mitteilst, haben mich aufrichtig gefreut — möge der Himmel Dir Dein Glück noch lange erhalten, es fehlt jetzt nichts mehr zu demselben.

Mir und den Meinigen geht es ganz nach Wunsch. Ich meinerseits habe mich durch die Reise nach Italien und Sizilien auffallend erholt, während ich mich vorher äußerst abgespannt und schwach fühlte. In den Herbstferien genügten mir zwei Wochen Erholung, die ich zwischen Blankenese (bei Ehrenberg und Frau) und dem Harz teilte. Nach meiner Zurückkunft ging es mit der Arbeit ungewöhnlich leicht, ich habe zunächst ein kleines Gutachten ausgearbeitet und dann die Partien von Scherz und Ernst von Seite 232 bis zu Ende, und war Mitte November damit fertig — ich bin über mich selbst erstaunt gewesen.

Meine Zeit geht zu Ende. Ich füge nur noch hinzu:

1. daß Du Dein bisheriges Schweigen fortan nicht durch das Gegenteil auszugleichen brauchst — wir wollen das alte Tempo beibehalten und nur schreiben, wenn etwas Wichtiges zu melden ist.

2. daß mir für die Zukunft ein Brot zur rechten Zeit lieber ist als eine Wagenladung von Bröten, die erst eintrifft, wenn ich inzwischen verhungert bin. Nimm

Dir vor, niemals lange Briefe an mich zu schreiben, dann schreibst Du gewiß.

Die herzlichsten Grüße an die Deinigen! Anfang Januar beginne ich mit Bd. 3 des Zweckes, und dann gönne ich mir eine längere Enthaltsamkeit im Briefschreiben — Sapienti sat!

In alter Anhänglichkeit

Dein

R. v. Jhering.

123.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Göttingen, 30 Dezember 1884.

Hochverehrte teure Freundin!

Kennen Sie die Lage eines Menschen, der einen recht schönen Brief schreiben möchte, und dem es so dumm im Kopf ist, daß, wenn er mit einer Gänsefeder schreiben müßte, er die letztere kauen würde, um irgendwelche Gedanken mühsam aufs Papier zu bringen? Damit haben Sie meine Lage! Die Weihnachtszeit und die Ferien mit ihren unausgesetzten Genüssen: täglich Trio oder Quartett mit meinen Söhnen, späts abends eine Spielpartie mit ihnen, daneben zwei Gesellschaften im Hause Jhering, die eine bis spät in die Nacht mit Musik — unermeßliche Quantitäten Kuchen, Wein, Punsch und kulinarische Genüsse aller Art — kurzum, diese Überfülle von Genüssen hat mich so dumm und stumpf gemacht, daß ich nur mit Zagen meine Feder zur Hand nehme, um meiner geistreichen Freundin zu schreiben. Verstatten Sie zu meiner Erleichterung, mir vorzustellen, daß ich nicht an Sie, sondern

an irgendeine andere liebe Freundin schreibe, bei der ich mich nicht sonderlich zusammenzunehmen habe, sondern bei der die natürliche, ungezwungene Sprache des Herzens genügt. Ich weiß ja übrigens, daß auch letztere bei Ihnen willige Aufnahme findet, und sie zu reden, wird mir nicht schwer, selbst wenn mein Gehirn noch so schwach ist. Schöne Neujahrswünsche sende ich darum nicht, sie sowohl wie Geburtstagswünsche gehören selbst in meinen guten Tagen zu den schwierigsten stilistischen Aufgaben, die ich mir denken kann, und ich habe sie noch nie im Leben zu meiner Zufriedenheit gelöst. Aber einen herzlichen Dank sende ich Ihnen für das Schöne, das ich Ihnen in diesem ablaufenden Jahre danke: für die unvergeßliche Woche, die ich bei Ihnen in Wien verlebt habe, für die erquickende und herzgewinnende Freundlichkeit, welche Sie meiner Frau erwiesen haben, und für die große Liebenswürdigkeit, deren sich meine beiden Söhne bei Ihnen zu erfreuen hatten! In Berlin waren Sie mir sehr nahe, es hätte nur 6 Stunden gekostet, mich zu besuchen, aber ich habe nicht gewagt, Sie dazu aufzufordern — im Winter ist Göttingen und mein Haus so reizlos, daß ich niemanden zum Besuch einladen mag, es muß Sommer sein, wenn ich meinen Gästen etwas bieten soll. Wann kommt aber endlich der Sommer, wo mir dies in bezug auf die Frau von Littrow möglich werden wird? Ich kann immer nur meine alte Bitte wiederholen, und wenn ich denn zum neuen Jahre einen Wunsch aussprechen soll, so ist es der egoistische, daß das neue Jahr den längst ersehnten Besuch bringen möge! Ich habe ein wahres Verlangen darnach, unsere traulichen Wiener Unterhaltungen fortzusetzen, ich kann Sie versichern, daß sie zu den anregendsten gehören, die ich geführt habe, insbesondere leben unsere Plaudereien am Frühstückstisch im schönsten Andenken in mir fort. Beweisen Sie mir dadurch, daß Sie zu uns kommen, daß auch Sie Gefallen daran gefunden haben.

Ihre Mitteilungen über die Eindrücke, welche Sie von der Berliner Geselligkeit entgegengenommen haben, waren mir ungemein interessant. Ich meinerseits kenne dieselbe wohl zu wenig, um für sie schwärmen zu können, zurzeit ziehe ich noch die Wiener Geselligkeit vor, sie ist mir sympathischer, behaglicher, und wenn ich die Wahl hätte, mich einige Zeit in den Salons von Berlin oder Wien umherzutreiben, würde ich Wien vorziehen, ich finde dort insbesondere die Damenwelt ungleich anziehender. Nach Wien möchte ich jedes Jahr kommen, nach Berlin alle 5 Jahre!

Mein neuestes Buch[1], von dem Sie sprachen, ist, wie Sie richtig erkannt haben, die Frucht heiterer Stimmungen — — ich habe mir dabei so recht bene getan, was mir bei meinen literarischen Produktionen sonst nicht geschieht. Während ich sonst sehr langsam und bedächtig arbeite, sind die letzten Partien dieses Werkes, mehr als ein Drittel desselben, in kürzester Zeit zu Papier gebracht — mir selber ein Wunder! Ich habe dabei nie die Feder gekaut, weil es mir der Mühe wert zu sein schien, und gerade dadurch ist es gut geworden, während nicht selten dasjenige, was ich recht mühsam ausarbeite, schlecht ausfällt. Ich werde jetzt die Früchte des Buchs einernten — erst die süßen: allerhand anerkennende Briefe — dann die bittern: die giftigen Entgegnungen und Anspielungen aller derer, die in demselben angegriffen sind oder fühlen, daß sie gemeint sind. Aber ich fühle mich zurzeit so kräftig, frisch und mutig, daß mich dies nicht sonderlich anfechten soll!

Am 1. Januar in der Nacht reise ich mit meiner Frau nach Rostock, um dort der Taufe meines zweiten Enkels beizuwohnen — eine Aussicht, auf die wir uns außerordentlich freuen. Dann geht es wieder an die ernste, strenge Arbeit,

[1] Scherz und Ernst.

auf die ich mich übrigens diesmal auch nicht wenig freue, ich fühle das Bedürfnis, den „Scherz" durch einen gehörigen „Ernst" wieder gutzumachen.

Wenn ich den Jahresabschluß mache, so kann ich nur sagen, daß er seit einer Reihe von Jahren kein so befriedigender gewesen wie in diesem Jahre: ich fühle mich nach allen Richtungen vollkommen befriedigt und glücklich, vermisse gar nichts, und der einzige Wunsch, den ich in das neue Jahr mit hinübernehme, ist der, daß es noch einige Zeit so bleibe.

Meine Frau ist trotz der „Stütze", die ich ihr seit November gegeben habe, durch die häuslichen Arbeiten — heute mittag ißt wiederum jemand bei uns, vorgestern hatten wir große Abendgesellschaft — so in Anspruch genommen, daß sie zum Schreiben nicht gelangen kann, sie wird es nachholen, wenn wir von Rostock zurückgekehrt sind, diesmal beschränkt sie sich darauf, Ihnen die herzlichsten Grüße zu senden, ebenso wie mein Rudolf, der fromme Theologe, während Ali Pascha einen Brief beilegt.

Zum Abschiede die besten Grüße und Wünsche für Sie und alle die Ihrigen und den Wunsch, daß es mit uns beim alten bleibe!

In treuer Anhänglichkeit

Ihr R. v. Jhering.

124.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

März und Mai 1885.

Hochverehrte Frau und Freundin!

Es ist jetzt ein Jahr, daß wir bei Ihnen waren, und die Erinnerung an diese schöne Zeit gibt mir die Feder in die Hand, um Ihnen zu sagen, wie wir Ihrer in diesen Tagen gedacht haben, mit welchem Genuß, mit welcher Dankbarkeit wir uns der Zeit erinnern. Könnte ich sie doch von neuem durchleben! Allen Respekt vor den deutschen Männern, die ich am wenigsten herabsetzen will — aber eine so anregende Unterhaltung wie mit Ihnen in den reizenden Morgen- und Abendstunden habe ich mit den wenigsten meines Geschlechts geführt. Läßt sich denn die Zeit nicht erneuern, sei es hier, sei es in Wien? Ich lechze darnach, und wenn Sie nicht nach Göttingen kommen, so komme ich nach Wien — ohne mich damit bei Ihnen zum Logieren anmelden zu wollen, auch ohne Aufenthalt in Ihrem Hause können wir uns viel sehen. Ihr Plan einer gemeinschaftlichen Reise nach Konstantinopel ist zwar sehr verlockend, aber — Geld, Geld, Geld! Vielleicht aber können wir uns in diesem Jahre in Böhmen treffen. Ich werde nämlich wahrscheinlich nach Karlsbad müssen, und wenn Sie dann in Marienbad sind, besuche ich Sie und zwar nicht auf einen Tag wie früher, sondern nach beendeter Kur auf mehrere Tage.

29. April.

Dieser Anfang des Briefes hat seit Mitte oder gar Anfang März gelegen und ist sogar mit nach Berlin gewandert, wo ich in Morgenstunden den Brief zu beenden gedachte. Aber es kam anders! Ich hatte nicht einmal die Morgen-

stunden frei. Gleichzeitig mit meiner Frau und mir traf mein Schwiegersohn Ehrenberg in Berlin ein und fand sich, da er mit uns in demselben Gasthof logierte, schon zum Frühstück ein, ich selber aber mußte öfters schon bald nach 9 Uhr das Haus verlassen, um erst abends spät zurückzukehren. Von Berlin kehrten meine Frau und ich mit einer sehr heftigen Erkältung zurück, die wir uns beim Anschauen des Fackelzuges vom Balkon aus zugezogen hatten, und die bei mir so heftig wurde, daß ich mich als Patienten betrachten mußte und nicht die Feder zur Hand nehmen mochte. Dann kam der Anfang der Vorlesungen und der Examina — für diesen Brief hatte die Stunde noch immer nicht geschlagen! — und erst jetzt bin ich endlich so weit, daß ich glaube, ihn zu Ende bringen zu können.

Ihren letzten Brief hatte ich mit nach Berlin genommen, um ihn von dort aus zu beantworten; augenblicklich, wo ich ihn zur Hand nehmen möchte, finde ich ihn nicht und weiß daher nicht, ob ich alle darin angeregten Punkte berühren werde.

1. Mai.

Abermals unterbrochen. In der gegenwärtigen Zeit muß ich mich in den Stunden, die ich zum Briefschreiben verwende — es sind die Nachmittagsstunden — stets auf Unterbrechungen gefaßt machen, ich bin nämlich augenblicklich Dekan unserer Fakultät, und das macht stets etwas zu schaffen, bald kommen Studenten, bald der Pedell und dazu kommt noch, daß zwei neue Kollegen bei unserer Fakultät eingetroffen sind, deren ich mich vorzugsweise anzunehmen habe.

In den letzten Monaten ist es im Hause Ihering nicht zum besten gegangen. Den einzigen Lichtpunkt bildet meine Begegnung mit Bismarck. Es war der größte Wunsch meines Lebens, denselben einmal zu sehen und sprechen zu hören. Derselbe ist jetzt nicht bloß erfüllt, sondern weit übertroffen

worden. Unsere Fakultät hatte Bismarck, der früher hier studiert hatte, aus Anlaß seines 70 jährigen Geburtstags zum Dr. jur. honoris causa ernannt, und ich, der ich augenblicklich Dekan bin, faßte den Entschluß, ihm das Diplom persönlich zu überreichen, und zwar war mein Wunsch darauf gerichtet, es nicht am 1. April mit der Masse der Gratulanten und Deputationen zu tun, unter denen ich mich verloren hätte, sondern an irgendeinem Tage vorher. Durch Vermittlung einflußreicher Verwendungen ist dieser mein Wunsch nun in einer Weise erfüllt worden, die meine kühnsten Hoffnungen übertroffen hat. Ich erhielt eine Einladung zu einem Mittagessen im Kreise seiner Familie („im Oberrock", wie es auf der Einladungskarte hieß) und hatte das Glück, etwa 3 Stunden mit ihm und den Seinigen zusammen zu sein — es sind die wertvollsten Stunden meines ganzen Lebens! Bei Tische hatte ich meinen Platz neben ihm und der Fürstin, und nach Tisch ward die Unterhaltung bei Kaffee und Zigarren fortgesetzt. Als Bismarck mir zuerst entgegentrat, war mir zumute, als ob die personifizierte Geschichte mir erschiene, ich konnte ein Gefühl der Beklemmung nicht überwinden. Auch bei Tische wurde ich dasselbe ihm gegenüber nicht los, während die Fürstin durch ihre, ich möchte fast sagen, bürgerliche Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit mich das Gefühl der Befangenheit von Anfang an überwinden ließ. Aber nach Tisch, als wir zusammensaßen, er seine Pfeife rauchend, ich die Zigarre, und die behaglichste Plauderei sich entspann, bei der er mir über seine Studentenjahre berichtete und seine gegenwärtige, durch Schweninger angeordnete Lebensweise schilderte, vergaß ich ganz, daß es der Mann war, der der Welt eine andere Gestalt gegeben hat. Als ich ihm das Diplom überreicht und vorgelesen hatte, machte er seine Scherze, und beim Abschied entließ er mich mit den Worten: er könne mich ja fortan Kollege nennen! Man muß den Mann im

Kreise seiner Familie gesehen haben, um ihn ganz kennen zu lernen, man hält es nicht für möglich, daß er der gewaltige Bismarck ist! Ganz hingerissen bin ich von dem seelenvollen Ausdruck seines Auges, man glaubt in einen klaren, tiefblauen See hineinzusehen, ich habe mich ganz in diesen Anblick vertieft.

Doch wenn ich Ihnen einen genauen Bericht über das Zusammensein geben wollte, in dem auch die Mitteilungen von Schweninger und seinem Faktotum, dem Geh.-R. Rottenburg, eine Rolle spielen, könnte ich Bogen voll schreiben. Die Erfahrungen, die ich mit diesem Briefe gemacht habe, halten mich ab, mich weiter zu ergehen, ich wüßte nicht, wann derselbe schließlich fertig werden würde. Nehmen Sie also mit diesem wenigen vorlieb, einen ausführlichen Bericht statte ich Ihnen einmal mündlich ab.

Meine Frau sendet Ihnen und den Ihrigen die herzlichsten Grüße, denen ich die meinigen beifüge. Möge es im Kreise der Ihrigen gut gehen. Wenn Sie im Sommer nach Marienbad gehen, so haben Sie wohl die Güte, mich zu benachrichtigen.

In bekannter Gesinnung

Ihr treu ergebener

R. v. Jhering.

125.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 20. Juni 1885.

Lieber Bülow!

Ich habe vorgestern Deine kleine Schrift erhalten, gleich gelesen und beabsichtigte, Dir sofort unter dem frischen Eindruck zu schreiben, ward aber daran gehindert. Ich habe mich aufrichtig darüber gefreut. Deine Schrift ist nach Form und Inhalt gleich vortrefflich, in formeller Beziehung ist sie das Beste, das bisher aus Deiner Feder hervorgegangen ist, sie vereinigt in dieser Beziehung die Vorzüge der Klarheit, Knappheit der Darstellung mit der der Schönheit und Eleganz. — Wäre das Prädikat „geistreich" nicht durch mich in Mißkredit gekommen, so würde ich dies vor allen wählen, vielleicht scheust Du Dich aber nicht so sehr davor, wie manche, denen man allerdings auch nicht in Versuchung gerät es zuzugestehen. Manche Deiner Wendungen sind ganz vortrefflich, sie treffen den Nagel auf den Kopf. In sachlicher Beziehung bin ich ganz mit Dir einverstanden. Im dritten Bande meines Zweckes im Recht hatte ich mir bei Gelegenheit der Ausführung und Bedeutung, welche der Zweckgedanke für den Richter hat (= der sogenannten Natur der Sache), die Begründung derselben Auffassung des Richteramts vorbehalten, die Du jetzt in so vorzüglicher Weise entwickelt hast. Neu ist sie ja allerdings nicht, Anklänge darin finden sich bei vielen, aber ein anderes sind die bloßen Anklänge, ein anderes die bestimmte, erschöpfende Formulierung. Erst von dem Augenblick, wo letztere gegeben ist und mit dem Anspruch auf Annahme oder Ablehnung auf die Bühne tritt, ist die Wissenschaft genötigt, Stellung zu ihr zu nehmen, und in diese Lage hast Du sie versetzt, sie kann fortan die Frage bei der Lehre

von den Rechtsquellen nicht mehr einfach umgehen. Auch mein Teil III des Geistes hatte in dem Kapitel über die individualisierende Rechtsbildung die historische Seite Deines Themas in Aussicht genommen; wenn ich dazu gelange, diesen Teil zu schreiben, wird niemand sich über die dort gegebenen Ausführungen mehr freuen als Du. Ich schließe meine Auslassungen über Deine kleine Schrift mit dem herzlichen Glückwunsch zu diesem höchst gelungenen Wurf.

Auf Deinen lieben, außerordentlich eingehenden Brief vom 26. Mai habe ich Dir bisher noch nicht geantwortet, es gab in diesen Wochen recht viel für mich zu tun — nicht gerade sehr Angenehmes! Ich bin zur Zeit Dekan, und es scheint, als wollte der Himmel mir diesen Vorzug gründlich verleiden, er hat allerhand unangenehme, zeitraubende Dinge heraufbeschworen, die nicht gerade nötig gewesen wären. Meine schriftstellerische Feder ruht infolgedessen oder wird wenigstens, wenn sie kaum einen Ansatz gemacht hat, sofort auf Tage wieder zur unfreiwilligen Muße verdammt. Infolgedessen ist meine Stimmung nicht gerade die heiterste, es lastet schwer, sehr schwer auf mir, daß eine Woche nach der andern vergeht, ohne daß ich etwas beschaffe. Im Winter habe ich eine größere Abhandlung für die Jahrbücher geschrieben, die längst hätte erscheinen können und sollen, neulich einen lange versprochenen Aufsatz für die Gegenwart („Ausnahmen bestätigen die Regel"), in dem ich einen früheren Kritiker (Boas) abgeschlachtet habe — sieh Dir denselben an, er erscheint am 4. Juli, ich bin überzeugt, daß Du lachen wirst. In den Pfingstferien habe ich meine Begegnung mit Bismarck zu Papier gebracht — aber nur für meine Familie, der Aufsatz soll nicht erscheinen. Seine Mitteilungen über Savigny verdienten veröffentlicht zu werden — er stellte ihn als Charakter ganz außerordentlich gering; ich habe sie sowohl wie alle übrigen genau zu Papier gebracht.

Ich habe soeben Deinen Brief wieder durchgelesen und von neuem die Freude empfunden über seinen warmen Ton und die darin ausgesprochene Befriedigung über Deine neue Existenz. Wer einmal wie Du zum Großstädter angelegt ist, dem muß es in Leipzig wohl sein, der wird die Unannehmlichkeiten gern in den Kauf nehmen. Für Deine liebe Frau werden sie fühlbarer sein, aber der Gedanke, daß Du Dich glücklich fühlst, wird auch ihr darüber hinweghelfen. Hoffentlich macht es sich einmal, daß ich mich persönlich von Deinem Glück überzeuge, dann können wir in wenig Stunden ganze Stapel Briefe ersetzen! Da es übrigens von Leipzig nach Göttingen ebenso nahe ist, wie von Göttingen nach Leipzig, so rechne ich darauf, daß Du (wo möglich mit Deiner Frau) in nächster Zeit die Gelegenheit benutzest, meine persönlichen Mitteilungen hier entgegenzunehmen. Für diesen ganzen Sommer bis tief in den Herbst hinein ist unser Fremdenzimmer besetzt, zur Zeit durch eine Freundin aus Hamburg, welche so lange bleiben wird, bis meine Tochter mit ihren Kindern einrückt, dann folgt Ehrenberg, und vor Oktober wird das Haus nicht leer werden. Während meine Tochter hier ist, gedenke ich mit meiner Frau nach Karlsbad zu reisen; sie wird dann inzwischen das Haus hüten.

Welche Pläne hast Du für den Sommer? Vielleicht könnte ich Dich auf der Rückreise von Karlsbad, die der nötigen Erholung wegen im weiten Bogen gehen wird, irgendwo treffen? Auf meiner Hinreise nach Karlsbad (7. oder 8. August) werde ich mich in Leipzig nicht aufhalten, auf der Rückreise es gar nicht berühren.

Regelsberger (der das Haus von Mejer gekauft hat und in dieser Woche dort eingezogen ist) ist mir sehr sympathisch, er ist eine echte, freundliche, wohlwollende Natur, und als Juristen schätze ich ihn sehr, ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, ihn von dieser Seite kennen zu lernen. Ein prächtiger Mensch ist

auch Schröder; bei den Studenten findet er den größten Beifall. Auch Merkel ist mir recht lieb, auch er gefällt — wir können mit unseren neuesten Acquisitionen sehr zufrieden sein.

Beste Grüße an Frau Sophie von mir und den Meinigen.

In alter Anhänglichkeit

Dein R. v. Jhering.

126.

An Julius Glaser.

Göttingen, 18. Dezember 1885.

Mein lieber Glaser!

In diesen Tagen erhielt ich in Deinem Auftrage den zweiten Band Deines Handbuchs, und ich unterlasse nicht, Dir meinen besten Dank dafür abzustatten, mit dem ich zugleich meinen Glückwunsch über den rüstigen Fortgang Deines Werkes verbinde. Gelesen habe ich es noch nicht und werde auch nicht so bald dazu gelangen, es ist zu viel in letzter Zeit gekommen, mehr, als ich bewältige. Von Binding habe ich verschiedene Partien, die mich interessierten, gelesen, jetzt habe ich Wach unter Händen, aber die Lektüre geht langsam aus der Stelle, da ich selber schriftstellerisch beschäftigt bin. Teile Unger mit, daß ich seiner Anregung, das Thema der aktiven Solidarobligation zu behandeln, Folge geleistet habe, die Abhandlung wird morgen oder übermorgen fertig und wird wahrscheinlich schon Anfang Januar erscheinen. Ohne die Aufforderung von Unger würde ich sie nicht geschrieben haben, er kann sich als moralischen Urheber betrachten.

In der Weihnachtszeit wird mein dritter Sohn (Albrecht) Dir seinen Besuch machen, die Festtage bringt er hier zu, dann

geht er zur Braut nach Wien. Das ablaufende Jahr hat mir zwei Bräute gebracht, die von meinem zweiten Sohn (Friedrich) die neulich bei uns war, und an der wir großes Wohlgefallen gefunden habe, und die von dem dritten, die ich erst kennen lernen soll, über die ich aber recht viel Gutes gehört habe.

Von dem Zusammentreffen mit Euch haben meine Rostocker Kinder mir berichtet, sie waren äußerst beglückt darüber, und auch ich habe mich sehr gefreut. Sicherlich haben sie von ihrem Jungen berichtet, um den sich ihr ganzes Denken dreht, und er ist in der Tat ein Prachtexemplar. Von ihnen wirst Du auch über mich und mein Haus erfahren haben, und dasselbe steht Dir nächstens wieder bevor. Darum gestatte, daß ich hier mit meinem Bericht abschließe.

Indem ich von meiner Frau und mir an Dein Haus die besten Grüße und Wünsche zu Weihnachten und Neujahr sende und Dich bitte, Unger bestens zu grüßen, verbleibe ich

in alter Anhänglichkeit

Dein R. v. Jhering.

127.

An Karl Binding.

Göttingen, 30. Dezember 1885.

Mein lieber Freund!

Ich benutze die letzten Tage des Jahres, um mit meinen Briefschulden aufzuräumen, damit ich mit freiem Herzen das neue beginnen kann. Unter diesen Schulden ist eine der drückendsten die an Sie, denn es liegen bereits zwei Briefe von Ihnen bei mir, von denen der eine in eine dunkle Vergangenheit

zurückreicht. Sie werden erraten haben, warum Sie keine Antwort erhielten, wie der Gläubiger es erraten wird, warum er auf einen Mahnbrief keine Antwort erhält — — der Schuldner kann eben nicht zahlen. Sie werden einwenden: oder er will nicht zahlen. Sehen wir uns den gegenwärtigen Schuldner einmal an.

Ich habe schon im Sommer 1883 mit einer Partie der letzten Periode begonnen und sie in diesem Sommer fortgesetzt. Aber je mehr ich arbeitete, um so mehr überzeugte ich mich, daß das Ausgearbeitete in dieser Form in das Werk, wie Sie es sich gedacht haben, keine Aufnahme finden könne, dasselbe würde bei dieser Weite und Breite der Darstellung auf 3—4 Bände anwachsen, d. h. unter anderem Namen eine Rechtsgeschichte werden, wie sie ja bereits Degenkolb überwiesen ist. Und doch kann ich jene Ausführungen nicht unterdrücken. Sie enthalten völlig neue Ideen über die älteste Gestaltung des römischen Eigentumsrechts und einen Teil des Obligationenrechts, und ohne detaillierte Ausführung würden dieselben nichts Überzeugendes haben. Ich habe mir jetzt den Plan, den ich innehalten will, ganz genau vorgezeichnet, und bevor derselbe nicht ausgeführt ist, bin ich nicht in der Lage, auch nur einen Federstrich an meinem Werk zu tun. Ich setze die angefangenen Untersuchungen in diesem Jahre ungestört fort, und zwar habe ich für sie die Hälfte meiner Arbeitszeit bestimmt, die andere widme ich dem Zweck im Recht. Wenn ich mich diesmal nicht, wie schon oft, verrechne, so ist am Ende des nächsten Jahres ein stattlicher Band rechtshistorischer Untersuchungen fertig, der unter dem Namen: „Aus der römischen Rechtsgeschichte" das Licht der Welt erblicken wird; in der Vorrede wird bemerkt werden, daß derselbe einen Vorläufer des für Sie bestimmten Werkes enthält. Ob Ihr Verleger oder ein anderer den Verlag erhalten wird, wird Sache der Vereinbarung sein, jedenfalls werde ich ihm

denselben zunächst anbieten, und Sie können sich das Verdienst zusprechen, der intellektuelle Urheber des Buches gewesen zu sein. Den Inhalt der einen Abhandlung — im ganzen werden es 4 — finden Sie kurz angedeutet in meiner Abhandlung über den Rechtsschutz gegen injuriöse Rechtsverletzung. (Jahrbücher 23, S. 204 ff.)

Selbst dann, wenn ich mir nicht durch diese Spezialuntersuchungen erst den Zugang zu meiner Aufgabe bahnen müßte, würde ich doch die Überzeugung, die ich bei näherem Durchdenken der letzteren gewonnen habe, daß nämlich das Werk von Degenkolb vor dem meinigen erscheinen muß, aufrecht erhalten. Geht das Abstrakte dem Konkreten oder das Konkrete dem Abstrakten voraus? Ich denke doch, daß letzteres der Fall ist. Erst das konkrete, historische Material, und dann der Versuch einer Verwertung desselben zu allgemeineren Gesichtspunkten. Wenn das Werk von Degenkolb vor mir liegt, so kann ich stets, wo ich des Materials zum Beweise meiner Ideen bedarf, auf dasselbe Bezug nehmen, während ich sonst Gefahr laufe, Dinge auszuführen, die sich später auch bei ihm finden, was doch in der Tat nicht im Interesse Ihres Unternehmens liegt, oder möchten Sie, daß dieses dieselbe Sache zweimal brächte? Ich weiß, daß Sie sich von demselben gerade von mir viel versprechen und möglichst rasch mit meinem Werke vor die Öffentlichkeit treten möchten, aber Sie können es verständigerweise selber nicht wünschen mit Umkehr der gegebenen natürlichen Ordnung. Fügen Sie sich also jetzt in das Unabwendliche, und warten Sie das Ende des nächsten Jahres ab.

Den ersten Band Ihres Werkes erhielt ich durch die Verlagshandlung — — eine abermalige Vorschußzahlung auf meine eigene künftige Leistung. Ich habe Ihr Werk nicht ganz gelesen, dazu fehlte mir nicht bloß die Zeit, auch das durch eine genaue Vorbildung bedingte Interesse, aber manche

Partien, die mich interessierten, habe ich vollständig und mit ganzer Aufmerksamkeit gelesen. Ich habe manches ganz Vortreffliche gefunden, das mich vollständig überzeugt hat, aber dann auch anderes, wo ich mich in lebhaftestem Widerspruch mit Ihnen befunden habe — infandum renovare usw. Auf die Bemerkung S. 184 werden Sie seinerzeit die Antwort erhalten, und ich werde dabei das Beispiel der Freimütigkeit nachahmen, das Sie in Ihrem Buch mit Bezug auf die Beurteilung der Ansichten anderer gegeben haben — — hanc damus veniam pelimusque vicissim.

Wenn Sie mir einen einzigen Fall nennen können, in dem meine dort von Ihnen so weit zurückgewiesene Ansicht die Probe nicht besteht, so werde ich mich für geschlagen erklären, mir ist bisher auch nicht ein einziger vorgekommen. Hinter jedem Imperativ an die Person, ja hinter jedem Rechtssatz, auch sogenannten begriffsentwickelnden, z. B. dem über Volljährigkeitstermine, Verjährung steht der Richter, der ihn im einzelnen Fall, wenn die Gegenpartei etwas ihm Widersprechendes begehrt, verwirklicht. Ich werde Sie seinerzeit öffentlich auffordern, mir einen einzigen Fall des Gegenteils zu nennen, dann wehren Sie sich, persönlich bleibt alles zwischen uns beim alten —, wenn auch die Schriftsteller sich in die Haare fallen, so sollen die Menschen sich dadurch nicht berühren lassen. Wenn Sie mit Ihren Normen Wege einschlagen, auf denen ich Ihnen nicht folgen kann, und ich mit meinem Zweck solche, auf denen Sie es nicht vermögen, so gibt es doch Wege, die wir zusammen wandeln, und ich werde nie den Weg zu Ihrem Hause, und Sie hoffentlich nicht den zu dem meinen vergessen, haben wir uns auf literarischem Gebiet gehauen, so setzen wir doch unsere Beine unter denselben Tisch und leeren in alter Gesinnung eine Flasche Wein — auch mehrere! — mit obligaten Austern dabei. Möge mir dies bald wieder zuteil werden.

Zum neuen Jahre wünsche ich Ihnen das Erscheinen mancher vortrefflichen Werke Ihrer Sammlung; mögen sie sich den vorangegangenen würdig anschließen, und mögen Sie nicht sobald den Fall wieder erleben, daß die Verfasser mitten im angefangenen Werk davongerufen werden, wie Wagner und Glaser. Der Tod des letzteren hat mich aufs tiefste erschüttert, ich bin ganz gebeugt. Sie werden wohl wissen, daß Glaser und auch seine Frau mir aufs engste befreundet waren; es ist der schmerzlichste Fall, den ich im Kreise meiner Freunde erlebt habe.

In aufrichtiger Anhänglichkeit
(trotz Normen, Zweck und Haue)

Ihr R. v. Jhering.

128.

An Frau Auguste v. Littrow-Bischoff.

Göttingen, 22. Januar 1886.

Hochverehrte Frau und Freundin!

Wenn ich mich noch an demselben Morgen, an dem ich Ihren Brief erhalten habe, hinsetze, um denselben zu erwidern, so geschieht es, um so rasch wie möglich einen Punkt desselben ins reine zu bringen. Es betrifft die an uns gerichtete Einladung, die ich bei Ihrer Güte voraussah. Zwischen uns kann und soll volle Offenheit herrschen. Meine bevorstehende Reise nach Wien könnte mir in keiner Weise genußreicher gestaltet werden, als wenn ich wieder bei Ihnen logieren dürfte. Die Stunden, die ich bei Ihnen verlebte, sind die schönsten, die ich je in einem fremden Hause als Gast verbracht habe, sie sind mir in lebhaftester, dankbarster Erinnerung, und ich habe keinen größeren Wunsch, als daß sie sich erneuer-

ten. Nie im ganzen Leben habe ich solche schönen und anregenden Plauderstündchen in den Morgenstunden beim Kaffee genossen als bei Ihnen; wenn ich mich des Abends zu Bett legte, freute ich mich schon auf den folgenden Morgen! Der Verlauf des Tages brachte der Zerstreuungen sehr viele und auch manche andere Personen, die Morgenstunden waren die der Sammlung und des ungestörten Behagens, da genoß ich Sie allein. Ich empfinde ein wahres Herzensbedürfnis, mich in derselben Weise wiederum mit Ihnen aussprechen zu können, und ich würde ganz glücklich sein, wenn ohne mein Zutun mir dies beschieden würde.

Da haben Sie den ersten Teil meines Geständnisses. Nun den zweiten! Sie werden ihn erraten, Sie müssen ihn erraten. Was anders kann mich abhalten, mich dieses Glückes teilhaftig zu machen, als die Scheu, Ihnen lästig zu fallen? Offen gestehe ich, daß ich niemals bei meinem ersten Besuch die Empfindung gehabt habe, daß ich Ihnen lästig gefallen bin, es liegt also gar kein Grund zu der Annahme vor! Warum also die Annahme? Nur darum, weil ich mir sagte: die Frau von Littrow kann nicht anders als eine erneuerte Einladung an Dich ergehen lassen, selbst wenn es ihr zurzeit nicht paßte, es besteht ein moralischer Druck für sie. Ich würde es mir nie vergeben, diesen Druck benutzt zu haben, um einen Lieblingswunsch zu erreichen, und darum, ich versichere Sie: lediglich darum habe ich meinen Sohn beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß wir diesmal nicht bei Ihnen logieren würden. Der Grund lag mithin nicht darin, daß ich des freieren Verkehrs mit den künftigen Verwandten meines Sohnes wegen es vorgezogen hätte, im Gasthof zu logieren — meine besten Stunden würde ich stets Ihnen zu widmen suchen, d. h. selbst in den Morgenstunden würde ich mich bei Ihnen einfinden.

Jetzt wissen Sie, woran Sie sind. Wollen Sie mich haben, so ist niemand glücklicher als ich. Aber das „Wollen"

darf auch nicht den allerleisesten Beigeschmack des Sollens haben, und nun wende ich mich an die Freundin mit der Bitte um volle Offenheit und Aufrichtigkeit. Es wäre ja möglich, daß Ihnen mein Besuch, so lieb er Ihnen auch sonst sein würde, doch in diesem Frühling nicht paßte, sei es aus welchen Gründen es immerhin sei. Wenn Sie in dem Moment, wo Sie diese Zeilen lesen, vor sich selber dies zugestehen, so wäre es ein Unrecht gegen Sie und gegen mich, wenn Sie gleichwohl die Einladung aufrecht erhalten wollten, sagen Sie sich selber aber in dem Moment, daß mein Bedenken grundlos ist — nun, so sagen Sie es auch mir, und niemand wird darüber glücklicher sein als ich. Anders, als ich bisher gehandelt habe, konnte ich nicht handeln, dafür berufe ich mich auf Ihr eigenes Urteil. Sie können die Gründe, die mich dazu bestimmten, unmöglich verkennen. Die Aufrichtigkeit meiner verehrten Freundin soll jetzt über mein Schicksal entscheiden. Wie es auch ausfalle, ich werde dafür sorgen, daß ich nicht leer bei Ihnen ausgehe — auch wenn ich nicht in Ihrem Hause logiere, werden doch Sie mich mehr haben als irgend jemand anders.

Basta! Jetzt ist es vom Herzen! Und was vom Herzen kommt, geht auch zum Herzen — ich weiß, daß ich bei Ihnen auf ganz dieselbe Offenheit rechnen kann, die ich Ihnen im bisherigen erwiesen habe.

Das Diplom von Bismarck bringe ich Ihnen mit, Sie hätten es getrost behalten können. Über die Ausweisungsfrage sprechen wir mündlich. Unmenschlich war die Ausweisung, aber ob sie nicht politisch geboten war, darüber ordne ich mich dem Urteil des Mannes unter, der sie verhängt hat.

In treuer Anhänglichkeit

Ihr ergebenster

R. v. Jhering.

129.

An Bernhard Windscheid.

Göttingen, 18. März 1886.

Mein lieber Windscheid!

Du hast mir einen Tag lang schwere Sorgen gemacht. Seitdem ich die Nachricht Deiner schweren Erkrankung in der Zeitung gelesen, hatte mich der Gedanke an Dich nicht wieder verlassen, ich nahm ihn mit in die Vorlesung, und noch abends im Bett dachte ich: wie mag es jetzt in Leipzig stehen? Seit einiger Zeit bin ich infolge mehrerer Todesfälle, die mich sehr schmerzlich getroffen haben, insbesondere des von Glaser und einem lieben Freunde in Schweden: Malmsten, sehr ängstlich, fürchte gleich das Schlimmste, und so war es auch bei Dir der Fall. Am anderen Morgen las ich in der Zeitung, daß das Gerücht die Gefahr sehr übertrieben hatte, bald nachher traf das Telegramm von Deiner lieben Frau ein und heute ihr so herzlicher Brief, für welche beide ich ihr meinen besten Dank sage. Gottlob! daß meine Besorgnis eine unbegründete war. Halte Dich jetzt tapfer, Du darfst so bald nicht sterben. Nicht bloß Deiner Familie und Deiner Freunde, sondern auch der Wissenschaft wegen. Wenn Du einmal abgehst, ich weiß nicht, wer Dich ersetzen soll, es gibt zurzeit keinen einzigen, der nur entfernt darauf Anspruch hätte, an Deine Stelle zu treten. Du repräsentierst unsere romanistische Wissenschaft, wie kein anderer. Wir anderen repräsentieren ein Stück derselben oder eine gewisse Richtung innerhalb derselben, die ganze keiner außer Dir. Vielleicht bilden sich inzwischen Jüngere heran, aber bisher ist noch wenig Aussicht dazu vorhanden. Neben Dir kann man höchstens Brinz und Dernburg nennen, aber auch sie möchte ich nicht als die Repräsentanten des romanistischen Wissens unserer Zeit gelten

lassen, dazu fehlt es dem einen an diesem, dem anderen an jenem, während Du allein alles, was dazu gehört, in Dir vereinigst. Darum mußt Du noch manche Jahre leben — Dein Scheiden würde eine unersetzliche Lücke hervorrufen. Du weißt, daß wir auseinandergehen, und daß mein Freundschaftsverhältnis zu Dir mich nicht abhält, Dich zu bekämpfen, aber es stände schlimm um unsere Wissenschaft, wenn neben mir nicht ein Mann wie Du stände, und wenn ein Studierender mich fragte, ob er lieber bloß bei Dir oder bloß bei mir hören solle, ich würde ihm antworten: bei Dir, denn ich bin nicht imstande, das Ganze zu geben, und selbst bei den Teilen, die ich gebe, nicht ein vollständiges Bild der heutigen Wissenschaft, ich gebe nur mich selbst, und mein Ich in der Wissenschaft hat enge Grenzen, welche Du für Dich nicht kennst. Darum will ich mich nicht herabsetzen, ich glaube vielmehr, daß ein Studierender neben Dir auch mich mit Nutzen hören kann, aber nur nicht mich allein.

Der Anfang dieses Briefes hat wochenlang gelegen. Ich ward dabei unterbrochen und konnte nicht die Zeit finden, ihn fortzusetzen, da ich in den letzten Wochen überaus in Anspruch genommen war. Ich hatte nämlich die zweite Auflage vom zweiten Bande meines Zweckes im Recht fertigzustellen, und der Setzer, dem ich vorläufig eine Abschlagszahlung gemacht hatte, war mir schon auf den Fersen. Dabei hatte ich meine Vorlesungen zu doublieren, zu der Morgenstunde habe ich mehrmals abends zwei volle Stunden von sechs bis acht hinzugefügt, und außerdem machte mir auch das Dekanat viel zu schaffen: viele Promotionen, zwei Habilitationen und daneben noch Berichte sowie ein langes Privatgutachten über das in Berlin geplante Zwischenexamen. Des Abends war ich regelmäßig so müde, daß ich weder die Feder zum Briefschreiben, noch auch nur einmal ein Buch mehr zur Hand

nehmen mochte, meine Frau hat mir dann nur aus Treitschkes drittem Bande vorgelesen, selbst meinen Flügel habe ich wochenlang kaum geöffnet, ich habe da erfahren, wie einem abgehetzten Karrengaul zumute sein muß.

Anfang April gehe ich mit meiner Frau zur Hochzeit meines dritten Sohnes Albrecht nach Wien. Ich hatte anfänglich vor, mich nicht in Leipzig aufzuhalten, allein Du bist die Veranlassung, daß ich meinen Plan geändert habe. Die unbegründete Nachricht von der Gefahr, in der Du schwebtest, hat mir den Gedanken daran nahegelegt, wie oft wir uns noch werden sehen können, und ich will darum die Gelegenheit, die sich mir jetzt bietet, Dich zu sehen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Ich werde in Leipzig zwei Tage zubringen: den 5. und 6. April, und mich so einrichten, daß ich längere Zeit in Deinem Hause zubringen kann, aber ohne Gesellschaft, die weder für Deine jetzigen Verhältnisse paßte, noch mir genehm sein würde, da ich eine Gesellschaft dort jedenfalls mitmachen muß: bei Henrici. Er hatte mir bereits wiederholt das Wort abgenommen, bei meiner nächsten Durchreise durch Leipzig ihm einen Mittag zu sichern. In Anbetracht dessen, was meiner in Wien harrt, muß ich mich schonen, ganz abgesehen davon, daß meine Passion für Essen und Trinken im letzten Jahre ganz erheblich abgenommen hat, ich fürchte, daß ich nach und nach auf Deinen Standpunkt komme, das Verständnis für diese Seite des Lebens nimmt in bedenklicher Weise bei mir ab!

Die Aussicht, Dich nächstens wiederzusehen (im Laufe des Vormittags am Montag den 4. kannst Du mich und meine Frau erwarten — mittags und abends bin ich bei Henrici), macht weitere briefliche Mitteilungen überflüssig. Ich füge nnr noch die besten Grüße an die Deinigen hinzu — im übrigen auf Wiedersehen!

Dein R. v. Jhering.

130.

An Minna Glaser.

Göttingen, 24. Dezember 1886.

Meine liebe, teure Freundin!

Es naht sich wiederum das Fest, dem überall die Herzen von alt und jung mit gehobener Stimmung entgegenschlagen, das Freude in Paläste und Hütten bringt, und das für Sie und die Ihrigen den ganzen Jammer heraufbeschwört, den Sie im vorigen Jahre erlitten haben. Auch auf meine Weihnachtsfreude wirft es seinen trüben Schatten und wird es tun, solange ich lebe, meine Gedanken schweifen in dieser Zeit von der Freude im eigenen Hause ab in das Haus, in das im vorigen Jahre um diese Zeit die Trauer ihren Einzug hielt, um es nie wieder zu verlassen, und gerade in dieser schönen Zeit durch den herben Kontrast gegen die Feststimmung anderer mit verdoppelter Kraft auf Ihnen und den Ihrigen zu lasten. Sie werden die ganze entsetzliche Zeit von neuem durchleben, alles und jedes, was damals geschah, wird wieder in Ihnen und den Ihrigen wach werden, als ob es von neuem sich ereignete. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit welcher Bekümmernis und Wehmut ich Ihrer und der Ihrigen in dieser Zeit gedenke, wollte der Himmel, daß ich Ihnen von der Last etwas abnehmen könnte! Aber vielleicht wird es Ihnen wohltun, zu sehen, wie ich mit Ihnen fortlebe und Ihr Leid mit Ihnen teile. Sie wissen es zwar, wie eng ich an Ihnen hänge, und wie unvermindert die Verehrung und die Liebe, die mich gegen Ihren verstorbenen Gatten beseelte, in mir fortlebt, aber es wird Ihrem Herzen doch wohltun, diese Versicherung in einer Zeit wie der gegenwärtigen wiederholt zu sehen. — Gemeinsam mit Ihnen erneuere ich jetzt sein Andenken, das Andenken an einen der

edelsten Männer, die mir je im Leben begegnet sind, und den zu meinen Freunden gezählt zu haben ich stets stolz und glücklich sein werde; ich habe ihn liebgehabt wie wenig andere, wer ihn kannte, mußte ihn ja lieben. Möge das Bewußtsein, einen solchen Mann den Ihrigen genannt zu haben, den Schmerz, ihn so früh verloren zu haben, in etwas mildern!

Mit den herzlichsten Grüßen von meiner Frau und mir an Sie und die Ihrigen

Ihr treu ergebener Freund

R. v. Ihering.

131.

An Oskar Bülow.

Göttingen, 29. Dezember 1887.

Lieber Bülow!

Nur zwei Worte des Dankes für Deinen Brief und — Deinen unvergleichlichen Schmidt! Es ist der Mann, wie er leibt und lebt, ich könnte ihn unter Tausenden erkennen, es wird ein Kabinettstück meiner Sammlung werden. Angesichts dieser Deiner neuesten Leistung möchte ich ausrufen: Wie schade, daß Du nicht Maler geworden bist, Du wärst ein zweiter Hogarth geworden! Nimm Dir doch im Examen noch einmal einen anderen Kollegen aufs Korn, ich bekomme dann nach und nach eine Sammlung von Karrikaturen berühmter Juristen, Du weißt ja, daß Beseler und ich Dir schon gesessen haben.

Einmal im Schreiben füge ich zu den zwei Worten, auf die ich mich diesmal beschränken wollte, noch einige mehr hinzu, sie sollen Dir kurz sagen, was ich mache.

Ich mache in Besitz — eine größere Abhandlung über den Besitzwillen, die in den ersten Monaten des neuen Jahres erscheinen soll. Du kennst ja meine Ansicht über den animus dominé, die ich jetzt seit länger als 40 Jahren mit mir herumtrage. Jetzt soll sie endlich heraus, aber sie wird herauskommen in etwas veränderter Gestalt, ich habe meine Ansicht inzwischen ein wenig modifiziert und, wie ich glaube, verbessert. Leider fühle ich bereits die Altersschwäche, wenn auch nicht am Denken, so doch am Schreiben, dasselbe verursacht mir außerordentliche Mühe, es ist eine Zangengeburt — und gerade das, dies zu verdecken, dem Publikum nicht den alten Mann zu zeigen, der ich in Wirklichkeit bin, hat mir die größte Mühe verursacht. Ich gleiche einer alten Kokette, die sich durch Schminke und schönen Aufputz den Anschein eines jungen Mädchens zu geben sucht, ich selber weiß, wie fahl die Wangen sind, aber die Welt läßt sich vielleicht durch die Schminke täuschen — warten wir es ab.

Grüße alle die Deinigen bestens und, wenn Du etwa in dieser Zeit zu ihr gehen solltest, auch die Frau Stobbe, sage ihr, daß ich ihrer beim Jahreswechsel gedenke.

Dein

R. v. Jhering.

132.

An Frau Minna Glaser.

Göttingen, 25. März 1888.

Meine liebe, teure Freundin!

Welche unendliche Freude haben Sie mir mit Ihrem Geschenk gemacht! Die Sendung traf vorgestern hier ein, ist gestern

ausgepackt, und seit gestern hängt das Bild meines unvergeßlichen Freundes in meinem Arbeitszimmer neben meinem Arbeitstisch über der Türe, so daß es mir beim Aufblicken von der Arbeit stets in die Augen fällt. Es ist wunderbar gelungen, meine Frau und ich sind in einem Entzücken darüber, ich habe nie im Leben ein so völlig naturgetreues Relief gesehen, es wäre, wenn es sich belebte, der Mann selber, wie er lebte und leibte, es ist mir, als ob ich ihn vor mir sähe, nichts, kein Zug fehlt in dem Gesicht. Es ist das schönste Geschenk, das mir hätte werden können, ich habe jetzt zwei Leute, die mir außerordentlich teuer waren: Thöl und Ihren Gatten, in Relief vor mir, und die Erinnerung an die schöne Zeit, die ich mit ihnen verlebt habe, wird unausgesetzt wach gehalten in mir — es ist ein Stück Fortleben in ihnen. Haben Sie innigen, innigsten Dank dafür, daß Sie mir diese Gabe zugewandt haben, Sie wußten, welche Freude Sie mir damit machen würden, und wie sehr sie bei mir ihren Zweck erfüllt. Auch nach meinem Tode soll sie in würdige Hände kommen, Ehrenberg soll sie haben, dann hat zugleich meine Tochter, die Ihnen und Ihrem verstorbenen Gatten mit ganzer Seele zugetan ist, Freude daran. Gegenwärtig teilt meine Frau dieselbe mit mir, die Sie nicht weniger glücklich gemacht haben als mich, und die des Lobes über die Ähnlichkeit kein Ende finden kann.

Unsere Stimmung ist seit dem Tode unseres wahrhaft geliebten Kaisers eine tief gedrückte — so viele Tränen sind über einen Menschen, solange die Welt steht, wohl nie vergossen als über ihn, mir ist zu Sinne, als ob ich ein Mitglied meiner Familie verloren hätte, und als ob ich mich in der Welt nicht wieder zurechtfinden könnte. Und nun der tiefe Kummer um unseren jetzigen Kaiser, der den Schmerz über den erlittenen Verlust nur um so empfindlicher macht. Um Ostern erwarte ich Ehrenberg mit seiner Familie, dann kommt wieder

etwas heitere Stimmung ins Haus. Meine Frau war in diesem Winter vorübergehend recht leidend. Gegenwärtig geht es gut. Sie wie ich senden Ihnen und den Ihrigen die herzlichsten Grüße, Sie können sicher sein, daß das Bild den Gedanken an Sie uns stets gegenwärtig erhält.

In treuester Freundschaft

Ihr

R. v. Jhering.

133.

An Bernhard Windscheid.

Göttingen, 5. August 1888.

Lieber Freund!

Ich hoffte, Dir noch zu Schluß des Semesters meine Schrift über den Besitzwillen zustellen zu können, allein in den letzten 6 Wochen bin ich von einer solchen geistigen Ermattung befallen worden, daß ich das Ende der Schrift, das ich schon in naher Aussicht hatte, und das ich bequem in dieser Zeit hätte fertigbringen können, nicht mehr habe beschaffen können. Ich habe zwar auch in dieser Zeit noch an der Schrift gearbeitet, allein es ward nichts Rechtes, und so habe ich mich zu meinem großen Bedauern genötigt gesehen, die Arbeit gänzlich einzustellen. Es ist wieder eine ähnliche Periode geistiger Lähmung, wie ich sie schon oft in meinem Leben durchgemacht habe, und die mich freilich nicht wundernehmen kann, da ich seit meiner Zurückkunft von der Herbstreise im vorigen Jahre unausgesetzt an der Schrift gearbeitet und mir selbst in den Osterferien keine Ruhe gegönnt habe. Die Schrift, die ich auf etwa 15 Bogen veranschlagt hatte, ist jetzt bereits 24 stark geworden, und es kommen gewiß noch 5—6 Bogen

hinzu. Hätte sie bloß den Zweck, meine Ansicht über den Besitzwillen zu begründen, so hätte sie außerordentlich viel kürzer ausfallen können. Aber sie ist zugleich eine Tendenzschrift in bezug auf die herrschende juristische Methode, und der Besitzwille dient mir nur als ein höchst geeignetes Objekt, um die Verkehrtheit der herrschenden Methode daran zu veranschaulichen und bei allen einzelnen Punkten, wo ich dazu Gelegenheit habe, die von mir befolgte zur Anwendung zu bringen. Nur die Absicht, einen Umschwung in unserer juristischen Methode herbeizuführen, hat mir die Feder in die Hand gegeben, einer einzelnen, wenn auch noch so wichtigen dogmatischen Frage wegen würde ich sie meinem Zweck im Recht nicht entzogen haben. Aber die Tendenz, die ich bei der Schrift verfolge, ist dieselbe wie bei dem letzteren Werk, und darum habe ich geglaubt, es verantworten zu können, 1—1½ Jahre von der mir noch übrigen Lebenszeit dem letzteren Werk, in dem ich meine eigentliche Lebensaufgabe erblicke, zu entziehen.

Mein Werk wird großen Anstoß erregen. Ich führe eine scharfe Sprache und decke schonungslos alle Schäden und Schwächen der Savignyschen Besitztheorie und der herrschenden juristischen Methode auf. Nur der Gedanke, daß ich dazu verpflichtet bin, daß es ein hohes sachliches Interesse gilt, hat mich vermögen können, mich über alle Rücksichten hinwegzusetzen und in meinem Alter noch alle die Anfechtung und den Groll auf mich zu laden, der davon unzertrennlich ist. Ich habe das Gefühl gehabt, daß ich mich selber opfern müsse, um der Sache zu dienen, und daß es Feigheit von mir gewesen wäre, wenn ich der Überzeugung, die in mir lebt, nicht ihren vollen energischen Ausdruck gegeben hätte. Ansichten widerlegt man, Richtungen bekämpft man, zum Kampfe bedarf es der Waffen, und kein Kämpfer wird seine Waffen selber abstumpfen.

Im Oktober hoffe ich den Rest des Werkes herstellen zu können, und dann werde ich es Dir vorlegen, damit Du Dir darüber schlüssig wirst, ob Du die Dedikation annehmen willst oder nicht. Ich würde es verstehen, wenn Du sie ablehntest, denn die Richtung, die ich bekämpfe, wenn auch zuerst durch Savigny ins Leben gerufen und von mir vorzugsweise in ihm bekämpft, zählt auch Dich zu ihrem Vertreter. Jedenfalls aber kenne ich Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß Du mir, dem es Herzens- und Gewissenssache ist, für seine Überzeugung einzutreten, dies nicht verargen wirst, und daß unser persönliches Verhältnis wie durch unsere bisherigen wissenschaftlichen Differenzen so auch durch diese keinen Abbruch erfahren wird.

Ich könnte Dir die bisher abgezogenen 24 Bogen zur Ansicht offerieren, aber ich glaube, Du wirst es vorziehen, das ganze Werk fertig vor Dir zu haben; entgegengesetztenfalls bitte ich mir Nachricht zu geben.

Nächstens erwarte ich den Besuch von meinem ältesten Sohne mit seiner Familie aus Brasilien. Bei meinem siebzigjährigen Geburtstage werde ich meine sämtlichen Kinder und Enkel um mich versammelt sehen. Zwei meiner Söhne haben die Feier desselben dadurch vorbereitet, daß sie ohne mein Wissen ihr zweites noch übriges Examen gemacht haben: mein dritter, der Techniker, Albrecht, sein Baumeisterexamen, mein vierter, der Theologe, Rudolf, sein Pfarramtsexamen. Mein zweiter, der Jurist Friedrich, ist um dieselbe Zeit zum Amtsrichter in Wildungen ernannt worden. So ist in der Person meiner Kinder alles geschehen, was mir noch in bezug auf sie zu wünschen übrig war.

Nach meinem Geburtstage werde ich auf einige Wochen nach Karlsbad gehen, das mir immer sehr gut getan hat, wahrscheinlich von einem meiner Söhne begleitet. Bald nach meiner Zurückkunft wird der Jüngste heiraten. Zu meinem

vollen Glück fehlt dann nichts mehr, als daß der Gesundheitszustand meiner Frau ein erträglicher werde, und — — daß ich mein Werk in gewünschter Weise zum Abschlusse bringe.

Indem ich Dir und den Deinigen zu der Erholungsreise, die Ihr wahrscheinlich bald antreten werdet, besseres Wetter als das bisherige wünsche und bestens grüße, verbleibe ich

in alter Freundschaft

Dein R. v. Jhering.

134.

An Fräulein Lotte Hegewisch.

Karlsbad, 19. September 1888.

Teuerste Lotte!

Wozu Fräulein! Ich nenne Sie Lotte, ich kenne Sie einmal nicht anders als Lotte Hegewisch und ich nenne Sie so, wie ich sie kenne.

In Ihrem Briefe erkenne ich die alte Lotte nicht wieder, er ist viel zu korrekt stilisiert, früher schrieben Sie anders, da warfen Sie nur einige wenige vielsagende Stichworte auf das Papier und überließen es dem Leser, sich das Fehlende hinzuzudenken! Ich fand Ihren früheren Stil eindrucksvoller, er hatte zugleich den Vorzug der Kürze, und ich rechne bei Ihnen auf volle Billigung, wenn ich unter den gegenwärtigen Umständen, wo ich eine Menge von Gratulationsbriefen[1] zu beantworten habe, mich dieses lakonischen Briefstiles bediene. — Alte Erinnerungen von Ihnen aufgefrischt — volles Echo im eigenen Herzen. Schöne Zeit gewesen, die wir mitein-

[1] Jhering hatte am 22. August 1888 seinen 70. Geburtstag gefeiert.

ander verlebten, beide noch jung und übermütig. Er damals ein toller Kerl, über den ernste Leute den Kopf schütteln konnten. Aber Lotte Geschmack an ihm — Freude am Absonderlichen — ihm wohl bekannt und darum manches darauf gewagt. Unvergeßlich der Schleiertanz, den er mit ihr aufführte! Damals schwerlich geglaubt, daß aus diesem Sausewind noch etwas werden könnte — doch geworden — sogar berühmter Mann — kürzlich über das Bohnenlied hinaus gefeiert. — Niemandem wunderbarer als ihm selbst. Trotzdem immer noch etwas von der alten Verrücktheit in sich — wäre imstande, noch heute mit Ihnen den Schleiertanz aufzuführen, fühlt sich nicht wohler, als wenn er einmal einen gründlichen Unsinn vollführen kann. Gott segne diese Gemütsstimmung — zur vollen Freude gehört etwas Verrücktheit — ist das Beste, das er los wird. Passionen noch immer die alten — ausgesprochener Sinn für das weibliche Geschlecht — eine einzige Frau ihm viel zu wenig — hat daneben Freundinnen nötig, aber um keinen Preis langweilige. In Göttingen eine, die er stets zärtlich umarmt — gleichgestimmte Seelen — mitunter beim Abschied im Mondenschein auch ein Kuß. Auch Klavierpassion die alte — öfters Trio im Hause — Söhne dazu — in Ermangelung von ihnen auch andere. Neulich noch von 7 1/2 bis 12 Uhr vier Trios gespielt — sattelfeste Nerven, Unterstützung von Magen — immense Leistungskraft — geräucherte Aale, Gänseleberpastete, Kinderspiel für ihn, beschämt die jüngsten Leute. Erholung und Erfrischung in Karlsbad, wo Sünden des vergangenen Jahres abgebüßt werden! Sonst regelmäßig mit der Frau dort — diesmal mit dem Sohn Hermann, der kurz vor Geburtstagsfeier mit der Frau und zwei Kindern herübergekommen — Frau wiederum leidend. Vorigen Herbst und Winter sich etwas erholt — Weihnachten Rückfall; Kuchenbacken, Weihnachtsarbeiten, Besuch der Kinder im Hause, gesteigert durch Reise

zur Taufe bei Friedrich — plötzlich eintretende rauhe Witterung — dann lange gelegen — Badekur in Maienberg (Schwefelmoorbäder) ohne Erfolg — Versuch mit Massage — etwas Erfolg, dann Geburtstagsfeier — abermaliger schwerer Rückfall — Mann mit Sohn in Karlsbad — drei Wochen zu Bett gelegen — allmähliche Erholung, aber noch recht schwach. Schlimm, wenn Mann noch ganz gesund und Frau so leidend — kein vollkommenes Glück! Aber dennoch mit Los zufrieden. Viel Schweres erlebt — aber Gutes überwiegt — keine Anlage zum Pessimisten — Optimist gewesen und geblieben — Hauptverdienst daran gesunder Magen — schlechte Verdauung düstere Weltanschauung, gute Verdauung heitere Weltanschauung. An Kindern und Enkeln große Freude — Kinder auch ihre eigenen Wege gegangen, nicht immer zur Zufriedenheit des Vaters, aber schließlich ordentliche Leute geworden. Enkel schöner geraten, als nach Großpapa zu erwarten gewesen wäre. — Natur in späterer Generation nachgeholt, was in der früheren versäumt. Neue Enkel in Aussicht beim jüngsten Sohn (Rudolf) der nächstens heiratet — Pastor — damit alles gesagt. Stammhalter männlichen Geschlechts bisher ein Sohn von Hermann, prächtiger Bursch, Augen offen und durchsichtig, entzückend wie der Ugleisee. Enkelinnen: eine von Hermann, sehr intelligentes Kind — auch für ein Mädchen nicht zu verachten, eine andere von Friedrich — wird selbstverständlich schön und intelligent. Zwei Enkel von Ehrenberg — kapitale Burschen — erregen Aufsehen — Stolz der Eltern. Kapitel der Enkel bisher bloß auf der ersten Seite — wie viele mögen noch nachfolgen! Kur in Karlsbad erfolgreich — in Gewicht ausgedrückt: in den ersten beiden Wochen bereits zwölf Pfund abgenommen. Stimmung eines Taugenichts, ein solches Gefühl der Leichtigkeit. Auch Kopf wieder leichter — zuzeiten wohl schwerfällig — schlimm für Schriftsteller — aber Feder nie weggelegt, stets Verlangen nach Tinte — Heißhunger

nach Wiederaufnahme der Arbeit — ohne Tinte kein Leben — aber Weine, geräucherte Aale, Rebhühner, Schnepfen, Whist, Klavier, Frau, Freundinnen gehören auch dazu. Von Freundinnen unvergessen Lotte Hegewisch — böses Schicksal, das ihn von ihr getrennt — aber Fortleben im Herzen — bei ihm sicher, bei ihr hoffentlich auch — richtiger Schluß!

Immer noch derselbe närrische Patron wie 1849—1852

Namen nicht nötig!

135.

An Frau Auguste von Littrow-Bischoff.

Göttingen, 24. Dezember 1888.

Hochverehrte Frau und Freundin!

Erst heute komme ich dazu, den Brief zu schreiben, den ich Ihnen zu dem Christabend zugedacht hatte, an dem mich aber Druckbogen, die ich zu expedieren — das heißt bei mir: von Grund aus umzuarbeiten — hatte, hinderten. Wenn eine Arbeit auf mir lastet, finde ich nicht die Sammlung zum Briefschreiben, unwillkürlich ziehen mich dann meine Gedanken wieder zu ihr hin. Auch jetzt noch lastet eine Arbeit auf mir — eine der schwersten meines ganzen Lebens — das Schlußkapitel eines rein juristischen Werkes, in dem ich über unsere heutige Jurisprudenz zu Gericht zu sitzen gedenke, und wo ich alle meine Kraft aufbieten muß, aber ich habe die Inangriffnahme noch um einen Tag vertagt, um vorher dem Freunde die Feder abzutreten. Morgen beginne ich mit dieser Arbeit, vor der ich schon seit Monaten die größte Scheu empfinde, die mich mit wahrem Zagen erfüllt, da ich nicht das Gefühl der Sicherheit empfinde, daß sie so werden wird,

wie sie werden muß, nicht weiß, ob das, was mir in der Seele vorschwebt, auch seine entsprechende Gestaltung finden wird. Aber heute bin ich noch ein freier Mann und will meine Freiheit benutzen, um Ihnen und einigen anderen Personen, die mir nahestehen, einen Beweis zu geben, daß ich ihrer zum Feste und zum Jahreswechsel gedacht habe.

Bei Ihnen geschieht es mit dem Gefühl der Wehmut. Ihr letzter Brief hat mich überaus schmerzlich berührt. Er hat den Wunsch in mir erregt, Sie einmal wieder zu sehen und im mündlichen Austausch manches von Ihnen zu hören, was sich der schriftlichen Mitteilung entzieht, nicht sowohl um es bloß zu hören, sondern um meinerseits dazu beizutragen, Ihre Widerstandskraft gegen das Ungemach, mit dem das Leben Sie heimsucht, zu heben. Ich selber darf ja von mir sagen, daß ich sie bewährt habe, es hat Zeiten gegeben, wo ich unter dem, was das Schicksal mir auferlegt hatte, zusammenzubrechen drohte, wo das Leben mir zur unerträglichen Last geworden war, aber ich habe mich immer wieder aufgerichtet, und ich danke Gott, daß er mir noch ein längeres Leben geschenkt hat, denn dasselbe hat mir noch viel Schönes gebracht. Zurzeit stehe ich wieder auf der vollen Höhe der Lebenslust und Lebensfreudigkeit, und ich möchte noch eine ungemessene Zahl von Jahren leben, wäre es auch nur, um die dritte Generation in zwei Enkeln von meinem ältesten Sohn, zwei von meiner Tochter und einer Enkelin von meinem zweiten Sohn heranblühen zu sehen. Wenn man selber aufgehört hat zu werden, so erschließt uns die Natur in den folgenden Generationen eine neue Quelle der Freude, welche den Anblick des Werdens gewährt, und wie beim eigenen Werden muß man auch beim fremden Schlechtes neben Gutem mit in den Kauf nehmen, und bei richtiger Resignation wird dann regelmäßig die Bilanz eine günstige. Wie mancherlei Schmerzen sind mir von seiten meiner Kinder zuteil ge-



worden! Und doch sage ich heute: die Bilanz fällt zu meinen Gunsten aus. Das Guthaben überwiegt. Auf Grund dieser Erfahrungen habe ich es mir zum Grundsatz gemacht, die Deckung des Defizits der Gegenwart von der Zukunft zu erwarten, und im Vertrauen auf die Zukunft überwinde ich die Gegenwart.

Durch die bloße Mitteilung dieser Lebensphilosophie, die allerdings keine große Weisheit in sich schließt, werde ich bei Ihnen nicht viel ausrichten, aber ich zweifle nicht, daß ich, wenn ich Ihnen die persönliche Verkörperung derselben auf einige Zeit vorführen könnte, damit den gewünschten Erfolg erzielen würde, an meiner Frische und Lebenslust, an meinem Mut würde sich auch der Ihrige auffrischen, und ich will Ihnen nur gestehen, daß der erste Gedanke, der bei der Lektüre Ihres Briefes in mir auftauchte, der war, Du mußt nach Wien und durch Dein Beispiel Deine Freundin aufrichten, die Plauderstündchen mit ihr müssen sich wiederholen, und dann machen wir uns durch Plaudern das Herz frei. Ob dieser Gedanke Wirklichkeit werden wird, ist mir zweifelhaft. Meine Frau kann mich wegen ihres leidenden Zustandes nicht begleiten, und allein will sie mich wegen meiner Kurzsichtigkeit nicht reisen lassen. Vedremo!

Im übrigen steht alles aufs beste bei uns. Ich selber befinde mich körperlich und geistig frisch, die Karlsbader Kur, deren Erfolg anfänglich gänzlich zu versagen schien, hat hinterher ihre Früchte getragen. Im Juli war ich infolge eier n 1½ Jahre fortgesetzten anstrengenden und ununterbrochenen Arbeit gänzlich erschlafft und mußte die Feder fortwerfen, seit November tut sie wieder ihre Pflicht und Schuldigkeit, und in einigen Wochen hoffe ich der Welt ein dickleibiges juristisches Werk vorlegen zu können. Auch meinen sämtlichen Kindern und Enkeln geht es ganz nach Wunsch.

In bezug auf den Tod von Kaiser Friedrich neigt sich

bei uns in Deutschland die Ansicht immer mehr dahin, daß, sosehr er in menschlicher Beziehung zu beklagen, er es doch in politischer Beziehung nicht ist. Die Vorsehung hat es besser mit uns beschlossen, als wir anfänglich glaubten! Er war in Wirklichkeit nicht der Mann darnach, die Geschicke Deutschlands und Preußens zu leiten, schon darum allein nicht, weil er über dem Ehemann — und dem Ehemann einer solchen Frau, die sich nur als Engländerin fühlte — den Kaiser vergessen hätte. Das hat sich jetzt nach seinem Tode gezeigt — die Affäre Gefffen hat einen wichtigen Kommentar geliefert.

Nun aber genug des Plauderns! Bald hätte ich vergessen, einer Sendung Erwähnung zu tun, die ich mir erlaubt habe an Sie abgehen zu lassen, und die hoffentlich eingetroffen ist. Es ist eine sogenannte Knüppeltorte, ein ostfriesisches Gebäck — sie sollte Ihnen die Weihnachtstage „versüßen", ebenso wie dieser Brief, nur in etwas anderem Sinn.

Mit den herzlichsten Grüßen und Neujahrswünschen von den Meinigen und mir an Sie und alle die Ihrigen

in treuer Verehrung

Ihr

R. v. Jhering.

136.

An Frau Minna Glaser.

Göttingen, 24. Dezember 1888.

Meine liebe teure Freundin!

Das schöne Fest ist da, das wie kein anderes im Jahre der Freude und dem Jubel bestimmt ist, und in meinem

Hause wird es sich schöner gestalten als seit Jahren — es sind diesmal Kinder da, die ja zum Christbaum gehören und dem Fest erst seine rechte Weihe verleihen — aber für Sie und die Ihrigen kehrt es nur wieder, um die schmerzlichsten Erinnerungen wachzurufen und alte Wunden bluten zu machen. Sie wissen, auch wenn ich Ihnen nicht schriebe, daß ich Ihrer und der Ihrigen in diesen Tagen mit tiefster Wehmut gedenke, in meiner Erinnerung sind dieselben einmal unzertrennbar mit dem furchtbaren Schlage, der Sie am 26. d. M. traf, verbunden, aber mein Herz drängt mich, Ihnen diese Versicherung in jedem Jahre zu widerholen, es wird Ihnen wohltun, an dem Tage, der wie kein anderer das Gefühl der Vereinsamung in Ihnen hervorruft, des alten Freundes ansichtig zu werden und von ihm zu hören, daß er mit Ihnen fortlebt. Mein periodischer Weihnachtsbrief soll Ihnen zugleich Gelegenheit geben, es mit mir zu tun, ich werde Ihnen in demselben stets Bericht über mich geben.

Mir hat das jetzt zu Ende gehende Jahr sehr viel Freudiges gebracht, kein Jahr meines ganzes Lebens kann es darin mit ihm aufnehmen, es ist, als ob das Schicksal es sich vorgenommen hätte, mit den Menschen in dem Feiern meines 70-jährigen Geburtstages zu wetteifern. Um Ostern siedelten meine Kinder von Rostock nach hier über, und damit erhielt mein ganzes Leben eine neue Wendung; ich hatte Kinder und Enkel um mich, während meine Frau und ich bis dahin einsam hatten leben müssen. Schon allein die Anwesenheit von Ehrenberg am hiesigen Ort wäre mir unschätzbar gewesen, persönlich und wissenschaftlich bietet er mir gleich viel, es ist damit eine Lücke in meinem Leben ausgefüllt worden. Im Sommer, im Lauf von 2—3 Wochen, brachten drei meiner Söhne mir Freudenbotschaften, die beiden jüngsten, daß sie ihr zweites Examen gemacht und bestanden hatten, sie hatten, um mir die Aufregung zu ersparen, mir vorher nichts davon

gesagt — der zweite, daß er zum Amtsrichter ernannt worden ist und zwar in einem Ort, wie er es sich nicht hätte besser wünschen können; im Bade Wildungen, nur 4—5 Stunden von uns entfernt, in einer anmutigen, lieblichen Gegend und mit behaglichen geselligen und kollegialischen Verhältnissen. Bald hätte ich vergessen, daß mir von seiner Seite im Januar eine Enkelin beschieden worden ist, und daß mein jüngster Sohn (Pastor in Hameln) im Oktober geheiratet hat. Kurz vor meinem Geburtstag traf mein ältester Sohn mit den Seinigen aus Brasilien ein, und damit war einer der größten Wünsche meines Lebens erfüllt. Sie bleiben noch bis in den Juni bei uns, wenn nicht etwa eine Aussicht, die sich ihm eröffnet hat, in Deutschland eine zusagende Stellung zu erhalten, in Erfüllung geht — ein Glücksfall, der das Maß meines Glücks vollmachen würde. Seine beiden Kinder, ein Mädchen von sieben und ein Knabe von fünf Jahren, haben mein ganzes Herz gewonnen, sie nehmen es mit denen meiner Tochter auf. Ich habe meinen Sohn mit den Seinigen im Interesse der beiderseitigen Unabhängigkeit nicht in mein Haus aufgenommen, sie wohnen in einem Hause dem meinigen gegenüber, aber mittags und abends sind sie bei uns, wir führen also ein Familienleben, ohne die Unannehmlichkeiten, welche durch das Zusammenlebn ein demselben Hause damit verbunden sein könnten, zu empfinden.

Ich selber erfreue mich des besten Wohlseins. Im September war ich mit meinem ältesten Sohn in Karlsbad — meine Frau, meine sonstige Begleiterin, konnte mich diesmal wegen ihres schweren Leidens nicht begleiten — und die Kur in Karlsbad, deren nächste Folgen nichts weniger als vorteilhafte waren, hat hinterher noch ihre guten Früchte getragen. Es ist wunderbar, wie frisch ich mich noch in meinem 71. Lebensjahre fühle, geistig wie körperlich. Mein Magen ist von einer fabelhaften Leistungsfähigkeit, wie der eines

jungen Menschen von 30 Jahren, und der Magen hält ja den Menschen aufrecht. Und auch über meinen Geist habe ich keine Ursache zu klagen, ich werde in einigen Wochen der Welt ein dickleibiges Werk, das er in den letzten 1½ Jahren fertiggebracht hat, zum besten geben und hoffe dadurch den Beweis zu liefern, daß er noch leistungsfähig ist. Der befriedigenden Funktion von Geist und Magen und der Quelle des Glücks in meinen Kindern verdanke ich es, daß meine Stimmung eine sehr heitere ist.

Nur in einem Punkt ist mein Glück kein vollkommenes: meine Frau ist recht leidend. Der Gelenkrheumatismus, von dem sie bereits mehrere schwere Anfälle zu bestehen gehabt hat, zuletzt im März und in den folgenden Monaten, hat ein sehr schmerzhaftes gichtisches Leiden zurückgelassen. Im Sommer oder Herbst wird sie wohl nach Teplitz geschickt werden, und ich werde sie dann begleiten.

Damit haben Sie die Summe meines Lebens im letzten Jahre, und ich lege jetzt die Feder nieder, um zu meinem Buch zurückzukehren.

Mit den besten Grüßen und Wünschen von allen den Meinigen an Sie und die Ihrigen und an Freund Unger

in alter treuer Freundschaft

Ihr

R. v. Ihering.

137.

An Ernst Neukamp.

Göttingen, 8. Oktober 1889.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Brief und Ihre Abhandlung hat mir eine große Freude gemacht, ich entnehme von neuem daraus, daß mein Zweck im Recht, an dem die große Masse meiner akademischen Kollegen vorübergeht, ohne von ihm Notiz zu nehmen, in den Reihen der Praktiker ernste Beachtung findet, und es bestärkt mich dies in der Überzeugung, daß das Buch nicht vergebens geschrieben ist. Sie haben meinen Ideen eine ganz beachtenswerte Anwendung gegeben, und in bezug auf Nr. II bin ich ganz mit Ihnen einverstanden. In bezug auf Nr. I erhebt sich das Bedenken: welche Hilfe gibt es gegen eine Masseneinstellung der Arbeit ohne Vertragsbruch? Die Interessen der Gesellschaft werden dadurch nicht minder geschädigt als durch Einstellung mit Vertragsbruch — es handelt sich nur um eine Differenz von 14 Tagen. Das Heilmittel gegen die letztere Gefahr ist noch nicht gefunden, und ich bezweifle, daß es auf dem Gebiete des Rechts gefunden werden kann. Der in legaler Form beschafften Arbeitseinstellung steht unsere Gesellschaft völlig schutzlos entgegen. Bei dem Post-, Eisenbahn-, Telegraphenwesen haben wir die Gefahr nicht zu fürchten. Warum? Weil es sich in den Händen des Staats befindet, der nicht in Versuchung kommt, sein finanzielles Interesse auf Kosten der gerechtfertigten Ansprüche der von ihm Angestellten einseitig geltend zu machen, und der durch die Zentralisation der Arbeit in diesem Zweige, die Ausschließung der Konkurrenz und seine Machtmittel den Versuchen derselben, diese Ansprüche über das richtige Maß hinaus durch Hervorrufung von Zwangslagen zu steigern, wirksam entgegenzutreten in der Lage ist.

vielleicht liegt die Abhilfe für die übrigen der Gesellschaft unentbehrlichen Arbeitszweige und so insbesondere auch der Kohlenproduktion in dieser Richtung — Expropriation der Kohlenbergwerke. Oder wenn das System der Privatbewirtschaftung sich erhalten sollte, so bringt die Zukunft vielleicht Formen der wirtschaftlichen Benutzung hervor, welche die Arbeiter im eigenen Interesse nötigen, sich der Arbeitseinstellung zu enthalten. Jedenfalls ist der bisherige Zustand ein höchst unvollkommener, dem man mit den bisherigen Mitteln und Grundsätzen des Rechts nicht beikommen kann. Unser bisheriges Recht konnte damit ausreichen, Ausschreitungen von Individuen gegen die gesellschaftliche Ordnung zu bekämpfen (abgesehen von Aufständen, wo aber die Mitwirkung des Rechts nur sekundärer Art ist und die Hauptwirkung auf die bewaffnete Macht entfällt). An Stelle der Individuen sind jetzt die Massen getreten — das auf die Individuen berechnete Recht paßt jetzt nicht mehr.

Indem ich Ihnen für die freundliche Übersendung Ihrer Abhandlung schließlich noch meinen besten Dank abstatte, verharre ich

mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster R. v. Jhering.

138.

An Karl Binding.

Göttingen, 7. Dezember 1889.

Hochverehrter Freund!

Sie haben den Widerstand, den meine Ängstlichkeit der Erfüllung Ihres Wunsches entgegenstellte, überwunden: ich

habe mich entschlossen, das Werk in der Weise, die allein zum Ziele führen kann, in Angriff zu nehmen. Ich selber arbeite es nicht aus, ich überlasse dies Merkel und Ehrenberg, die von jetzt an einmal in der Woche in Abendstunden zu mir kommen werden, und denen ich meine Ideen entwickle, die sie dann zu Papier bringen sollen. Merkel soll das Sachliche ergänzen, soweit es mir fehlt, und diejenigen Partien ausarbeiten, welche spezifisch romanistischer Art sind und nur die gewöhnliche Darstellung des Romanisten erfordern, Ehrenberg diejenigen, welche allgemeiner Art sind, ins Philosophische, Ethische schlagen oder eine zusammenfassende historische Darstellung verlangen, kurz diejenigen, welche ein besonderes Darstellungstalent voraussetzen, das Ehrenberg meines Erachtens in hohem Grade besitzt. Ich selber behalte mir die Revision der von ihnen gemachten Entwürfe vor, werde aber so wenig wie möglich ändern, denn wenn ich erst einmal ins Ändern komme, ist desselben kein Ende. Zwei Sitzungen haben wir bereits gehabt, und ich halte es nicht für unmöglich, daß die Sache auf diese Weise sich machen wird. Freilich werde ich dabei große Resignation üben müssen, denn das Werk wird schwerlich so werden, wie ich es mir ausgedacht habe, aber immerhin mag es trotzdem seinen Wert haben. Die ersten bittern Früchte dieses Unternehmens habe ich schon in dieser Zeit gekostet, ich konnte mit der Gruppierung des ersten Materials gar nicht zustande kommen — meine Phantasie hat gelitten, es wird ihr schwer, anschauliche, zusammenhängende Bilder hervorzubringen. Das Werk beginnt mit dem Nachweis des Einflusses, den die Wanderzeit der arischen Völker auf ihre Einrichtungen und ihren Charakter ausgeübt hat, und der Zusammenstellung der Spuren bei den Römern. Das zweite Kapitel behandelt den Einfluß der Seßhaftigkeit. Dann beginnt das erste Buch: der patrizische Geschlechterstaat. Das zweite behandelt das Rechtssystem der Republik bis zum Über-

gang in das spätere Weltrecht. Den Schluß macht ein Blick in die Nachgeschichte des römischen Rechts und die Zukunft.

Der Ihnen im Vorliegenden gezeichnete Plan soll fest innegehalten werden. Jede Woche soll eine Sitzung abgehalten werden — mehr ist nicht tunlich, um meinen beiden Gehilfen die Zeit zur Ausarbeitung zu lassen. Sollten Partien kommen, die wir rascher erledigen können, so halten wir mehr Sitzungen ab.

Sprechen Sie zurzeit gegen dritte Personen nicht von unserm Plan. Ich habe die ernste Absicht, ihn auszuführen, aber es ist besser, wenn die Welt durch das fertige Werk überrascht wird, als wenn sie im voraus davon Kunde hat, wir unsererseits entgehen dann allen lästigen Fragen.

Wenn das erste Buch fertig ist, das die wenigsten Schwierigkeiten machen wird, werde ich Ihnen Mitteilung machen und auf Verlangen das Manuskript zusenden. Vor Februar oder März wird es keinesfalls zu erwarten sein. Das zweite kann im Sommer fertig sein. Wann das dritte? — darüber wage ich noch gar keine Vermutung zu äußern, aber vor meinem Doktorjubiläum (1892) muß das Werk erschienen sein.

In der Hoffnung, daß ich Ihnen durch diese Mitteilung Freude gemacht haben werde

in treuer Anhänglichkeit

Ihr

R. v. Jhering.

139.

An Ernst Neukamp.

Göttingen, 11. März 1890.

Hochgeehrter Herr Amtsrichter!

Ich habe die Nachricht von Ihrem Vorhaben mit aufrichtiger Freude begrüßt. Sie wissen, welchen Wert ich darauf lege, daß die Theorie sich aus der Praxis ergänzt, und für keinen Zweig des Rechts ist dies so wichtig als für den Zivilprozeß, der mehr als andere auf seiten des Lehrers praktische Anschauungen erfordert, wie sie nur die Praxis selber geben kann. Da Sie nach Ihren Mitteilungen von jeher eine Hinneigung zur Wissenschaft empfunden, sich auch im Lehren geübt haben, und ihre Schrift mir gezeigt hat, daß Sie die Feder zu führen verstehen, so scheinen Sie mir ganz der geeignete Mann dazu zu sein, die Praxis mit dem Lehrfach zu vertauschen. Die Aussichten für einen Prozessualisten sind ganz außerordentlich günstig, es fehlt fast gänzlich an jungem Nachwuchs, und wenn Sie sich durch eine tüchtige prozessualische Leistung legitimieren, so können Sie der besten Aussichten in der akademischen Laufbahn sicher sein.

Gerade hier in Göttingen würden Sie uns sehr gerufen kommen, denn von den zwei Ordinariaten für Prozeß ist das eine durch den Tod von John erledigt, und das zweite, durch Herrn von Bar bekleidete, wird durch seine kürzlich erfolgte Wahl in den Reichstag so gut wie verwaist sein.

In bezug auf die geselligen Verhältnisse würden Sie hier sicherlich keinen Anlaß zur Klage finden, von den Landrichtern haben diejenigen, welche den Umgang mit den Professoren suchen — was nicht alle tun — Gelegenheit, ihren Wunsch erfüllt zu sehen, ich meinerseits verkehre mit dem Präsidenten des Landgerichts, unserem außerordentlich würdigen, hochge-

achteten und mir persönlich eng befreundeten Roscher und mit dem Landgerichtsrat Thöl.

Der beste Rat, den ich Ihnen erteilen kann, besteht darin, daß Sie einmal nach Göttingen herüberkommen, ich würde Sie dann persönlich über alles instruieren. Schwierigkeiten dürfte vielleicht der Justizminister machen. Sein Vorgänger Friedberg verstattete es nicht, daß seine Beamten zugleich sich habilitierten, aber in einem Fall habe ich bei ihm durchgesetzt, daß er eine Ausnahme machte, und vielleicht könnte ich es durch meine Verwendung beim Kultusministerium durchsetzen, daß dies auch bei Ihnen geschähe.

Vorläufig mag dies genug sein.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster

R. v. Jhering.

140.

An Frau Minna Glaser.

Göttingen, 28. März 1890.

Meine liebe, teure Freundin!

Abermals habe ich eine Todesnachricht aus Wien erhalten, die mich nach der von Ihrem Julius aufs tiefste berührt hat: die vom Tode der Frau von Littrow. Über Wien zieht sich für mich, seitdem diese beiden Personen dahingegangen sind, ein Trauerflor, ich habe dort außer Ihnen und Unger niemanden mehr, der mir ans Herz gewachsen ist, und ich weiß nicht, ob mich jemals wieder mein Weg nach Wien zurückführen wird, ich würde dort das Bild der beiden Personen, die mir einst den Aufenthalt dort so lieb gemacht haben, kaum loswerden. Auch Dr. Härtl, auf den ich viel hielt, und die Parmentiers,

mit denen ich durch die häusliche Gemeinschaft so eng befreundet geworden war, sind geschieden. Um so wertvoller ist mir der Gedanke, daß ich dort wenigstens noch zwei Personen besitze: Sie und Unger, mit denen mich ein näheres Band verbindet. Teilen Sie mir doch mit zwei Worten — nur auf einer Korrespondenzkarte — mit, wie es mit Ungers Gesundheitszustand steht, ich mag ihn selber nicht bemühen, und doch mache ich mir Sorgen seinetwegen. Ihres Befindens und des der Ihrigen wegen ist das ja hoffentlich nicht nötig, sonst geben Sie mir auch darüber Bericht.

Der Tod hält jetzt eine solche Ernte um mich herum, daß mich der Gedanke des bevorstehenden eigenen kaum noch verläßt: ich bin vollkommen gefaßt darauf und betrachte jeden Tag, den ich von neuem erlebe, als geschenkt. Nach Kräften bemühe ich mich, die mir noch geschenkte Zeit zu benutzen, ich sitze wiederum an einem großen Werk, das aber schwerlich die Vollendung erleben dürfte, da meine geistige Kraft eine erhebliche Abnahme erfahren hat. In körperlicher Beziehung verspüre ich sie nicht, wohl aber in geistiger — nach dieser Seite hin hat sich das Alter zuerst bei mir bemerklich gemacht, gleichwohl aber lasse ich nicht nach, alle Kraft, die mir noch zu Gebote steht, aufzubieten.

Meiner Frau geht es in diesem Winter besser als im vorhergehenden, die Kur in Baden-Baden hat ihre Früchte getragen, wenn auch eine volle Genesung nicht eingetreten ist, vorübergehend hat meine Frau auch viel zu leiden gehabt.

Mit den besten Grüßen an die Ihrigen und Unger

in treuer Anhänglichkeit

Ihr R. v. Jhering.

141.

An Karl Binding.

Göttingen, 3. Mai 1891.

Mein lieber Freund!

Ich fühle mich gedrungen, Ihnen Nachricht über unser Werk zu geben, nachdem ich etwa 1$^1/_2$ Jahr völliges Stillschweigen beobachtet habe.

Während dieser Zeit habe ich unausgesetzt daran gearbeitet, aber unter meinen Händen ist aus dem Werk etwas anderes geworden als ich anfänglich beabsichtigt hatte. Meinem Grundgedanken Folge gebend: Die Entwicklung des römischen Rechts zu zeichnen, habe ich begonnen mit dem, was die Römer bei dem arischen Muttervolk vorgefunden haben und den Versuch gemacht, ihre ältesten Einrichtungen daraufhin zu prüfen, ob sie sich nicht mit den Verhältnissen und Zwecken der Wanderperiode der Indogermanen in Verbindung setzen lassen, und meine Ausbeute ist in der letzteren Richtung eine außerordentlich fruchtbare gewesen. Noch in diesem Jahre wird diese Vorgeschichte des römischen Rechts fertig werden, die schwierigsten Sachen liegen hinter mir, und das übrige bringe ich bis zum Winter fertig. Ich wünsche diesen Abschnitt meines Werkes unter dem Titel: „Vorgeschichte der Indoeuropäer mit besonderem Hinblick auf das römische Altertum" zu publizieren, damit es (mit Recht?) von vornherein in die richtigen Hände komme. Das sind nämlich nicht sowohl die der Juristen, obgleich sich auch für sie manches darin findet, sondern die der Historiker, Altertumsforscher, Philologen.

Ich glaube, daß es mir gelungen ist, über ein bisher gänzlich im Dunkel liegendes Stück der Geschichte der Vorzeit ein ungewohntes Licht zu verbreiten, und manche meiner

Freunde, denen ich davon Mitteilung gemacht habe, sind ganz überrascht davon und, was noch besser, überzeugt.

Mit meinem Interesse der Separatveröffentlichung dieses Abschnittes meines Werkes verbindet sich das des Verlegers. Der Absatz desselben würde ein ungleich größerer sein, als wenn derselbe als Stück meiner Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts publiziert wird, ich glaube, daß er sicher darauf rechnen kann, daß er auf diese Weise mindestens die doppelte Zahl von Exemplaren absetzt. Historiker, Philologen, germanistische Rechtshistoriker, Sanskritisten können das Werk kaum entbehren, und ich bin überzeugt, daß das Absatzgebiet des Werkes sich noch ungleich weiter ausdehnen wird. Ihrem Verleger stelle ich nun die Wahl, ob er den Verlag übernehmen will, sonst würde ich ihn einem anderen Buchhändler übertragen. Damit er aber nicht die Katze im Sack kaufe, erbiete ich mich, Ihnen das Werk vorher in einem sauberen Manuskript zur Einsicht zuzustellen. Als Zeitpunkt wollen wir die zweite Hälfte der Michaelisferien wählen, da haben Sie Zeit, und wenn das ganze Werk um die Zeit auch noch nicht fertiggestellt worden ist, so reicht doch das, was ich Ihnen dann bieten kann, vollkommen aus, damit Sie sich ein Urteil bilden können.

Ihretwegen bedaure ich es, daß ich mich bei der Urgeschichte des römischen Rechts so lange aufgehalten habe, meinetwegen freue ich mich außerordentlich darüber, ich bin dadurch zu Funden gelangt, die ich zu dem Wertvollsten zähle, das ich in meinem Leben entdeckt habe. Daß ich mich dabei auf richtigem Wege befunden habe — den ich kurz als Verwertung des Gesichtspunktes der Wanderung der Indoeuropäer bezeichnen kann — zeigt der Umstand, daß zu den Funden, die ich im Anfang machte, — stets neue hinzukamen, jeder neue bestärkte mich in der Überzeugung, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen hatte.

Im Januar wurde ich von einem sehr schweren Katarrh befallen, an den sich Rheumatismus und Hexenschuß reihten, ich wurde dadurch körperlich und geistig so überaus geschwächt, daß ich meine Vorlesungen erst aussetzen, dann nach kurzem Versuch der Erneuerung vor der Zeit schließen und mich aller ernsten Arbeit enthalten mußte. Zur Erholung bin ich Anfang März an die Riviera und die oberitalienischen Seen gegangen (mit meiner Frau, die mir als Pflegerin unentbehrlich war). Nach 3—4 Wochen habe ich das Gefühl gehabt, daß sich eine Besserung vorbereite, und am Ende der Reise, daß sie eingetreten ist. Ich kann jetzt wieder arbeiten.

Mit freundlichem Gruß

ganz Ihr

R. v. Jhering.

142.

An Bernhard Windscheid.[1]

Göttingen, 3. Mai 1891.

Lieber Freund!

Bei meiner in voriger Woche erfolgten Rückkehr von einer Reise nach der Riviera und den oberitalienischen Seen, die ich aus Gesundheitsrücksichten in Begleitung meiner Frau unternehmen mußte, finde ich die neueste Ausgabe Deines Pandektenlehrbuches vor, und ich entnehme davon den willkommenen Anlaß, nach längerer Zeit wiederum einige Worte an Dich zu richten. Sie sollen Dir zunächst meinen Dank ausdrücken für die Gabe, die ich Deiner freundlichen Gesinnung

[1] Dies ist der letzte Brief, den Jhering an Windscheid schrieb.

verdanke, und damit den Glückwunsch zu der neuen Auflage verbinden. Ich kann es begreifen, daß Du Dich nicht hast entschließen können, zu allen seit der früheren Auflage aufgestellten neuen Ansichten Stellung zu nehmen, schon aus äußeren Gründen war dies dadurch geboten, daß sonst die Noten bis zur Ungebühr angeschwollen wären und der Umfang des Werkes sich in erheblichster Weise vermehrt haben würde. Sodann wird man auch niemandem, der die Siebziger erreicht hat und bis dahin dem Strome der literarischen Bewegung mit größter Gewissenhaftigkeit gefolgt ist, es verargen können, wenn er die Arbeit der Sichtung des Richtigen vom Unrichtigen dem jüngeren Geschlecht überläßt. Bei der nächstens erscheinenden 5. Auflage von meinem Geist des römischen Rechts habe ich es ebenso gemacht, sie enthält einen wörtlichen Abdruck der vierten, und lasse ich Dir und allen anderen, denen ich sonst meine Bücher zustelle, ein Exemplar davon gar nicht zukommen. Das bescheidene Maß von Kräften, das mir noch geblieben ist, glaube ich in besserer Weise verwenden zu können, als indem ich zu früheren Werken Nachträge und Verbesserungen mache.

Durch Ehrenberg habe ich vorigen Herbst von Dir und den Deinigen gehört, und dasselbe wird in bezug auf mich und die Meinigen für Dich der Fall gewesen sein. Inzwischen hat sich noch mein dritter Sohn (Techniker, Lehrer an der Gewerbeschule in Hagen) verheiratet, so daß jetzt alle meine Kinder verheiratet sind. Aus Anlaß seiner in den Weihnachtsferien in Hamburg stattfindenden Heirat reiste ich dorthin, was ich teuer habe bezahlen müssen. Es war die Zeit der strengsten Kälte während des ganzen Winters, wir hatten dort 15—16° Reaumur, und die mancherlei Anlässe, welche mein dortiger Aufenthalt mit sich brachte, mich der Kälte auszusetzen, bewirkten bei mir einen äußerst schweren Katarrh, dem nach meiner Rückkehr nach Göttingen ein arger Rheuma-

tismus und Hexenschuß folgte, der durch seine Heftigkeit und Langwierigkeit mich aufs äußerste erschöpfte und wie körperlich, so auch geistig mich in einer Weise schwächte, daß ich zu aller ernsten Arbeit unfähig und genötigt ward, meine Vorlesungen auszusetzen und nach mehreren wenig ermutigenden Versuchen, sie fortzusetzen, sie schließlich vor der Zeit zu schließen. Ich war geistig so gänzlich matt, daß ich kein ernstes Buch mehr zur Hand nehmen, keinen Brief mehr schreiben konnte, und daß ich nicht selten selbst die Zeitung oder eine sonstige leichte Lektüre aus der Hand legen mußte, weil das Lesen mich anstrengte. Den Vorschlag meines Arztes und meiner Kinder, eine Reise nach dem Süden anzutreten, mußte ich anfänglich zurückweisen, weil ich mich zu schwach dazu fühlte, und ohne ihr energisches Zureden hätte ich ihn vielleicht nie zur Ausführung gebracht, es fehlte mir alle und jede Willenskraft, mein Willensvermögen war gänzlich erloschen. In der zweiten Woche März habe ich mich dann mit meiner Frau auf die Reise nach der Riviera gemacht, aber es sind hier etwa noch drei Wochen vergangen, bis ich eine Besserung verspüren konnte, sie datiert erst von meinem späteren Aufenthalt an den oberitalienischen Seen, wo sie dann in relativ kurzer Zeit vollständig eintrat, ich bin von dort nicht eher zurückgekehrt, bis ich ihrer sicher war. Gegenwärtig habe ich wiederum das Gefühl, ganz der Alte geworden zu sein, körperlich wie geistig, ich kann mich wieder freuen, was ich ganz verlernt hatte, halte meine Vorlesungen ohne Mühe und arbeite. Behält mein jetziger Zustand Bestand, so hoffe ich Dir im nächsten Jahre ein neues Werk von mir zustellen zu können — kein dogmatisches, mit der Dogmatik habe ich für immer abgeschlossen — sondern ein historisches, für das mir meine für Binding geplante Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts die Anregung geboten hat, das aber über das römische Recht in die Vorzeit desselben bei dem arischen

Muttervolk und während der Wanderung der Indogermanen zurückgreift.

In meinem Hause und im Kreise meiner Kinder geht alles nach Wunsch. Eine ganz besondere Freude für mich ist, daß auch meiner Frau die Reise außerordentlich wohl getan hat; hält der jetzige Zustand noch einige Jahre an, so wird sich mein Lebensabend in schönster Weise gestalten.

Indem ich dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck gebe, daß auch Du und die Deinigen wohl auf seid, und die besten Grüße von Haus zu Haus hinzufüge, verbleibe ich

in alter Anhänglichkeit

Dein

R. v. Jhering.

143.

An Frau Minna Glaser.

Göttingen, den 24. Dezember 1891.

Meine liebe, teure Freundin!

Ein Jahr ist seit meinem letzten Briefe wieder dahin, Sie wissen, daß ich Ihnen zum zweiten Weihnachtstage stets schreibe und dabei bleiben werde, solange ich lebe. Es soll Ihnen zeigen, daß ich meines dahingegangenen, unvergeßlichen Freundes, Ihrer und der Ihrigen stets in alter Liebe und Anhänglichkeit gedenke. Sie wurzelt zu fest in mir, als daß die Zeit ihr etwas anzuhaben vermöchte.

Ich berichte Ihnen über das jetzt zu Ende gehende Jahr.

Das erste Vierteil desselben war kein erfreuliches für mich. Sie werden von Unger schon darüber Bericht erhalten

haben, daß ich nach einem längeren Unwohlsein eine Reise an die Riviera und die oberitalienischen Seen machte und gestärkt an Körper und Geist zurückkehrte. Ich konnte meine literarischen Arbeiten wiederum aufnehmen und fand Freude daran. Um die für sie verlorenen 6 Wochen der Osterferien einzuholen, hatte ich beschlossen, in den Herbstferien in Göttingen zu bleiben, allein der Gesundheitszustand meiner Frau, der gegen Ende des Sommers sehr zurückgegangen war, nötigte mich, mit ihr nach Baden-Baden zu gehen, das vor zwei Jahren seine heilende Kraft glänzend an ihr bewährt hatte, und das auch diesmal wiederum seine Dienste getan hat. Anfang Oktober kehrten wir nach Göttingen zurück.

Die letzten drei Monate des Jahres zeichnen sich durch zwei freudige Ereignisse für mich aus, es waren zwei Wochenbetten, das eine von der Frau meines Sohnes Albrecht (jetzt Lehrer am Polytechnikum in Aachen) im Oktober, das andere von meiner hiesigen Tochter vor anderthalb Wochen, beide vom glücklichsten Verlauf, bei beiden ein Mädchen, für meine Tochter, die sich nichts sehnlicher gewünscht hatte, ganz besonders willkommen. So hat denn das letzte Vierteil des Jahres an mir wieder gutgemacht, was das erste zu wünschen übriggelassen hat.

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen kurz vor Eintreffen meines Sohnes Friedrich (jetzt Amtsrichter in Hannover) mit Frau und Tochter, die bei uns Weihnachten feiern sollen und mir doppelt erwünscht kommen, da meine Tochter mit Mann und Kindern diesmal nicht bei uns sein können. Meine Frau ist im Weihnachtszimmer beschäftigt, um alles instand zu setzen, und sendet Ihnen und den Ihrigen die besten Wünsche zu Weihnacht und Neujahr.

Damit auch der Lichtseite die Schattenseite nicht fehle, so hat mir der Tod in den letzten beiden Wochen zwei alte

Freunde geraubt, den Mineralogen Römer in Breslau, mit dem ich in meiner Berliner Zeit (1840—45) den intimsten Verkehr hatte, und den Minister Gerber in Dresden, einen Freund aus meiner Gießener Zeit. Es wird immer einsamer um mich her. Alle meine Geschwister, auch die jüngeren, sind vor mir dahingegangen, und ebenso fast alle meine älteren Freunde, selbst sehr viele von den jüngeren, ich habe nur noch fünf (Unger mitgezählt), die mir geblieben sind. Es ist für mich ein Memento mori, und ich mache mich selber auf den Abmarsch bereit, ich habe nur noch den einen Wunsch an das Schicksal, daß mir die Zeit bleibt, das Buch, das ich unter der Feder habe, zu vollenden. Ob Sie zu nächstem Weihnachten noch einen Brief von mir erhalten werden? Sollte es nicht sein, so mögen Sie sich sagen, daß es mir nicht schwer geworden ist, aus dem Leben zu scheiden, ich habe so viel Schönes genossen und meinerseits auch so manches geleistet, daß ich mir sagen darf, daß mein Leben für mich und die Welt sich bezahlt gemacht hat. Der Gedanke an meine Kinder kann mir den Abschied nicht erschweren, sie sind versorgt und glücklich, nur das Los meiner Frau, die dann allein ohne mich durchs Leben muß, beklage ich, habe aber die beruhigende Gewißheit, daß meine Tochter und mein prächtiger Schwiegersohn nebst ihren Kindern das ihrige dazu tun werden, es ihr zu erleichtern.

Nun genug, meine liebe Freundin. Möge das kommende Jahr Ihnen nur Gutes bringen. Mit den besten Grüßen an die Ihrigen und Freund Unger

in treuer Freundschaft

Ihr

R. v. Ihering.

144.

An Ludwig Mitteis.

Göttingen, 1. Januar 1892.

Hochgeschätzter Herr Kollege!

Erst gestern am letzten Tage des Jahres bin ich mit der Lektüre Ihres Buches fertig geworden, und das erste was ich in dem neuen Jahre tue, besteht darin, daß ich eine Dankesschuld des vergangenen abtrage. Gerne hätte ich es schon früher getan, am liebsten zu Weihnachten, um Ihnen eine Weihnachtsfreude zu machen. Allein ich habe nur langsam zu lesen vermocht, die Morgenstunden, soweit sie durch meine Vorlesungen nicht in Anspruch genommen, sind bei mir literarischen Arbeiten gewidmet. In den Abendstunden ist die Kraft des 73-jährigen bald erschöpft. Schon durch Regelsberger haben Sie erfahren, welchen Eindruck die erste Ansicht Ihres Werkes auf mich gemacht hat. Er hat sich durch die genaue Lektüre desselben im vollsten Maße bestätigt, und ich stehe nicht an, dasselbe für eine rechtshistorische Leistung ersten Ranges zu erklären. Während meines ganzen Lebens ist auf diesem Gebiete nichts erschienen, das ich ihm gleichstellen möchte. Mit einer für mich geradezu imponierenden Gelehrsamkeit und Belesenheit verbinden Sie den weiten Blick des wahren Historikers und zugleich eine unbestechliche Kritik in bezug auf die Verwertung des Materials. Sie haben es verstanden, was ich bei keinem unserer Romanisten noch wahrgenommen habe, sich in die Vergangenheit hineinzuleben, das historische Material nicht bloß wiederzugeben, sondern es in sich aufzunehmen und sich daraus ein lebensvolles Bild der Vergangenheit zu bilden. Bei Ihnen zuerst finde ich die Aufgabe, die an die Geschichtschreibung ergeht, und von der unsere Romanisten keine Ahnung haben, während sie auf allen

anderen Gebieten verwirklicht wird, auf dem Gebiet der römischen Rechtsgeschichte gelöst. Sie haben sich durch Ihr Buch als Geschichtschreiber legimitiert. Mir ist es äußerst erfreulich, daß ich das noch erlebe. Sie werden derjenige sein, dem es einst beschieden ist, eine wirkliche Geschichte des römischen Rechts zu liefern! Kein anderer trägt so wie Sie den Beruf dazu in sich. Ich bedaure nichts so sehr, als daß ich dies nicht mehr erleben kann, bin aber fest überzeugt, daß ich nicht als falscher Prophet erfunden werde. Mögen auch 20 Jahre darüber vergehen, von Ihnen wird dermaleinst, wenn Ihnen Leben und Kraft beschieden ist, die erste römische Rechtsgeschichte erscheinen, welche diesen Namen verdient; welche gänzlich andere Gestalt als unsere heutige wird sie an sich tragen. Man wird die bisher gegebene darin nicht wiedererkennen. Mit den äußerst wertvollen Resultaten, welche Ihre Schrift abwirft, bin ich vollkommen einverstanden. Ich kenne auch nicht einen einzigen Punkt, in dem ich von Ihnen abwiche. Wieviel Neues habe ich — von der Grundanschauung gänzlich abgesehen, die ich für einen unschätzbaren Beitrag zu der Entwicklungsgeschichte des römischen Rechtes halte — im einzelnen von Ihnen gelernt. Ich müßte zu viel namhaft machen, um es alles aufzuzählen, und wie leicht haben Sie es durch Ihre klare durchsichtige und glückliche Darstellung dem Leser gemacht, Ihnen zu folgen, es ist mir selbst in diesem Punkt, in bezug auf den ich oft bei anderen so viel auszusetzen gefunden habe, ein wahrer Genuß gewesen, Ihre Schrift zu lesen. Kurz, ich finde daran gar nichts auszusetzen. Es ist in meinen Augen eine mustergültige Leistung. Ich habe Ihnen hiermit in wenigen Worten den Eindruck wiedergegeben, den Ihr Buch auf mich gemacht hat. Streng bei der Wahrheit bleibend — dasselbe Urteil, das ich Ihnen hiermit ausspreche, habe ich auch gegen meine hiesigen Kollegen kundgegeben und werde es überall tun. Mir ist es ein wahres

Herzensbedürfnis, hervorragende Leistungen anderer anzuerkennen, unbekümmert darum, ob Sie mich in den Schatten stellen! Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich einmal in Göttingen aufsuchten. Sie sollen mir höchst willkommen sein. Indem ich schließlich noch dem Dank für die Übersendung Ihrer Schrift Ausdruck gebe und zugleich meine besten Neujahrsgratulationen abstatte, verbleibe ich in aufrichtiger Hochschätzung

Ihr ergebenster

R. v. Jhering.

145.

An Ludwig Mitteis.

Göttingen, den 28. April 1892.

Lieber Herr Kollege!

Es tut mir leid, daß Sie sich der Gänse wegen so viel Mühe gegeben haben. Ich komme auch ohne sie durch und verzichte auch darauf, mich ihrer oder anderer Vögel wegen an Sachkundige zu wenden. Gibt es Parallelen zu meinen Zugvögeln, so kann es mir nur erwünscht sein, wenn sie von anderen nachgetragen werden. Eine so nachträgliche Bestätigung meiner Idee ist mir sogar noch lieber, als wenn ich selber sie von Anfang an mit anderen Zeugnissen hätte belegen können. Darum nehme ich auch die Raben der Wittinger, da sie Kellers spezielles Eigentum sind, nicht mit auf. Mögen sie und andere Vögel fliegen, wenn mein Buch erschienen ist. Anbei sende ich Ihnen meine versprochene Photographie, die erst in diesen Tagen in meine Hände gekommen ist, und bitte um die — mit Ihrer Unterschrift versehene — Ihrige.

Daß ich von Ihrem Besuch die größte Freude gehabt habe, brauche ich Ihnen nicht schriftlich zu wiederholen, ich habe es Ihnen mündlich bereits gesagt, und Sie werden es auch an mir gemerkt haben. Ich würde mich freuen, wenn mir später noch eine Wiederholung desselben zuteil würde. In aufrichtiger Ergebenheit ganz

Ihr

R. v. Jhering.

146.

An Frau Minna Glaser.

Göttingen, 23. Juli 1892.

Teure Freundin!

Diese Zeilen haben den Zweck, mir Auskunft darüber zu verschaffen, ob sich nicht in nächster Zeit eine Zusammenkunft zwischen uns bewerkstelligen läßt. Ich gedenke am 18. oder 19. August nach Berchtesgaden zu gehen, wo ich etwa 3 Wochen verweilen will. Wären Sie um die Zeit in Aussee oder Ischl, so würde ich Sie dort aufsuchen — eine weitere Reise ins Österreichische hinein würde ich allerdings nicht unternehmen können, da ich meine Reise nicht über 3 Wochen ausdehnen will und möglichst der Ruhe pflegen möchte, deren ich nach der Feier meines 50-jährigen Doktorjubiläums bedürfen werde. Ich werde zwar der solennen Feier in Göttingen aus dem Wege gehen, indem ich vorher nach Wilhelmshöhe bei Kassel gehe, aber da ich dort meine sämtlichen Kinder mit allen Enkeln um mich versammeln will und unsere Zusammenkunft 14 Tage dauern wird, so werde ich dort wenig Ruhe genießen. Mit 3 Dienstmädchen werden wir im ganzen 20 Personen sein!

Berichten Sie mir doch zugleich, wohin Unger in dieser Zeit seine Schritte zu lenken gedenkt, vielleicht ließe sich auch mit ihm ein Zusammentreffen ermöglichen, worüber ich ganz außerordentlich froh sein würde, ich habe ein wahres Verlangen, ihn einmal wieder zu sehen.

Mit besten Grüßen von meiner Frau und mir an Sie und die Ihrigen

In treuer Freundschaft

Ihr R. v. Ihering.

Als mein Vater diesen letzten Brief an seine Freundin schrieb und den Wunsch eines Zusammentreffens in Ischl oder Aussee aussprach, hatten sich schon die ersten Anzeichen eines Leidens eingestellt, das die Reise unmöglich machen und seinen Tod herbeiführen sollte. Er selbst aber ahnte bis zu seinem Ende nichts von der Schwere des Leidens und konnte am 6. August in Wilhelmshöhe, umgeben von Kindern und Enkeln, gefeiert von Freunden und Schülern, mit dankbarem Rückblick auf sein Leben sein 50-jähriges Doktorjubiläum feiern, dem zwei glückliche im Kreise der Seinen verlebte Wochen folgten. Nach Göttingen zurückgekehrt, nahm er die Arbeit wieder auf und unterbrach sie wenige Tage vor seinem Tode, wie er wähnte, nur vorübergehend, um sich ganz seinen lang ersehnten Gästen, der Baronin Minna Glaser und ihren Kindern, zu widmen. Als er dann am 17. September plötzlich starb, nahm mit den Seinen auch die Freundin so vieler Jahre tiefbewegt von ihm Abschied.

Anhang.

An den Fürsten Bismarck.

Karlsbad, den 15. September 1888.

Durchlauchtigster Fürst!

Ew. Durchlaucht haben mir aus Anlaß meiner siebenzigjährigen Geburtstagsfeier einen Beweis Ihrer geneigten Gesinnung zuteil werden lassen, dessen ich mich in meinen kühnsten Erwartungen nicht versehen hatte, und der auch meine Mitbürger in Göttingen in einer Weise überrascht hat, daß sie der Nachricht den Glauben versagten, und daß es erst der Vorweisung des Dokuments an den Redakteur unserer Zeitung bedurft hat, um sie eines Besseren zu belehren.

Als ich die Ehre hatte, Ew. Durchlaucht als Dekan der juristischen Fakultät das Doktordiplom zu überreichen, zu dessen Urheber und Träger eine der glücklichsten Fügungen meines Lebens mich bestimmt hatte, geschah es mit dem Gefühl, vor unendlich vielen begnadet zu sein; ein unerfüllter Wunsch, mit dem ich mich seit Jahren getragen hatte, Ew. Durchlaucht zu sehen uud sprechen zu hören, war in einer Weise verwirklicht worden, wie ich es bis dahin nie für möglich gehalten hatte. Die Stunden, welche ich das Glück hatte, an der gastlichen Tafel Ew. Durchlaucht zu verbringen, bilden einen Glanzpunkt meines Lebens, und ich habe durch nur für die Meinigen bestimmte Aufzeichnungen dafür gesorgt, daß die Erinnerung daran in meiner Familie nie untergehen wird. Zu diesem Schriftstück ist nunmehr das mit Ew. Durchlaucht eigenhändiger Unterschrift versehene Glückwunschschreiben als wertvolles Dokument hinzugekommen.

Ew. Durchlaucht haben mich darin mit dem Ihnen eignen Humor wie einst bei dem persönlichen Abschiede als Herr Kollege angeredet und damit selber verschuldet, wenn ich die Gelegenheit, die sich mir geboten hat und nie wieder bieten wird, benutze, mich über die Bedeutung, welche Ew. Durchlaucht für meinen ganzen Menschen gewonnen haben, in einer Weise auszusprechen, wie ich es sonst nie gewagt haben würde.

In meiner Natur liegt der Drang, mich an der menschlichen Größe aufzurichten, ich kenne nichts Höheres, als mich an den großen Erscheinungen der Geschichte zu erheben und mich bewundernd vor ihnen zu beugen. Bis in die Mitte des Lebens hinein habe ich mich mit diesem Bedürfnis in die Vergangenheit flüchten müssen, meine Bewunderung und Verehrung gehörte den Toten. Da hat es die Vorsehung gefügt, daß zwei Männer erschienen sind, an denen mein Herzenswunsch sich erfüllen sollte: Kaiser Wilhelm I. und Ew. Durchlaucht.

Als Student in Göttingen habe ich den Umsturz des Staatsgrundgesetzes und die Vertreibung der sieben Professoren durch König Ernst August miterlebt, im Mannesalter als geborener Hannoveraner den König Georg V., als Professor in Gießen die Mißwirtschaft in dem benachbarten Kurhessen. Kein Wunder, daß ich, der ich die Monarchie von dieser Seite hatte kennen lernen, ihr nicht ergeben war, und nie hätte ich damals geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden nnd der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung in meiner ganzen Anschauungsweise und Gesinnung — den gewaltigsten meines ganzen Lebens — verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung ragt in meinen Augen über das, was er in Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr der Monarchie ab-

wandte, diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht bloß die Träger von Kronen, sondern auch die Völker weit über Deutschlands Grenzen hinaus zu seinen Schuldnern macht.

Inbezug auf Ew. Durchlaucht würde ich glauben, mich einer Trivialität schuldig zu machen, wenn ich den Gefühlen der tiefsten Verehrung und höchsten Bewunderung, die mich für Ew. Durchlaucht beseelen, Ausdruck geben wollte; aber dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit glaubte ich ihn verleihen zu dürfen, ich muß dem Manne, dem ich ein Vaterland verdanke, sagen, daß von allem, was mir in meinem Leben zuteil geworden ist, dies Gut so unvergleichlich das höchste gewesen ist, daß, auch wenn mein Leben ebenso reich an Leiden, Kummer, Enttäuschungen gewesen wäre, wie es reich gewesen ist an Freude, Glück, Erfolgen, doch der Tag, wo ich das Deutsche Reich erlebt habe, alles, was mich persönlich betroffen, ausgeglichen haben würde.

Verstatten Ew. Durchlaucht mir jetzt, auch dem Ausdruck zu geben, was Sie mir geworden sind. An Ihnen habe ich gelernt, wie man, ohne ein Gefühl der Beschämung zu empfinden, neidlos und mit innigem Dank gegen Gott die geistige Überlegenheit, die volle Größe einer gewaltigen, gottbegnadeten Persönlichkeit empfinden und anerkennen kann. Unserer heutigen Zeit ist eine solche Gesinnung leider wenig zu eigen, und Ew. Durchlaucht haben dies in einer Weise erfahren, die mich aufs höchste erbittert hat. Mir wird es nicht an der Gelegenheit fehlen, von den Gesinnungen, die ich hier ausgesprochen habe, im Zusammenhang meiner wissenschaftlichen Forschungen öffentlich Zeugnis abzulegen. Gegenüber der öden Verherrlichung von Prinzipien und toten Formeln hoffe ich den Segen einer gewaltigen Persönlichkeit, der meines Erachtens für Mit- und Nachwelt mehr lebendige Kraft ent-

strömt als allen moralischen und politischen Destillationsprodukten, in das richtige Licht setzen zu können.

Aber nicht bloß der Mensch, auch der Jurist ist sich des hohen Einflusses bewußt geworden, den Ew. Durchlaucht auf ihn ausgeübt haben. In dem Kampfe, den er seit Jahren gegen die zurzeit noch herrschende unfruchtbare Richtung innerhalb der Jurisprudenz führt, welche über dem Blendwerk logischer Konsequenz und abstrakter Prinzipien des Blickes für die realen Dinge verlustig gegangen ist, hat ihn stets der Gedanke beseelt und gestählt, daß er innerhalb seiner beschränkten Sphäre nur den Anregungen gefolgt ist, die der große Meister der Realpolitik ihm gegeben hat. Er lebt der Überzeugung, daß sich das Vorbild Ew. Durchlaucht auch bei der jüngeren Generation fruchtbar erweisen und daß in der Rechtswissenschaft ein Umschwung eintreten wird, den man dermaleinst als den Übergang von der formalistischen zur realistischen Methode bezeichnen wird.

Sollte ich Ew. Durchlaucht durch meine Ausführungen ermüdet haben, so mag mir zur Entschuldigung gereichen, daß ich einem Stande angehöre, der einmal das Vorrecht dazu hat und Sie auf dem Katheder wie auf der Tribüne schon daran gewöhnt haben dürfte. Ich meinerseits will aber nicht versäumen, etwas zu tun, was meine Kollegen nicht zu tun pflegen: Ew. Durchlaucht wegen meines Vortrages um Nachsicht bitten.

Indem ich Ew. Durchlaucht nochmals meinen wärmsten, durch meine hiesige Kur leider verspäteten Dank für das mir gewährte unschätzbare Zeichen Ihrer geneigten Gesinnung ausspreche, verharre ich mit tiefster Ehrerbietung

Ew. Durchlaucht

gehorsamster R. v. Jhering.

Der an Ihering gerichtete Brief des Fürsten Bismarck lautete:

Verehrter Herr Kollege,

ich bitte Sie, meine verbindlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen zu Ihrem siebzigjährigen Geburtstage, an welchem Sie mit Stolz auf ein langes Leben reicher Erfolge als Schriftsteller, Lehrer und Patriot zurückblicken können. Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, vermöge der mir von der Georgia Augusta gewährten Auszeichnung mit Ihnen gleichzeitig der Hochschule wieder anzugehören, die ich vor 55 Jahren als Student verließ.

v. Bismarck.

Erinnerungen an Rudolf von Ihering von Hermann von Ihering.

Die Erinnerungen an meinen Vater, soweit sie sich auf meine Jugendjahre beziehen, sind aufs innigste verknüpft mit den welthistorischen Ereignissen, welche die innerpolitischen Kämpfe Deutschlands zum Abschluß brachten und seine neue Machtstellung schufen. Schon die äußeren Umstände beeinflußten meinen Vater in großdeutschem, ja selbst im internationalen Sinne. Nachdem er seine akademischen Studien auf der hannoverschen Landes-Universität zum Abschluß gebracht, bemühte er sich, in den Staatsdienst einzutreten, wurde aber abgewiesen, weil bereits einer seiner Brüder zu dieser Laufbahn zugelassen worden sei. Ein Glück für ihn und die Wissenschaft, der er ohne diesen Umstand nicht das hätte sein können, was er ihr tatsächlich wurde. Seine erste Professur führte ihn ins Ausland, in die Schweiz, und meine Wiege stand in

Kiel, das damals vom dänischen Königshause abhing. Diese Jahre, von 1849—51, waren eine Zeit ständiger Gärung, hochgehender politischer Erregung für Schleswig-Holstein, an der unsere Familie lebhaft beteiligt war, weniger durch den relativ kurzen Aufenthalt in Kiel, als durch die Herkunft der Familie meiner Mutter, deren Vater Advokat in Schleswig war. Die Bewohner von Schleswig-Holstein fühlten sich als Deutsche, erstrebten die Loslösung von Dänemark und befanden sich mit dessen Behörden in ständigem, bald offenem, bald verstecktem Kampfe. Die drei Brüder meiner Mutter haben gegen die Dänen gekämpft, einer von ihnen fiel bei Eckernförde. Mein Großvater selbst, als ihm in Schleswig der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, zog nach Kiel und verweilte mehrere Monate im Hause meiner Eltern. Auch mein Vater wurde mit in den Strom der Ereignisse gezogen. Er, der stets militärischer Tüchtigkeit die höchste Achtung, ja Bewunderung gezollt, dem aber der Milizendienst der Biedermeierzeit deutscher Kleinstaaterei ein Greuel war, mußte sich bequemen, die Uniform der Bürgerwehr mehrmals in der Woche anzulegen und mit dem Schießprügel auf der Schulter zum Exerzierplatz zu marschieren. Vergebens bemühte er sich, von der lästigen Verpflichtung frei zu werden, und mancherlei Reibereien schufen ein gespanntes Verhältnis zwischen ihm und seinen militärisch-bürgerlichen Vorgesetzten. Mein Vater mußte sich fügen, schaffte sich aber auf seine Weise Genugtuung, indem er seinem Haushunde, dem treuen Azor, eine Uniform der Bürgerwehr nebst Käppi aus bunten Lappen anfertigen ließ. Da mögen meine guten Eltern in der Heimlichkeit ihrer Wohnung manch heiteres Stündlein mit Exerzierversuchen des geduldigen Hausgenossen verbracht haben. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten . . .“ „Eines Tages“, so erzählte mir mein Vater, „muß es dem Satansvieh in den Sinn kommen, eine offenstehende Tür sich zunutze zu

machen, um auf die Straße zu entwischen und da in seiner ganzen karnevalistischen Herrlichkeit zu paradieren. Zwar folgte die Magd dem Ausreißer auf dem Fuße, der aber lief nur um so schneller. Neugierde, Aufsehen, Entrüstung, Heiterkeit allerwärts, bis die gröhlende liebe Jugend der Jagd ein Ende macht und der Flüchtling unter allgemeinem Hallo zu Hause abgeliefert wird. Mit dem Scherz war es nun zu Ende, die Angelegenheit bekam eine ernste Seite, weil meine militärische vorgesetzte Behörde mich wegen schwerer Beleidigung zur Rechenschaft ziehen wollte. Ich weiß auch nicht, welchen Ausgang die Sache hätte nehmen können, — aber ich entzog mich allen Weitläufigkeiten durch eine plötzliche Abreise, welche durch die Nähe der Ferien einigermaßen motiviert war." Mit der Uniform des Azor, des geduldigen Spielgefährten unserer Kindheit, den die Meisterhand des Malers Trautschold neben mir auf der Leinwand verewigte, haben wir Kinder in Gießen noch oft unsere Kurzweil getrieben; sie war für uns ein Gegenstand größter Heiterkeit, nicht sowohl wegen der Persiflage des Hundes, als durch die Vorstellung, wie unser würdiger und gelehrter Vater in ähnlichem Aufzug im Verein mit seinem Barbier, dem Gesellen seines Bäckers und einigen Musensöhnen zur militärischen Übung ausrücken mußte.

„Schleswig-Holstein meerumschlungen" stand auch in Gießen in den 50-er und in der ersten Hälfte der 60-er Jahre des vorigen Jahrhunderts auf der Tagesordnung und dies nicht etwa nur in unserem Hause, welches durch öftere Besuche von und nach Schleswig mit den Verhältnissen in den Herzogtümern in steter Beziehung blieb. Ein politisches Ereignis von weitgehendem Interesse war der Besuch, den 1864 eine Kommission aus Schleswig-Holstein auf der Reise zum Bundestag in Frankfurt a. M. in verschiedenen Städten, so auch in Gießen machte, und zu welcher mein Onkel Werner Fröhlich, ein Bruder meiner Mutter, gehörte. Sogar wir Schüler des

Gymnasiums bestrebten uns, zu den Kriegskosten beizutragen, aber unsere Spende unterschied sich in ihrer Höhe nicht wesentlich von jener, mit welcher wir im November als bescheidenes Geschenk für den Klassenlehrer eine Martinsgans zu erwerben pflegten, die auf gemeinsamem Ausflug über Land erstanden und heimgebracht wurde. Groß war dann die Enttäuschung, als statt des ersehnten Augustenburgers die preußische Herrschaft in Schleswig-Holstein einsetzte. Wie aber im großen ganzen, so folgte auch in unserer Familie ein befriedigender Abschluß auf die Erregung, als nämlich meine schöne und liebenswürdige Tante Luise, eine besonders schlimme Preußenfresserin, sich mit einem preußischen Offizier vermählte.

Unterdessen hatten die Beziehungen zwischen den verschiedenen deutschen Staaten und Österreich einen solchen Grad der Spannung erreicht, daß 1866 abermals die Entscheidung des Streites dem Schwerte zufiel, und diesmal lag der Kriegsschauplatz uns viel näher, ja so nahe, daß wir uns mitten darin befanden, ehe nur irgendeine Zeitung den Ausbruch des Krieges gemeldet. Am 16. Juni frühmorgens trafen die in Wetzlar garnisonierenden Preußen in Gießen ein, und zwar erschienen sie zunächst bei unserem Elternhause, damals dem letzten linker Hand an der Landstraße nach Kleinlinden. Mein Vater lud verschiedene Offiziere, mit welchen er ins Gespräch kam, ein, bei uns zu frühstücken. Auch die Soldaten, welchen er schon vorher die Benutzung unseres Brunnens gestattet hatte, wurden mit Erfrischungen und Zigarren bedacht. Diese freundliche Aufnahme, die sich alsbald in der Stadt herumsprach, erregte Unwillen, so daß man meinem Vater und einem Kollegen die Fenster einzuwerfen drohte. Was meinen Vater damals ganz besonders in Erstaunen setzte, war die Umsicht und weitgehende Ortskenntnis, mit welcher alle strategisch wichtigen Punkte sogleich besetzt wurden. Sogar ein schmaler Fußsteig, welcher sich an der Außenseite unseres Besitztumes hin-

zog, war diesem Schicksal nicht entgangen. Die Offiziere, mit welchen mein Vater sich hierüber unterhielt, gaben ihm dann Aufschluß über die Zuverlässigkeit der Generalstabskarten. Wie immer in Kriegszeiten fehlte es auch damals in Gießen nicht an Aufregungen und falschen Gerüchten. Einmal, als die Badenser Truppen längere Zeit in Gießen verblieben, schien es dort zu einer Schlacht kommen zu sollen. Zur allgemeinen Heiterkeit entpuppten sich die Lafetten der Geschütze, welche schon am Gleiberg aufgefahren sein sollten, als die kräftigen Untergestelle von Bauernweibern, die mit Kartoffelhacken beschäftigt waren. Eine peinliche Szene fiel zu Hause vor, als ein bei uns einquartierter preußischer Offizier an einen gegen ihn unternommenen Vergiftungsversuch glaubte. Es stellte sich dann heraus, daß das aufwartende Mädchen statt des Rheinweines eine meiner Mutter vom Arzt verordnete Flasche Kalkwasser aufgetischt hatte. Eines Tages kehrte mein Vater mit ernster Miene aus der Stadt heim, wo ein Extrablatt eine schwere und entscheidende Niederlage der Preußen gemeldet hatte. Ich erinnere mich nicht, meine Eltern je in so sorgenvoller und peinlich gedrückter Unterhaltung gesehen zu haben, wie in jener Stunde, von der sie wähnten, sie bringe ihnen die Vernichtung ihrer, auf die Neugestaltung des deutschen Reichs zielenden Hoffnungen.

Mein Vater erkannte klar die Notwendigkeit einer völligen Umgestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands durch Preußen und unter seiner Führung. Das mag heute selbstverständlich erscheinen, aber in jener Zeit war die Zahl patriotischer Männer, welche außerhalb Preußens sich auf diesen Standpunkt stellten, keine sehr große, und Fürst Bismarck hatte recht, wenn er in dem Glückwunschschreiben, welches er meinem Vater zu seinem 70. Geburtstag sandte, auch seiner patriotischen Gesinnung rühmend gedachte. Es fehlte wenig, so würde mein Vater auch am politischen Leben des deutschen

Reiches sich beteiligt haben. Bei den ersten Wahlen zum Reichstag war er in seiner Heimat Ostfriesland als Kandidat aufgestellt worden, unterlag aber mit etwa ein Dutzend Stimmen Differenz dem Gegenkandidaten. Er bedauerte diesen Ausgang damals lebhaft, sagte mir aber noch in demselben Jahre, als nach dem Tode meiner Mutter unverständliche und unerquickliche Verhältnisse in der Führung des Hauswesens sich einstellten, er betrachte es nun als eine Fügung des Geschicks, da es ihm unter den veränderten Verhältnissen kaum möglich gewesen wäre, öfter und für längere Zeit sein Haus zu verlassen. Für die Dauer würde es ihm ohnehin nicht zugesagt haben, sich dem parlamentarischen Leben zu widmen, da ihn seine Neigung immer wieder zur schriftstellerischen Tätigkeit zurückzog. Noch einmal, im Sommer 1870, griffen die geschichtlichen Ereignisse auch direkt in sein Leben ein. Er befand sich damals als Professor der Jurisprudenz in Wien, und mit ihm waren natürlich auch seine Kinder in den österreichischen Untertanenverband aufgenommen worden. Ich selbst studierte damals in Gießen, war aber bei meinem Ferienbesuch in Wien in die Liste der Militärpflichtigen eingetragen worden und hatte auch den Fahneneid geleistet. Als nun im Mai und Juni bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges eine mächtige, deutschfeindliche Partei in Österreich den Anschluß an Frankreich empfahl, stellte ich meinem Vater vor, wie es mir gemäß der von ihm selbst bei mir gepflegten Gesinnung unmöglich sein würde, im Heere Österreichs gegen meine deutsche Heimat zu kämpfen. Er pflichtete mir nicht nur bei, sondern erteilte mir auch brieflich die Erlaubnis, in das deutsche Heer einzutreten. Auf Grund dieses Briefes trat ich in Darmstadt als Freiwilliger auf Kriegsdauer in ein hessisches Infanterieregiment ein. Für mich war dieser Entschluß aus zwei Gründen mit schweren Sorgen verbunden. Zunächst hatte ich Befürchtungen wegen der Folgen, welche für meinen Vater aus

der Zustimmung zu meinem Vorgehen entstehen könnten, und dann quälte mich der Gedanke, binnen Jahresfrist zweimal den Fahneneid zu leisten und zwar an verschiedene Herrscher. Die Umstände ließen sich aber günstig an; in Wien verlautete nichts von meinem Schritte, und als späterhin das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich abgeschlossen wurde, durfte ich mir sagen, meiner Zeit vorausgeeilt zu sein; wahrscheinlich war ich der einzige Soldat, den Österreich damals dem späteren Alliierten ins Feld gestellt hatte. Im Drange der Ereignisse kam es in Darmstadt gar nicht dazu, daß ich den Fahneneid hätte leisten müssen, und als ich nahezu ausgebildet war, wurde ich als Unterarzt in ein Lazarett abkommandiert.

Die Jahre des Wiener Aufenthaltes von 1868—72 waren für meinen Vater besonders anregend und genußreich. Wenn man in der schönen Jahreszeit die verschiedenen Großstädte des mittleren Europa besucht und miteinander vergleicht, so wird man kaum umhin können, Wien die Palme zuzuerkennen. Ganz abgesehen von seiner schönen Lage und der anmutigen Umgebung hat Wien einen Vorteil ganz eigener Art vor allen anderen Großstädten voraus, die herrlichen Ringanlagen, welche der Schleifung der Festungswerke ihre Entstehung verdanken; die im reichen Maße gebotenen Genüsse der Großstadt, namentlich aber auch nach der musikalischen Seite, bedeuteten für meinen Vater, den seine Lehrtätigkeit bis dahin nur in kleinere Städte geführt hatte, eine Erhöhung des Lebensfreude. Dazu kam der anregende Verkehr mit bedeutenden Männern, darunter Unger und Glaser, welche er stets zu denjenigen gerechnet hat, die ihm sowohl persönlich wie wissenschaftlich besonders nahe standen. Nie hat er vor- oder nachher so große und regelmäßig gefüllte Auditorien gehabt wie damals, und seine Zuhörer waren begeisterungsfähig, zu Opfern bereit, wie der folgende kleine Vorfall dartut. Es war ihm lästig, in

einem Auditorium zu sprechen, welches ganz von Zigarrenqualm erfüllt war. Er richtete daher eines Tages an seine Zuhörer die Bitte, in Zukunft in der Pause vor seinem Vortrage nicht zu rauchen. Als am folgenden Tage dieser Bitte nicht entsprochen war, setzte er die Vorlesung aus und erklärte, indem er sich zurückzog, er werde das in Zukunft immer so halten; er hatte aber nie wieder Anlaß zur Beschwerde.

Es wunderte mich deshalb, daß er unter diesen Umständen 1872 den Ruf nach Göttingen annahm; aber er erklärte mir, daß die Großstadt ihn von dem abziehe, was er nächst seiner Lehrtätigkeit für seine wichtigste Lebensaufgabe halte, seine wissenschaftliche Arbeit und literarische Produktion. In mancher Hinsicht war allerdings der Tausch ein vorteilhafter. An Stelle der Straßen, Plätze und Tramways, auf denen sich in der Großstadt ein nicht unbeträchtlicher Teil der Tagesstunden erschöpft, traten freundliche, sofort beginnende Spaziergänge in Flur und Wald, und das mehrstöckige Mietshaus an der Landstraße wurde durch eine eigene Villa ersetzt, die nach allen Seiten von Gartenanlagen umgeben war. Es liegt eben doch ein großer Reiz in einem derartigen behäbigen großen Anwesen, wie es in der Großstadt nur wenigen Auserwählten zufallen kann. In der weiten Halle waren die Wände mit den Gemälden unserer Ahnen geschmückt, feine Charakterköpfe, alles Juristen oder Verwaltungsbeamte. Das größte Zimmer des Erdgeschosses war sein Arbeitszimmer, in welchem der Eindruck schwerfälliger Gelehrsamkeit durch den Flügel gemildert wurde. Bei guter Witterung schweifte der Blick durch die weitgeöffneten Glastüren, welche auf eine geräumige, von hohen Akazien beschattete Terrasse führten, über die Parkanlagen des Vordergrundes und über die Maschwiesen hin bis zu dem Höhenzug des Meißner.

Der tägliche Lebenslauf spielte sich bei ihm in Göttingen mit ziemlicher Regelmäßigkeit ab. Um 7 Uhr pflegte er auf-

zustehen, auch im Winter, und der Vormittag gehörte dann der wissenschaftlichen Arbeit und der Vorbereitung zu den von 11—1 Uhr abgehaltenen Vorlesungen. Nach dem Mittagessen, bei dem es nach der Suppe nur ein Fleischgericht mit verschiedenem Zubehör gab, und bei dem er ein oder zwei Gläser leichten Rhein- oder Moselweines genoß, las er in seinem Studierzimmer im Kreis der Seinen Zeitungen, Zeitschriften oder belletristische Novitäten. Nach einem kurzen Mittagsschläfchen ging es wieder an die Arbeit; doch sah er um diese Zeit öfter Besuch bei sich. Später folgte ein oft ziemlich weit ausgedehnter Spaziergang. Abends am Teetisch fand sich die Familie wieder zusammen, und häufig zog es ihn nachher wieder an den Schreibtisch. Im letzten Winter, den ich in den Jahren 1887—88 mit ihm verlebte, widmete er gerne die Abende seiner Familie. Oft wurde ein Spiel arrangiert, und zwar gefiel ihm der Skat, in dessen Finessen ich ihn einführte, so gut, daß er ihn den übrigen Kartenspielen vorzog. Er konnte dann sehr eifrig werden, aber die beiden mitspielenden Damen verstanden es, durch eine drahtlose Telegraphie unter dem Tisch dafür Sorge zu tragen, daß der Gang des Spieles seinen Wünschen entsprach. Es war für mich eine Überraschung, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit der 70-jährige, welcher immer gerne in Freundeskreisen Whist und Boston gespielt hatte, die altgewohnten Spiele zugunsten eines tatsächlich schwierigeren, aber auch abwechslungsreicheren neuen über Bord warf. Ich sollte aber in dieser Hinsicht noch ganz andere Erfahrungen machen und will eine derselben im folgenden berichten.

Es war auf einem langen Spaziergang an einem freundlichen Novembernachmittag, als wir eine eingehende Unterhaltung über Sozialismus führten, die sich meinem Gedächtnis tief eingeprägt hat, und über welche ich mir auch sofort Aufzeichnungen machte. Wir kamen auf dieses Thema durch die

Mitteilungen, die ich ihm über meine Lektüre, Bebels Buch: „Die Frau und der Sozialismus", machte. Ich berichtete ihm, daß ich das Bedürfnis empfunden hatte, an der Quelle zu schöpfen und durch Originallektüre mich über die wahren Ziele der modernen sozialistischen Bewegung zu unterrichten. Diese Lektüre, so erzählte ich ihm, sei aber für mich eine schwere Enttäuschung gewesen, da sich mir nur der kritische Teil beachtenswert, der konstruktive aber schwach und selbst kindlich naiv dargestellt habe.

„Du hast darin recht, erwiderte mein Vater, aber du mußt bedenken, daß man derartige Ausführungen nicht tragisch nehmen darf. Bebel ist kein Gelehrter, er ist ein Mann aus dem Volke; man kann von ihm nicht erwarten, daß er komplizierte, wirtschaftliche Fragen klar durchschauen und zu ihrer Neugestaltung zweckmäßige Vorschläge ausarbeiten könne. Aber mehr als das, er beabsichtigt dies auch gar nicht, denn er ist Demagoge, Parteiführer, Agitator. Die Sozialdemokratie in ihrer jetzigen Phase befindet sich in den Kinderjahren, man könnte vielleicht sagen in den Flegeljahren ihrer Entwicklung; derartigen turbulenten Epochen pflegen ruhigere zu folgen, und nachdem die heutigen Führer von der Bühne abgetreten, werden andere kommen von gemäßigter Gesinnung, die an positive, fruchtbare Arbeit heranzutreten bereit sind. Die Sympathien aller verständigen Elemente werden ihnen dabei nicht fehlen, und mir speziell ist es eine der größten Genugtuungen meines Lebens gewesen, daß der von mir so hochverehrte alte Kaiser Wilhelm auch auf sozialpolitischem Gebiete die Reformbewegung eingeleitet und in segensreiche Bahnen geführt hat."

„Ohne doch von der Arbeiterschaft dafür Dank geerntet zu haben", warf ich ein. „Richtig", erwiderte er, „aber das ist ja eben der Punkt, worauf ich schon einging, die Sturm- und Drangzeit der Partei. Vielleicht auch geht aus der jetzt

so einseitig tätigen Gruppe eine wohlorganisierte Partei mit klar durchdachtem Programm hervor. Immer aber ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Alles Regieren ist nur ein Kompromiß zwischen widerstreitenden Bestrebungen, zwischen dem Wünschenswerten und dem Möglichen. Stellen wir uns z. B. vor, die sozialdemokratische Partei wäre im Reichstag zu einer der größeren, einflußreicheren geworden, so würde sie an die praktische Durchführung ihrer Bestrebungen denken können; aber das ginge nicht an ohne die Unterstützung anderer, ihr mehr oder minder nahestehender Parteien. Also wieder Kompromiß. Dazu kommt dann hinzu, daß eine Partei, die Dauerndes schaffen will, nicht lediglich die Interessen eines Standes vertreten, sondern auch auf die übrigen Rücksicht nehmen muß. Endlich ist in Betracht zu ziehen, daß extreme Maßregeln gegen den Kapitalismus ungeheuere Kapitalien aus Deutschland verscheuchen, seine Industrie und seinen Handel in das Elend bringen würden. Nur internationale Verständigungen könnten radikale Änderungen möglich machen, aber da kommt es dann wieder zum Konflikt widersprechender Interessen. Wie wir die Sache auch betrachten mögen, immer kommen wir wieder zu demselben Ergebnis, daß nichts durch gewaltsamen Umsturz zu erreichen, daß vielmehr der bereits in Deutschland eingeschlagene Weg der Reformen der richtige ist."

„Im ganzen stehst du hiermit der sozialistischen Propaganda wohlgesinnt gegenüber", warf ich ein. Dies bestätigte mein Vater und führte weiterhin aus: „Ich sehe in den sozialistischen Bestrebungen unserer Zeit nichts, was unvereinbar wäre mit dem Familienleben, wie es uns lieb geworden, mit unserer Kultur, mit Religion und Monarchie. Es gibt nur ein absolutes Ziel im Gesellschaftsleben, nämlich die Zweckmäßigkeit. Wie im einzelnen die Zukunft diese Verhältnisse gestalten mag, läßt sich jetzt gar nicht absehen. Ich glaube

aber, daß die Wandlung weniger in der Beseitigung des Kapitalismus liegen kann, als in der Hebung der sozialen Bedingungen der arbeitenden Klassen. Der Reichtum darf nicht schlechthin als ein Übel angesehen werden, er schafft auch viel Gutes für die Allgemeinheit."

„Wie steht es dann aber mit dem Eigentum", bemerkte ich, „namentlich in bezug auf die rechtliche Seite? Hier ist doch wohl eine Schranke für die Betätigung sozialistischer Lehren?"

„Mit nichten", erwiderte mein Vater, „Eigentum, Besitz, Kauf, Erbfolge, alles das sind Begriffe, welche durch die Gesetzgebung fixiert sind, aber es liegt ihnen nichts Ewiges, nichts Unabänderliches zugrunde. Bei allen Völkern, zu allen Zeiten sind die Auffassungen über die Rechtsverhältnisse verschiedenartige gewesen. Ich erinnere dich nur an die Sklaverei, welche nicht einmal die Unabhängigkeit der Person respektierte. Zwang aber übt auch die heutige Gesellschaft in ausgedehntem Maße auf die Bürger der zivilisierten Staaten aus. Absolute persönliche Freiheit existiert nur in der Dichtung und vielleicht bei den Wilden eures schönen Brasiliens. Der moderne Kulturstaat kann solche faule Brüder nicht brauchen, und das Land, welches seinen Bürgern so weitgehende Freiheiten gestatten wollte, würde in der Konkurrenz mit anderen Nationen unterliegen. Unsere Zivilisation will nicht die Freiheit, sondern die Beschränkung des Individuums, die Beschützung des Schwachen gegen den Starken, gleiches Recht, gleiche Fürsorge für alle. In diesem Sinne wird noch vieles nach oben wie nach unten zu tun sein. Man wird den Ausschreitungen des Kapitalismus sich entgegensetzen, aber man kann auch nicht den Fortschritt hemmen und etwa im Interesse der Hausindustrie wunderbar vervollkommnete Maschinen verdammen. Manches Unrecht wird durch gerechtere Verteilung der Steuern und durch eine progressive Erbschaftssteuer zu

mildern sein. Aber immer muß wiederum dabei bedacht werden, daß es sich um zweischneidige Waffen handelt. Am ehesten kann ich mir noch vorstellen, daß man mit dem Latifundienwesen aufräumen und suchen wird, Maximalgrenzen für liegende Güter festzustellen und die Riesenbesitzungen einzelner durch zahlreiche Ansiedelungen freier Bauern zu ersetzen. Es gibt nur ein Desideratum in aller dieser Entwicklung: das ist die Erhaltung und Erweiterung unserer Zivilisation unter möglichst gerechter Verteilung von Gütern und Pflichten."

Diese Unterredung mit meinem Vater ist mir wie kaum eine andere lebhaft in die Seele geschrieben. Ich befand mich in der Einbildung, daß für ihn, der sein ganzes Leben der Erforschung des Rechtes gewidmet, Eigentum, Besitz, Erbe usw. Begriffe sein müßten wie etwa Vererbung, Variabilität, Anpassung usw. für den Biologen, und nun fand ich, daß er, statt mitten in seiner Zeit zu stehen, über sie hinausgewachsen war. Statt unabänderlicher Rechtsbegriffe nichts als bunte Fahnen, Kleider, die auf die jeweiligen Bedürfnisse des sozialen Organismus angepaßt sind, die nach Belieben angelegt oder abgestreift, erneuert oder verändert werden können.

Bei einer anderen Gelegenheit kamen wir auf die Schwurgerichte zu sprechen. Ich setzte meinem Vater auseinander, warum ich nach den in Brasilien gemachten Erfahrungen von denselben nichts halten könne. Der kleine Mann, namentlich auf dem Lande und in unbedeutenden Ortschaften ist von den politischen Machthabern oder den Gutsbesitzern abhängig. Bald ist er einem solchen Geld schuldig oder bewohnt ein ihm gehöriges Haus, bald tritt ihm der reiche Nachbar Pflanzland ab oder gestattet ihm, in seinem Walde Holz zu schlagen, auf seiner Weide Vieh gehen zu lassen. Sein Neffe soll Soldat werden, sein Schwager wurde Rauferei halber ins

Gefängnis gesteckt, er kann die Steuer nicht bezahlen; immer braucht er die Fürsprache des einflußreichen Mandachuva (Regenmacher), von dem schließlich alles abhängt, und den auch der Richter zum Freunde zu haben bestrebt ist, während die Polizeiorgane nach seinem Vorschlag ernannt sind. Diese eigenartigen Machtverhältnisse spiegeln sich denn auch in den Gerichtsverhandlungen wider und bewirken es nur zu oft, daß der Raubmörder freigesprochen wird, weil er aus „Notwehr" nicht anders habe handeln können. Mein Vater bemerkte hierzu, daß derartige patriarchalische Zu- oder Mißstände bei Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit und der Zivilisation naturgemäß verschwinden, daß aber doch auch in Deutschland bei den Schwurgerichtsverhandlungen manches sich ereigne, was dem Sinn und Zweck der Einrichtung widerspreche. „So", fuhr er fort, „haben im Laufe der letzten Jahre mehrfach Schwurgerichtsverhandlungen stattgefunden, bei welchen die Geschworenen die Schuldfrage verneinten, obwohl der Angeklagte sie nicht abgeleugnet hatte. Es handelt sich dabei um Fälle, in welchen die Überzeugung der Vertreter des Volkes sich im Widerspruch mit den Bestimmungen des Gesetzes befindet. Öfters z. B. ereignet es sich, daß bei einem Duell der Beleidigte, vielleicht schwer in seiner Ehre Gekränkte, seinen Gegner tödlich verwundet. Dem Gesetze nach muß er bestraft werden, während das Empfinden der Geschworenen auf seiner Seite steht, weil ihm Unrecht geschehen ist und ihm das Duell durch die Umstände und die im Kreise seiner Freunde und Berufsgenossen herrschende Anschauungsweise geradezu aufgedrängt worden ist. Ihn frei zu sehen, ist der Wunsch der Geschworenen, und das können sie nur erreichen durch verkehrte Beantwortung der ihnen bezüglich der Schuld des Angeklagten vorgelegten Fragen. Vom rein menschlichen Standpunkt aus ist das begreiflich, aber der Jurist kann der offenen Mißachtung des Gesetzes nicht gleichgültig gegenüber-

stehen. Auch ich bin daher kein Freund und Verteidiger der Schwurgerichte. Hält die öffentliche Meinung an der Forderung fest, daß dem Laienelement eine Beteiligung an den Schwurgerichten zugewiesenen Fällen gesichert bleibt, so scheint mir das Schöffengericht noch am meisten für sich zu haben, bei welchen es sich gewissermaßen um ständige oder Berufs-Geschworene handelt. Das würde zugleich den Gedanken an eine angemessene pekuniäre Entschädigung für die dem Gemeinwohl geleisteten Dienste nahelegen. Im Laufe der Zeit würden solche Schöffen gute Erfahrungen und Kenntnisse erwerben, aber sie würden eben doch ihrer Leistungsfähigkeit nach immer nur Richter zweiter oder dritter Güte bleiben. Mir als Juristen kann als Ideal für die Verbesserung der Rechtsprechung nur die Vertiefung der Gesetzgebung als das in Betracht kommende Mittel gelten. Ergeben sich wirklich in bestimmten Fällen Widersprüche zwischen dem Rechtsbewußtsein des Volkes und dem Buchstaben des Gesetzes, so taugt eben letzteres nicht oder nicht mehr und muß verbessert werden. In manchen Fällen wird man der humanen Gesinnung des Richters, die mehr und mehr zur Geltung kommen sollte, weiteren Spielraum für ihre Entscheidung bewilligen müssen. Vor allem wird man Fürsorge zu tragen haben, daß harte Strafen für geringfügige Vergehen, wie sie heutzutage nur zu häufig verhängt werden, nicht mehr das Rechtsbewußtsein des Volkes aufregen. Das ist der Weg, auf den meines Erachtens die Hebung der Strafgesetzgebung erstrebt werden muß."

Einen neuen Beleg für die große geistige Frische, die sich mein Vater bis in sein hohes Alter bewahrt hat, lieferte mir die Arbeit, bei welcher ich ihn 1888 antraf. Sein Arbeitszimmer war voll von Werken über Sanskrit, arische Kultur usw., die er eifrig studierte. „Natürlich", sagte er mir, „kommt es mir nicht in den Sinn, mich aus Neigung auf ein mir

neues Forschungsgebiet zu begeben. Ich fühle das unabweisbare Bedürfnis, nachdem ich das Recht des alten Rom bis in seine Anfänge verfolgt habe, es noch darüber hinaus zu erforschen, und damit komme ich in den Kulturkreis der alten Arier. Geschriebene Rechtssatzungen gab es in jenen ältesten Zeiten nicht; die Möglichkeit, gleichwohl zu einigermaßen haltbaren Vorstellungen darüber zu kommen, bietet nur die eingehende Kenntnis des häuslichen und sozialen Lebens jener Zeiten und zwar im Lichte der Auffassung des Rechtsphilosophen. So bleibt mir nichts anderes übrig, als die Grundlage, deren ich bedarf, mir selbst zusammenzutragen, und das ist es, was ich jetzt erstrebe." Er hat noch jahrelang an dem Probleme weitergearbeitet, aber die Kritik hat sich dem, nach seinem Tode erschienenen, Werke gegenüber etwas ablehnend verhalten — mit Unrecht, wie ich glaube. So hat man namentlich hervorgehoben, daß die von ihm benutzten literarischen Quellen zum Teil schon überholt seien und zu irrigen Folgerungen Anlaß gegeben hätten. Das gilt besonders für die älteren Anfänge des Wirtschaftslebens. Manche Autoren wollen heute die ältere Einteilung in Jäger, Nomaden und Ackerbauvölker nicht mehr gelten lassen, namentlich Hehn hat sich ihr energisch widersetzt. Es ist nun überhaupt ein mißliches Ding um solche Diskussionen, denen der positive Hintergrund exakten Wissens mangelt, und ganz besonders gilt das für die Anfänge der Viehzucht und Landwirtschaft. Hehn, dessen Werke mir vielfache Anregung gegeben haben, betrachtet die Viehzucht als die Vorbedingung für den Körnerbau. Vielleicht hat er darin recht, vielleicht auch nicht; in Amerika haben Pflug und Zugtier niemals in der alten Landwirtschaft Verwendung gefunden, und es ist sehr wohl denkbar, daß auch in der alten Welt einst ähnliche Zustände bestanden. Die Zähmung der Haustiere legt sich Hehn in einer mystischen Weise zurecht, der nichts Überzeugendes anhaftet.

Der Urmensch würde demnach die Rinder zuerst lediglich gezähmt haben, weil sie durch die Form ihrer Hörner an den Halbmond erinnert und zur Verehrung des geheiligten Gestirnes der Nacht sich besonders geeignet hätten. Erst sekundär habe man dann die mancherlei nützlichen Eigenschaften des Rindes entdeckt und ausgebeutet. Der Auffassung meines Vaters liegt dieser Ideengang fern; für ihn sind die ersten Anfänge kulturellen Lebens ein rauher Kampf mit den Unbilden der Natur, gegen Feinde aller Art und voller Anstrengung zur Gewinnung der unentbehrlichen Lebensmittel. Kam es auf solchen primitiven Stufen kultureller Entwicklung zur Zähmung und Haltung von Vieh, so war lediglich der praktische Nutzen und der im Verlaufe der Züchtung zu erwartende Gewinn das Ziel.

Ich finde bei erneuter Lektüre des Buches über die Indogermanen die soliden Grundgedanken vorherrschend, zu denen die naturwissenschaftliche und anthropologische Erforschung der primitiven Kulturen der Naturvölker und der Urgeschichte geführt hat.

Wenn ich auf diese Verhältnisse hier etwas näher eingegangen bin, so geschieht es besonders mit Rücksicht auf den harten Vorwurf des Dilettantismus, der neuerdings gegen meinen Vater von einem seiner früheren Kollegen erhoben wurde. Es kommt eben alles darauf an, was man unter Dilettantismus versteht. Ist damit das Übergreifen auf ein der eigenen Sachkenntnis fernerstehendes Gebiet gemeint, so ist damit über alle weitgehende synthetische oder vergleichende Geistesarbeit der Stab gebrochen, von Philosophie ganz zu schweigen. Das wäre eine Absurdität. Dem Wesen des Dilettanten hängt der Begriff des Sportsmäßigen, oft des Leichtfertigen an, wobei zwischen Wollen und Können vielfach das gröbste Mißverhältnis besteht.

Mein Vater nahm es bei unseren Unterredungen nicht

übel, wenn ich gelegentlich seiner Kompetenz mein eigenes Empfinden entgegenstellte, und einmal ging ich aus einer solchen Diskussion als Sieger hervor. Ich verfocht den Standpunkt, daß der Staat die Personen, welche ungerechterweise verurteilt oder auch nur in Untersuchungshaft genommen worden seien, angemessen pekuniär entschädigen müsse. Im Prinzip verwarf mein Vater diesen Standpunkt ganz und gar, weil die Justiz nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht habe, nach bestem Wissen und Können, ohne Ansehung der Person, alle Anhaltspunkte des Verdachts zu verfolgen. Als ich ihm dann aber entgegenhielt, daß die Justiz unter solchen Umständen einen in bedürftigen Verhältnissen lebenden Menschen und seine ganze Familie in schweres Ungemach und offenbare Not bringen könne, und daß es dem Staate wohl zukomme, die Wunden, welche er unfreiwillig geschlagen, zu heilen, gab er zu, daß dies eine billige Forderung sei, bezüglich deren er aber befürchtete, daß sie allzu hohe finanzielle Opfer erheischen könne. Diese Besorgnis scheint sich aber nicht als begründet erwiesen zu haben, denn in vielen Ländern hat man in der Folge schon Nennenswertes auf diesem Gebiete geleistet. — Häufig genug bildeten auch Gegenstände rein naturwissenschaftlichen Charakters den Stoff der Unterhaltung. Während bei mir infolge einer durch die Umstände bedingten Einseitigkeit die Lektüre, soweit sie nicht Fachstudien betraf, sich auf Naturgeschichte, Anthropologie und Länderkunde beschränkte, zogen meinen Vater mehr die historischen Fragen, schöne Literatur, Briefwechsel, Memoiren usw. an; doch besaß er auch ein sehr reges Interesse für naturwissenschaftliche Probleme. In seinen Gießener Jahren gehörten zu seinen intimsten Freunden die ausgezeichneten Naturforscher Leuckart, Buff und Kopp. Allwöchentlich einmal trafen sich die Freunde zum Whistabend abwechselnd in einer ihrer Wohnungen; die Zeit von 7—9 Uhr war dem Spiel gewidmet, wobei es der

begangenen Fehler wegen oft sehr lebhaft zuging. Nach dem Abendessen, das einfach, aber gewählt zu sein pflegte, fiel es meinem Vater zu, den Punsch anzusetzen oder eine Bowle zu brauen, und dann blieb man in angeregter Unterhaltung und heiterster Stimmung noch 2 bis 3 Stunden beisammen.

Die naturwissenschaftlichen Anregungen jener Plaudereien veranlaßten meinen Vater u. a. dazu, 1860 ein Kolleg über physikalisch-chemische Probleme und Metereologie bei Kopp zu hören.

Mit besonderem Interesse verfolgte er die Ausbreitung darwinistischer Lehren, und gern ließ er sich von mir den Unterschied zwischen der Deszendenzlehre und ihrer darwinistischen Begründung, der Selektionslehre, auseinandersetzen. Von letzterer hielt ich schon damals wenig, und um ihn des genaueren in die widerstreitenden Auffassungen über das Problem der Artenbildung einzuführen, las ich ihm 1888 den betreffenden, sehr gut geschriebenen Abschnitt aus dem Lehrbuch der Zoologie von Claus vor. Wiederholt versicherte er mir, daß der Entwicklungsgedanke, der jetzt die moderne Biologie beherrscht, in ihm selbst lange vor dem Erscheinen von Darwins Werk lebendig gewesen sei und ihn zu seiner besonderen wissenschaftlichen Richtung geführt habe.

Am innerpolitischen Leben Deutschlands hat sich mein Vater, von der regelmäßigen Ausübung des Wahlrechts abgesehen, nicht nennenswert beteiligt. Ich erinnere mich jedoch eines darauf bezüglichen Gesprächs, das mir Eindruck machte. Es handelte sich um die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in die Verfassung des deutschen Reiches, „ich finde dies“, so meinte er, „ein außerordentliches Zugeständnis an die Demokratie. Bismarck hat damit gewiß vielen Wünschen entprochen und der neuen politischen Gründung starke Sympathien zugeführt, aber ich stelle mir vor, daß es sich dabei um eine seiner eigenen besseren Überzeugung abge-

rungene Konzession handelt. Es besteht eben doch ein großer Unterschied in der geistigen und moralischen Qualifikation der verschiedenen Wähler. Dem Bauern vom Eichsfeld kommt es überhaupt nicht in den Sinn, daß es noch andere, wohlberechtigte Standpunkte geben könne als den, welchen ihm sein Kaplan darlegt, und dem sozialistischen Fabrikarbeiter geht die Befähigung ab, Wahres und Falsches aus den Hetzreden der Agitatoren zu sondern, und den erst kürzlich aus Polen zugewanderten und ansässig gewordenen Feldarbeitern fehlt überdies noch der Wille, deutsche Interessen zu fördern. Den gebildeten Klassen dagegen kann weder die Befähigung, noch der Wille, dem Gemeinwohl zu dienen, abgesprochen werden. Nicht der höheren sozialen Stellung halber, nicht der größeren Opfer wegen, mit denen sie zu den Ausgaben des Staatshaushaltes beitragen, sollten die Stimmen der gebildeten Stände höher eingeschätzt werden, sondern weil sie mit ihrer ganzen Existenz inniger mit dem Geschicke des Landes verknüpft und weil sie besser mit seinen Bestrebungen seinen Bedürfnissen und seiner Geschichte vertraut sind. Ein allen Ansprüchen gerecht werdendes Wahlrecht wird es wohl niemals geben — ein ideales Wahlverfahren müßte die Stimmen nicht nur zählen, sondern auch wägen." —

Ich kann diese Erinnerungen nicht zum Abschluß bringen, ohne noch näher auf die Persönlichkeit meines Vaters zurückzukommen. Dreimal war er verheiratet, immer in glücklicher Ehe. In einem Briefe, den meine Stiefmutter mit stolzer Genugtuung bewahrte, bezeichnet er die Liebe, die ihm in so reichem Maße von seinen Frauen zu teil geworden, als das Höchste, was sein an Erfolg und Genuß so reiches Leben ihm geboten habe. Seine erste Ehe, aus reinster Neigung geschlossen, war ein Idyll von kurzer Dauer, an das er nur mit Wehmut zurückdenken konnte. Aus dem zweiten Bunde, dem mit meiner Mutter, entstammen seine Kinder. Meine

Mutter war eine liebenswürdige, geistig hochstehende Frau, hochgeschätzt im Kreise seiner Freunde. Von dem nur kurze Zeit währenden Aufenthalt in Kiel abgesehen, spielte sich ihr Eheleben in der so freundlich gelegenen hessischen Landes-Universität Gießen ab. Es waren das Jahre voller Anregung, aber auch voller Unruhe, in welche die Tagebücher meiner Mutter einen lebendigen Einblick gewähren. Ausgedehnter Verkehr, der Zuwachs der Familie, häufige Reisen usw. bedingten einen umfangreichen Haushalt, dessen Ansprüche ihre Kräfte stark in Anspruch nahmen und vielleicht mitunter überstiegen. Ein Glück für meine Eltern war es dabei, daß sie die Dinge des täglichen Lebens leicht nahmen.

In dem Kreise der befreundeten Familien war heitere, ungezwungene Geselligkeit Brauch; das Gastzimmer stand selten längere Zeit leer, und eine bedeutende Rolle im häuslichen Leben fiel der Musik zu. Nicht nur, daß mein Vater selbst ein tüchtiger und fleißiger Pianist war und regelmäßige Abende bei sich der Kammermusik widmete, so hatte er es auch übernommen, dem akademischen Konzertverein neuen Impuls zu geben und ihn zu leiten. Mancher Schlendrian war zu beseitigen, und nur mit Mühe gelang es z. B. den einzigen Bassisten, der gewohnt war, auf drei Saiten zu spielen, zu veranlassen, die fehlende vierte Saite wieder auf seine Baßgeige aufzuspannen. Besonderen Wert legte er darauf, Künstler und berühmte Virtuosen zu den Konzerten heranzuziehen. Die liebenswürdige, gastliche Aufnahme, welche diese Künstler in Gießen fanden, ließ sie gern darüber hinwegsehen, daß die kleine Stadt in bezug auf Honorare mit größeren und reichen nicht rivalisieren konnte. So vermochte mein Vater sich schließlich auch an schwierigere Unternehmungen heranzuwagen, wie die glänzend verlaufene Feier des hundertjährigen Geburtstags von Ludwig Spohr. Daneben fanden sich, wie ich schon sagte, die intimen Freunde allwöchentlich zum Whist-

abend zusammen, mit weiteren Kreisen der Kollegen traf man sich im Sonderbund, wo wissenschaftliche und gesellige Bestrebungen gleichermaßen zu ihrem Rechte kamen, und mit den praktischen Juristen unterhielt mein Vater beständige Fühlung durch Teilnahme an ihren Vereinigungen. Bei aller dieser vielfachen Abziehung wurde doch die wissenschaftliche Arbeit nicht vernachlässigt. Gerade in den Gießener Jahren verfaßte er sein Hauptwerk: den „Geist des römischen Rechtes auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung". Gerne diktierte er abends dem Universitätssekretär Schäffer Kapitel dieses Werkes. Er schätzte diesen angenehmen Mitarbeiter nicht nur wegen der mechanischen Hilfeleistung und der sauberen Reinschrift, sondern auch, weil derselbe verständnisvoll seinen Darlegungen folgte und nicht selten, wenn er nach einem zutreffenden Ausdruck suchte, ihn durch einen passenden Vorschlag erfreute. In späteren Jahren hat er nie wieder diktiert, wohl aber gern die geschickte Hilfe meiner Stiefmutter angenommen, welche sein schnell niedergeschriebenes, vielfach durchstrichenes und korrigiertes und durch Einschaltungen und Überklebungen schwer leserlich gewordenes Manuskript in guter Handschrift kopierte. Er wurde mit den Jahren immer strenger gegen sich selbst, und oft genug erlitt die Darstellung noch während des Druckes erhebliche Änderungen. „Ich lege", so sagte er mir, „den größten Wert auf die Form, in welcher meine Erfahrungen und Gedanken sich darstellen. Je klarer und je verständlicher ein Gedanke ausgedrückt ist, um so leichter haftet er in der Erinnerung des Lesers."

Unter den geschilderten Umständen begreift es sich leicht, daß die Stellung meiner Mutter eine schwierige war, zumal wenn man das leicht erregbare Temperament meines Vaters mit in Betracht zieht, welches ihn nicht selten zu Heftigkeit und Ungerechtigkeit hinriß. Meine Mutter hatte aber eine verständige, milde Art, das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Statt sich zu verteidigen oder sich auf leidenschaftliche Erörterungen einzulassen, suchte sie ihn zu beschwichtigen und allmählich auf andere Gedanken zu bringen; hielt sie es für angebracht, so stellte sie ihm am anderen Tage, wenn der kleine Vorfall, der ihn erregte, schon fast vergessen war, die Angelegenheit im Lichte ihrer Auffassung dar, und er wußte diesem klugen Vorgehen Dank. Ich habe im Laufe meines Lebens oft an dieses schonende und gewandte Benehmen meiner Mutter denken müssen. — In wie mancher Ehe, in welcher gediegene, einander ergebene Menschen oft hart aufeinanderstoßen, wäre Friede und Eintracht nie in Frage gestellt gewesen, wenn die Frau zur rechten Zeit verstanden hätte, zu schweigen oder einmal fünf gerade sein zu lassen. Noch vor kurzem schrieb mir eine verehrte alte Freundin unserer Familie, welche in jungen Jahren meiner Mutter nahegestanden hatte: „Eine edlere Natur, ein höher stehendes weibliches Wesen wie Deine Mutter ist mir in meinem langen Leben nicht begegnet“ . . . Über manche Vorkommnisse des täglichen Lebens, die bei schwerfälligen Menschen für längere Zeit den Frieden des Hauses gestört haben würden, brachte meine Eltern ihr verständiger Sinn und die Neigung zu humoristischer Auffassung bald hinweg. Ein solches kleines Ereignis erhielt sich uns in lebhafter Erinnerung. Es war ein schöner Sommertag, und wir speisten im Garten im Schatten einer prächtigen Roßkastanie. Da wurde der stattliche Kalbsbraten aufgetragen, der schon seit einigen Tagen die Pièce de résistance bei den Mahlzeiten gebildet hatte, aber in Anbetracht der sommerlichen Hitze einem vorschnellen Alter Anheimgefallen war. Nachdem mein Vater ihn geprüft und verworfen hatte, schleuderte er ihn samt der Schüssel in weitem Bogen in das angrenzende Boskett. Verlegenheitspause — — dann schossen wir Kinder auf einen Wink meiner Mutter hinter dem corpus delicti her und bargen Besteck und Schüssel, die un-

versehrt geblieben waren. Meine Mutter half glücklich über die unbequeme, uns Kindern aber ergötzliche Situation hinweg, und als wir den Nachtisch mit unserem Vater in der Krone des mächtigen, von köstlichen Früchten überladenen Kirschbaumes einnahmen, war die Heiterkeit wieder eine allgemeine und ungetrübte.

Das stark entwickelte gesellige Leben in unserem Hause übte naturgemäß seine Rückwirkung auf den Weinkeller, der ein Gegenstand steter Fürsorge für meinen Vater war. Einmal passierte es, daß ein Bord, das mit zahlreichen Flaschen feinsten Rheinweines besetzt war, in sich zusammenbrach, die Mehrzahl der Flaschen einem unrühmlichen Ende weihend. Das war eine große, schwer empfundene Kalamität. — Um die Pfingstzeit machten unsere Eltern eines Jahres einen Ausflug an den Rhein, wobei mein Vater im Keller eines Weinbauern ein Stückfaß von einem ihm besonders zusagenden Tischwein erstand. „Jetzt", sagte er zu uns nach der Rückkehr, „kriegen wir Wein die Fülle, ein Vorrat für Kinder und Kindeskinder!" Das Monstrum mit dem süffigen Gimmeldinger kam denn auch bald darauf an, ging aber seiner stattlichen Dimensionen halber nicht durch die Kellertür. Es mußten Handwerker kommen und eine Seitenwand des Kellereingangs einreißen. — Nach fünf Jahren war für die Kindeskinder kein Tropfen mehr übriggeblieben.

Ein andermal in Göttingen kam bei einer Überschwemmung das Grundwasser auf dem Boden des Kellers zum Vorschein. Die Freunde neckten ihn über das Wasser in seinem Weinkeller. Doch bald darauf rehabilitierte er sich und den guten Ruf seines Weinkellers bei einem eigens dazu veranstalteten Gastmahl. Bei solchen Gelegenheiten feierte sein Humor in launigen Toasten Triumphe. Manche derselben würden verdient haben, aufgezeichnet zu werden. Als ihm bei dem in Mainz abgehaltenen Juristentag der Toast auf die Damen

zugeteilt wurde, versicherte er, daß der reiche Flor anmutiger und schöner Frauen, der Mainz auszeichne, einen so kostbaren Schatz des deutschen Reiches darstelle, daß dieses sich gezwungen gesehen habe, zu seinem Schutze eine Festung zu bauen. — Als er die Göttinger Universität bei der Zentenarfeier der Hochschule von Leyden vertrat, baten ihn die fremden Delegierten, den Trinkspruch auf die gastliche Stadt auszubringen. Nachdem er gebührend die freundliche Aufnahme mit Dank gepriesen, rief er in die Versammlung hinein, eine Flasche Champagner hochhaltend, die Worte: „Wer kennt sie nicht in aller Welt, die Leydener Flasche" —, was einen langanhaltenden Sturm der Heiterkeit zur Folge hatte.

Der Humor, durch den er oft andere entflammte, half ihm auch im eigenen täglichen Leben über manche unbequeme Situation hinweg. So war es ihm in Göttingen lästig, von Weinreisenden überlaufen zu werden, für die er, der von einer altbewährten Firma reel bedient wurde, keine Aufträge übrig hatte. Trat nun ein solcher Besucher in sein Arbeitszimmer, so erkundigte er sich zunächst angelegentlichst, ob das von ihm vertretene Geschäft auch wirklich unverfälschte reine Weine verkaufe. Natürlich wurde diese Frage unter starken Beteuerungen, daß die Firma nur absolut reinen Wein führe,, bejaht. „Dann", erwiderte mein Vater, „bedauere ich, von Ihnen nichts beziehen zu können, denn meine hiesigen Gäste sind so an das geschmierte Zeug gewöhnt, daß ein reiner Wein ihnen gar nicht mehr schmeckt, ja von ihnen für gefälscht gehalten wird." „Nun, wenn es so steht", kam die etwas zögernde Antwort, „dann kann ich auch mit gefälschten Weinen aufwarten." „Was", rief mein Vater mit Entrüstung, „Sie geben selbst zu, daß Sie mit geschmierten Weinen handeln — hinaus mit Ihnen." Einmal trat er lachend zu uns und sagte: „Jetzt bin ich aber einen Weinreisenden auf gute Art losgeworden, und er kommt mir wohl so bald nicht wieder.

Ich habe mich schwerhörig gestellt und seine Anerbietungen mit der Frage beantwortet, ob er das Praktikum oder die Vorlesung über die Pandekten belegen wolle. Nachdem die Unterhaltung sich so eine Weile in Mißverständnissen hingezogen, legte ich ihm die Einzeichnungsliste vor und hielt ihm die Feder hin; da verduftete er." Dabei freute sich mein Vater nachträglich des gelungenen Scherzes und rieb sich, wie das dann seine Gewohnheit war, vergnüglich die Hände.

Wie diese humoristische Ader sich auch in seinen juristischen Vorträgen und Schriften geltend machte, wissen diejenigen, die näher mit seinen Werken bekannt sind, unter denen in dieser Hinsicht namentlich das Buch „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" hervorzuheben ist. Besonders kam dies auch seinem Praktikum zustatten, einer Unterrichtsform, deren Typus er meines Wissens im juristischen Lehrfache Deutschlands zuerst eingeführt hat. „Bringe ich meinen Zuhörern", so sagte er mir, „merkwürdige Vorfälle aus dem täglichen Leben und solche komischer Art und erörtere deren rechtliche Seite, so bleiben ihnen solche Beispiele und ihre Entscheidungen dauernd in Erinnerung, was nicht der Fall ist mit Diskussionen und Streitfragen zwischen A und B." Tatsächlich haben auch viele seiner ehemaligen Schüler mir die Richtigkeit dieser seiner Auffassung bestätigt, und mit Vergnügen habe ich selbst in seinem Praktikum hospitiert.

Es dürfte schließlich nicht ohne Interesse sein, die Eigenart meines Vaters mit den von seinen Vorfahren überlieferten Charakterzügen zu vergleichen. Die Iheringsche Familie gehört zu den älteren und angeseheneren Nordwestdeutschlands; ihr Stammbaum reicht bis 1473 zurück. Von dem 1522 geborenen Sebastian Ihering an waren alle direkten Vorfahren meines Vaters Juristen und Kameralisten. Über die weiter zurückliegenden Generationen sind wir nicht genauer unterrichtet; da aber einer dieser, damals in Sachsen ansässigen,

Vertreter der Familie vom Kaiser Friedrich III. zum Pfalzgrafen ernannt wurde, so gehörten auch sie dem Leben am Hofe und dem höheren Verwaltungsfach an. Mithin haben alle direkten Vorfahren meines Vaters seit 4—500 Jahren dem juristischen und Verwaltungsberuf angehört. Es waren dies, soweit wir von ihnen wissen, charakterfeste Männer von strenger Rechtlichkeit, die neben ihrem Beruf sich auch in mannigfaltiger Weise dem Gemeinwohl widmeten. Mehrere von ihnen haben juristische und historische Abhandlungen verfaßt. Am lebhaftesten hat sich in der Familie die Erinnerung an meinen Urgroßvater erhalten, Caspar Rudolf Jhering, Advocatus Fisci, gemeinhin nur der alte Fiskus genannt. Nach meine Vaters Überzeugung war er unter seinen Vorfahren der bedeutendste. Er war der Organisator des Jhering-Fehns, eines jener ostfriesischen Familiengüter, welche auf ödem Moorland durch Abtragung des Torfes und Ausgrabung von Kanälen Raum für viele neue und blühende Kolonien schaffen. Außerdem gründete er die ostfriesische Mühlen-Brand-Societät, ein glücklich gedeihendes Versicherungsunternehmen, welches einer der ersten Vorläufer der damals erst entstehenden Versicherungsanstalten gegen Feuerschaden war. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß mein Vater seine besondere Beanlagung großenteils diesem seinem Großvater verdankte. Damit stimmt auch der weitere, ihnen beiden gemeinsame Zug des Feinschmeckertums überein. So einfach und nüchtern mein Vater auch für gewöhnlich lebte, so hatten doch kulinarische Genüsse für ihn eine höhere Bedeutung als für die meisten anderen Sterblichen. So z. B. versetzte es ihn in die größte Unruhe, als am festlich begangenen Tage seines 70. Geburtstages die aus Hamburg bestellten Hummern nicht rechtzeitig eintrafen, wennschon endlich glücklicherweise nicht zu spät. Eine besondere Freude war es ihm, wenn Leckerbissen seltener Art eingetroffen waren, gute Freunde zu Gaste zu laden.

So ereignete es sich einst in Gießen, daß ihm zwei fette Schnepfen verehrt wurden, die abends dem engeren Freundeskreis vorgesetzt wurden. Da nun aber zwei Schnepfen zu wenig, und mehr nicht zu beschaffen waren, so ließ er mit ihnen zusammen noch zwei Rebhühner braten. Bei Tisch wurden dann zunächst die beiden Schnepfen tranchiert und serviert mit einem Teil der dazu präparierten Brötchen, darauf die Schüssel abgetragen und in der Küche die Köpfe an den Hälsen der Rebhühner befestigt, so daß nun eine zweite Schüssel mit Schnepfen serviert werden konnte und auch als solche verspeist wurden. Mein Vater freute sich riesig über den gelungenen Scherz und war in besonderem Grade darüber belustigt, daß der berühmte Zoologe Leuckart Rebhühner für Schnepfen genommen hatte. Der „alte Fiskus" seinerseits war auch ein Gourmand von Gottes Gnaden, der z. B. für Fischgerichte sich besondere Teller aus Zinn mit doppeltem Boden herstellen ließ, die mit heißem Wasser gefüllt wurden, damit die zerlassene Butter nicht so schnell auf dem Teller erkalten könne. Die Wissenschaft ist in Sachen der Vererbung noch nicht so weit gediehen, um sicher beurteilen zu können, inwieweit geistige Eigenschaften der Vorfahren auf spätere Geschlechter übertragen werden. Wenn es aber eine ziemliche Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die Aufeinanderfolge zahlreicher, musikalisch hochbegabter Generationen in der Familie des Sebastian Bach nicht auf Zufall beruht, so scheint wohl die Annahme zulässig, daß auch die geistige Schulung einer alten Juristenfamilie in Männern wie meinem Vater und Urgroßvater sich in besonders hoher Potenz verkörpern könne.

Sao Paulo, 15. Mai 1912.

Dr. Hermann v. Ihering.

Register der Briefempfänger.

Gustav Baur, 1816 geboren, 1841 in Gießen für Theologie habilitiert, 1847 Extraordinarius, 1849 Ordinarius daselbst. 1861 Hauptpastor an der Jakobigemeinde in Hamburg, 1870 Professor in Leipzig. 1889 gestorben.

Karl Binding, Wirklicher Geheimrat und Professor der Rechte in Leipzig.

Breitkopf und Härtel, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Oskar Bülow, 1837 geboren, 1854 habilitiert für römisches Recht und Zivilprozeß in Heidelberg, 1865 Extraordinarius in Gießen, 1868 Ordinarius daselbst, 1872 in Tübingen, 1885 in Leipzig. 1907 gestorben in Heidelberg.

Heinrich Hermann Fitting, Geheimer Justizrat, Professor der Rechte in Halle.

Nikolaus Frölich, Advokat in Schleswig. 1796 geboren, 1880 gestorben.

Karl Friedrich von Gerber, 1823 geboren, 1844 in Jena habilitiert für deutsches Recht. 1846 daselbst Extraordinarius, 1847 Ordinarius in Erlangen, 1851 Tübingen, Ordinarius und Kanzler der Universität, 1862 Jena, 1863 Leipzig, 1871 Kultusminister in Sachsen. 1891 gestorben.

Rudolf Gneist, 1816 geboren, 1839 in Berlin habilitiert für Staats- und Verwaltungsrecht, 1844 Extraordinarius daselbst, 1858 Ordinarius. 1895 gestorben.

Julius Glaser, 1831 geboren, 1854 in Wien habilitiert für österreichisches Strafrecht. 1856 Extraordinarius, 1860 Ordinarius daselbst. 1868 Sektionschef im Unterrichtsministerium, 1870 Rückkehr zu seinem Lehramt, 1871 Justizminister, 1879 Generalprokurator am Wiener Kassationshof. 1885 gestorben.

Einige Briefe sind auch an dessen Gattin **Frau Minna Glaser** gerichtet.

Frau Luise Gleim, 1819 geboren in Hamburg, lebte als Witwe in Göttingen. 1900 gestorben.

Fräulein Lotte Hegewisch, Tochter des Etatsrats Dr. Franz Hegewisch in Kiel, 1822 geboren, 1905 gestorben.

August Lammers, 1831 geboren, volkswirtschaftlicher Schriftsteller. Redakteur der verschiedensten Zeitungen. 1877—1879 Mitglied des preußischen Landtags. 1892 gestorben.

Ludwig Lange, 1825 geboren, 1849 in Göttingen habilitiert für Philologie, 1853 Extraordinarius daselbst, 1855 Ordinarius in Prag, 1859 Gießen, 1871 Leipzig. 1885 gestorben.

Frau Auguste von Littrow-Bischoff, 1819 geboren, Gattin des Professors der Astronomie und Direktors der Sternwarte an der Wiener Universität. 1898 gestorben.

Ludwig Mitteis, Geheimer Rat, Professor der Rechte in Leipzig.

Ernst Neukamp, Reichsgerichtsrat in Leipzig.

Adolf Friedrich Rudorff, 1803 geboren, 1825 in Berlin für römisches Recht habilitiert. 1829 Extraordinarius daselbst, 1833 Ordinarius. 1873 gestorben.

Friedrich Oskar von Schwarze, 1816 geboren, 1848 Appellationsrat in Dresden, 1854 Oberappellationsrat, 1856 Oberstaatsanwalt, 1858 Generalstaatsanwalt, 1886 gestorben.

Roderich von Stintzing, 1825 geboren, 1852 in Heidelberg habilitiert für römisches Recht. 1854 Ordinarius in Basel, 1857 Erlangen, 1870 Bonn. 1883 gestorben.

Karl Georg von Wächter, 1797 geboren, 1819 Extraordinarius in Tübingen, 1822 Ordinarius, 1833 Leipzig, 1836 Kanzler in Tübingen, 1851 Präsident des Oberappellationsgerichts in Lübeck. 1852 Professor in Leipzig. 1880 gestorben.

Bernhard Windscheid, 1817 geboren, 1840 in Bonn für römisches Recht habilitiert. 1847 Ostern Extraordinarius, Herbst 1847 Ordinarius, 1852 Greifswald, 1857 München, 1871 Heidelberg, 1874 Leipzig. 1892 gestorben.

Einige Briefe sind auch an dessen Gattin Frau Lotte Windscheid gerichtet.

Namenregister.



